IWK

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

42. Jahrgang, Dezember 2006, Heft 4

Mit Beiträgen von

Markus Raasch, Tilmann Siebeneichner,
Lars Amenda, Ottokar Luban,
Ilko-Sascha Kowalczuk und Andreas Knobloch

Neue Literatur

WIR SIND DIE GENOSSEN PIRATEN | BAND 1

Hermann Knüfken

Von Kiel bis Leningrad

Erinnerungen
eines revolutionären Matrosen
1917 bis 1930

Herausgegeben
von Andreas Hansen und Dieter Nelles

474 Seiten | 80 Abbildungen
Hardcover, Fadenheftung
ISBN 978-3-86163-110-1 | 28,00 EUR

Hermann Knüfken ist „der Prototyp aller politischen Abenteurer des Jahrhunderts" (Jan Valtin: Tagebuch der Hölle). Vom Kieler Matrosenaufstand 1918 führt sein Weg in verschiedene Länder Europas. Er wird Emmissär der Kommunistischen Internationale und später Chef des Interklubs der Seeleute im Leningrader Hafen. Knüfken beschreibt sein Leben als deutscher Matrose, der an vielen Brennpunkten der Arbeiterbewegung zu finden war. Die stalinistische Umformung der Russischen Revolution durchlebte er bereits 1929 in der Lubjanka. Seine Erinnerungen an die Jahre 1917–1930 erscheinen hier erstmals. Im Anhang dokumentieren Briefe, amtliche und persönliche Berichte sowie ein Nachwort die weiteren Stationen seines Lebens.

Ab sofort in jeder guten Buchhandlung erhältlich.
Oder über den Verlag zu bestellen.

BasisDruck Verlag GmbH

Schliemannstraße 23 | 10437 Berlin | Telefon 030. 445 76 80 | Fax 030. 445 95 99
Bestellungen: bestellbasis@onlinehome.de | **www.basisdruck.de**

IWK

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

Begründet von Henryk Skrzypczak

Am Otto-Suhr-Institut der Freien Universität Berlin herausgegeben von Peter Steinbach
Wissenschaftlicher Beirat: Andreas Graf, Helga Grebing, Peter Lösche,
Hans Mommsen, Henryk Skrzypczak und Hermann Weber

Inhalt

Heft 4/06

Andreas Graf: Wunder gibt es immer wieder. Ankündigung eines Wechsels 425

Markus Raasch: Handlungspielräume des deutschen Exils während des Zweiten Weltkrieges. Das Beispiel der Landesgruppe deutscher Gewerkschafter in Großbritannien (LdG) 427

Tilmann Siebeneichner: Die Wirkungsmächtigkeit der Gewalt. Zu Georges Sorels „Mythos der Gewalt" in der politischen Kultur der frühen Weimarer Republik 468

Lars Amenda: „... ein deutsch-malaiischer Mischling". Eine Denunziation im nationalsozialistischen Hamburg 489

Ottokar Luban: Zwei unveröffentlichte Reden Rosa Luxemburgs vom Sommer 1913 zum Thema Massenstreik. Aus den Akten der politischen Polizei Berlin 499

Ilko-Sascha Kowalczuk: Der verrutschte Schlips des bärtigen Zollbeamten in Frankfurt. Anmerkungen zur Zeitgeschichtsforschung – „Die Umkehr" Konrad H. Jarauschs 505

Andreas Knobloch: Hugo Chávez 512

Neue Literatur

Wolfgang Engler, Unerhörte Freiheit. Arbeit und Bildung in Zukunft, Berlin 2007 *(Hugo Velarde)* 517

Klassiker der Geschichtswissenschaft. Hrsg. von Lutz Raphael. 2 Bde., München 2006;
50 Klassiker der Zeitgeschichte. Hrsg. von Jürgen Danyel, Jan-Holger Kirsch und Martin Sabrow, Göttingen 2007 *(Ilko-Sascha Kowalczuk)* 518

Klaus Große Kracht, Die zankende Zunft. Historische Kontroversen in Deutschland nach 1945, Göttingen 2005;
Zeitgeschichte als Streitgeschichte. Große Kontroversen nach 1945. Hrsg. von Martin Sabrow, Ralph Jessen und Klaus Große Kracht, München 2003 *(Ilko-Sascha Kowalczuk)* 522

Klio ohne Fesseln? Historiographie im östlichen Europa nach dem Zusammenbruch des Kommunismus. Hrsg. von Alojz Ivanišević u. a., Wien u. a. 2002;
Albanien. Geographie – Historische Anthropologie – Geschichte – Kultur – Postkommunistische Transformation. Hrsg. von Peter Jordan u. a., Wien u. a. 2003 *(Ilko-Sascha Kowalczuk)* 525

Inventar zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung in den staatlichen Archiven der Bundesrepublik Deutschland. Reihe B: Überlieferungen der Flächenstaaten. Bd. 2: Überlieferungen aus der ehemaligen preußischen Rheinprovinz. Landeshauptarchiv Koblenz. Bearb. von Marli Beck u. a. Nordrhein-Westfälisches Hauptstaatsarchiv Düsseldorf. Bearb. von Dieter Lück, München 1998;
Inventar zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung in den staatlichen Archiven der Bundesrepublik Deutschland. Reihe B: Überlieferungen der Flächenstaaten. Bd. 3: Hessisches Staatsarchiv Darmstadt. Überlieferung aus dem ehemaligen Großherzogtum und dem Volksstaat Hessen. Bearb. von Manfred Kukowski, München 1998;
Inventar zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung in den staatlichen Archiven der Bundesrepublik Deutschland. Reihe B: Überlieferungen der Flächenstaaten. Bd. 4: Brandenburgisches Landeshauptarchiv. Überlieferung aus der preußischen Provinz Brandenburg. Bearb. von Lorenz Friedrich Beck, München 1999;
Inventar zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung in den staatlichen Archiven der Bundesrepublik Deutschland. Reihe C: Überlieferungen der Stadtstaaten. Bd. 2: Staatsarchiv Hamburg. Teil 2. Bearb. von Klaus Weinhauer. Archiv der Hansestadt Lübeck. Überlieferung aus der Staatsverwaltung bis 1937. Bearb. von Otto Wiehmann. Indices. Staatsarchiv Hamburg Teil 1 und 2, Archiv der Hansestadt Lübeck sowie Staatsarchiv Bremen. Bearb. von Christian Schädlich, München 1999 *(Matthias Wagner)* 527

Walter Mühlhausen, Friedrich Ebert 1871 bis 1925. Reichspräsident der Weimarer Republik, Bonn 2006 *(Dieter K. Buse)* 531

Karl Heinz Jahnke, Für eine Welt ohne Krieg und Faschismus. Lebensstationen: Remscheid, Düsseldorf, Moskau, Berlin, Paris, Valencia. Artur Becker 1905 bis 1938, Frankfurt a. M. 2005 *(Kurt Schilde)* 533

Jürg Ulrich, Kamenev: der gemäßigte Bolschewik. Das kollektive Denken im Umfeld Lenins, Hamburg 2006 *(Wladislaw Hedeler)* 535

Sebastian Prüfer, Sozialismus statt Religion. Die deutsche Sozialdemokratie vor der religiösen Frage 1863–1890, Göttingen 2002 *(Heiner Jestrabek)* 536

Jürgen Mümken, Anarchosyndikalismus an der Fulda. Die FAUD in Kassel und im Widerstand gegen Nationalsozialismus und Faschismus, Frankfurt a. M. 2004;
Helge Döhring, Syndikalismus im „Ländle". Die Freie Arbeiter-Union Deutschlands (FAUD) in Württemberg (1918 bis 1933), Lich/Hessen 2006 *(Hartmut Rübner)* 537

Ulrich Linse, Ulmer Arbeiterleben vom Kaiserreich zur frühen Bundesrepublik, Ulm 2006 *(Gudrun M. König)* 540

Lars Amenda, Fremde – Hafen – Stadt. Chinesische Migration und ihre Wahrnehmung in Hamburg 1897–1972, München und Hamburg 2006 *(Peter Kuckuk)* 541

Jason Lutes, Berlin. Steinerne Stadt, Hamburg 2003 *(Hartmut Rübner)* 545

Iris Wigger, Die „Schwarze Schmach am Rhein". Rassistische Diskriminierung zwischen Geschlecht, Klasse, Nation und Rasse, Münster 2007 *(Ulrich van der Heyden)* ... 546

Uwe Danker und Astrid Schwabe, Schleswig-Holstein und der Nationalsozialismus, Neumünster 2005 *(Gebhard Schultz)* 546

Hans G. Adler, Theresienstadt 1941–1945. Das Antlitz einer Zwangsgemeinschaft, Göttingen 2005 *(Manfred Warnecke)* 548

Antony Beevor, Der Spanische Bürgerkrieg, München 2006 *(Frank Ettinger)* 549

Zwischen Aufbruch und Abbruch. Die DDR im Jahre 1956. Hrsg. von Siegfried Prokop, Berlin 2006 *(Matthias Wagner)* 552

Jürgen Gottschalk, Druckstellen. Die Zerstörung einer Künstler-Biographie durch die Stasi, Leipzig 2006;
Hans Krech, Das letzte Jahr der DDR. Das Tagebuch eines Bürgerrechtlers aus Halle/S. (1988–1989), Berlin 2005 *(Peter Feldman)* 553

Karl Heinz Joepen, Rote Zelle, Ashram, Wall Street. Demonstrieren, Meditieren, Spekulieren. Von den 68ern zu den 86ern, Albeck bei Ulm 2003 *(Hartmut Rübner)* 554

Jahresinhaltsverzeichnis ..... I*

Titelbild:

Aufkleber, die von deutschen Gewerkschaftern in Schweden an deutschen Militärzügen angebracht wurden (Quelle: Archiv Sisyphus, Berlin)

Autoren dieses Heftes:

Dr. Lars Amenda, Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg, Beim Schlump 83, 20144 Hamburg, E-Mail: amenda@zeitgeschichte-hamburg.de

Andreas Knobloch, Warschauer Straße 57, 10243 Berlin

Dr. Ilko-Sascha Kowalczuk, Bundesbeauftragte für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR (BStU), Otto-Braun-Straße 70–72, 10106 Berlin, E-Mail: is.kowalczuk@bstu.bund.de

Ottokar Luban, Eisenacher Straße 43, 10823 Berlin, E-Mail: oluban@gmx.de

Dr. Markus Raasch, Fachgebiet Geschichte, Neuere und Neueste Geschichte, Katholische Universität Eichstätt-Ingolstadt, Universitätsallee 1, Gebäude Universitätsallee, 85072 Eichstätt, E-Mail: markus.raasch@ku-eichstaett.de

Tilmann Siebeneichner, Seminar für Mittlere und Neuere Geschichte, Georg-August-Universität Göttingen, Platz der Göttinger Sieben 5, 37073 Göttingen, E-Mail: tilsieben@web.de

ISSN 0046-8428

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung
(Zitierweise: IWK)

Verleger im Sinne des Pressegesetzes:
Freie Universität Berlin, Kaiserswerther Straße 16–18, 14195 Berlin

Redaktion: Andreas Graf (verantw.)

Für den Anzeigenteil verantwortlich: Andreas Graf

Anschrift der Redaktion:
IWK-Redaktion, c/o Basisdruck Verlag, Schliemannstraße 23, 10437 Berlin
Telefon: 0177 / 4 01 88 00 (A. Graf); Telefax: 030 / 4 45 95 99
Internet: http://www.iwk-online.de; E-Mail: info@iwk-online.de

Umsatzsteuer-Identifikationsnummer (USt-ID-Nr.): DE811304768

Redaktionsschluß des Heftes: 15. März 2008

Die IWK wird regelmäßig im „Sozialwissenschaftlichen Literaturinformationssystem SOLIS" des Informationszentrums Sozialwissenschaften, Lennéstraße 30, 53113 Bonn, erfaßt.

Die mit dem Verfassernamen gekennzeichneten Beiträge geben nicht in jedem Falle die Meinung der Redaktion oder des Herausgebers wieder. Die Verfasser sind verantwortlich für die Richtigkeit der in ihren Beiträgen mitgeteilten Tatbestände. Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Rezensionsexemplare übernimmt die Redaktion keinerlei Haftung. Für alle Beiträge behält sich die Freie Universität Berlin alle Rechte vor, auch die Rechte des Nachdrucks, der Übersetzung in fremde Sprachen, der fotomechanischen Wiedergabe sowie der Speicherung auf Datenträger.

Gerichtsstand: Berlin

Die IWK erscheint viermal jährlich (März, Juni, September, Dezember).

Preise: Einzelheft 10,23 €, Doppelheft 20,45 €, für Studenten, andere Auszubildende und Arbeitslose 7,67 € bzw. 15,34 €, jeweils zuzüglich Versandkosten. Jahresabonnement 34,26 €, für Studenten, andere Auszubildende und Arbeitslose 20,45 €, jeweils zuzüglich Versandkosten. Zahlung nach Erhalt unserer Rechnung an die Hauptkasse der FU Berlin, 14195 Berlin, Konto-Nr. 22808-109, Kassenzeichen (bitte unbedingt angegeben!): 01/11901/15520000 bei der Postbank, Niederlassung Berlin, 10916 Berlin (BLZ 100 100 10). Das Abonnement kann mit einer Frist von 6 Wochen zum Ende des Jahres gekündigt werden. Andernfalls verlängert sich das Abonnement automatisch um ein weiteres Jahr.
Von den älteren Heften sind noch lieferbar die Nummern 5, 7, 8, 14–19/20 und Jg. 10 (1974), Jg. 11 (1975), Jg. 12 (1976), H. 2, 3 und 4, Jg. 13 (1977), Jg. 14 (1978), H. 1 und 4, Jg. 15 (1979), H. 2, 3 und 4, Jg. 16 (1980) bis Jg. 23 (1987), Jg. 24 (1988), H. 1, 2 und 3, Jg. 25 (1989), Jg. 26 (1990), Jg. 27 (1991), H. 2, 3 und 4, Jg. 28 (1992), H. 1, 2 und 4, Jg. 29 (1993), Jg. 30 (1994), Jg. 31 (1995), Jg. 32 (1996), H. 2, 3 und 4, Jg. 33 (1997) ff.
Der Preis der noch lieferbaren älteren Hefte bis einschließlich H. 4/1992 beträgt 2,56 € pro Heft bzw. 10,23 € pro Jahrgang zuzüglich Versandkosten. Bitte richten Sie Ihre Bestellungen an die Adresse der Redaktion!

Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 6 vom 1. 9. 1997.

Gedruckt mit Unterstützung der Senatsverwaltung für Wissenschaft, Forschung und Kultur, Berlin

Druck: Mercedes-Druck GmbH, Sportfliegerstraße 6, 12487 Berlin

Wunder gibt es immer wieder

Ankündigung eines Wechsels

Von Andreas Graf

Vor zwölf Jahren, 1996, zeigte Henryk Skrzypczak an dieser Stelle „den Wechsel einer Adresse" an.[1] Das Impressum wies von da an das Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft des Fachbereichs Politik- und Sozialwissenschaften der Freien Universität Berlin als institutionellen Träger der Zeitschrift aus.

Dieses Heft ist nun das letzte, das in der Obhut der Freien Universität erscheint. Doch damit stellt die IWK ihr Erscheinen beileibe nicht ein. Sie läuft nicht in einer Endmoräne aus. Wunder gibt es eben immer wieder. Mit dem nächsten Heft, der Nummer 1/2007, wird die Zeitschrift vom Internationalen Institut für Sozialgeschichte in Amsterdam patronisiert werden. Und das ist gewissermaßen die weltliche Form des Wunders. Die Sache tangiert es nicht, es ändert sich bloß der Rahmenzusammenhang.

In das Verdienst, die Realisierung dieses Lösungswegs ermöglicht zu haben, teilen sich viele, einige besonders – denen werden wir im nächsten Editorial ein Denkmal setzen. *Pacta sunt servanda.*

Im vorliegenden Heft diskutiert Markus Raasch am Beispiel der Landesgruppe deutscher Gewerkschafter in Großbritannien (LdG) die Handlungsspielräume des deutschen Exils während des Zweiten Weltkrieges, indem er nach der politischen Handlungsfähigkeit fragt. In der Tat nahm die LdG eine Ausnahmerolle im Spektrum der deutschen Exilorganisationen ein, da ihr als einziger Emigrantenvereinigung in Großbritannien Anhänger sozialistischer, christlicher, liberaler und seit Anfang 1942 auch kommunistischer Parteien und Gruppen angehörten. Raaschs methodischer Zugriff verharrt nicht auf der klassischen organisationsgeschichtlichen Ebene, sondern erweitert sie um sozial- und, wenn möglich, alltagshistorische Perspektiven.

Tilmann Siebeneichner konkretisiert die „Moralität der Gewalt", der Sorel in seiner Mythenlehre das Wort redet, im Hinblick auf eine kulturgeschichtliche Perspektive der kommunistischen „Kampfzeit". Dabei geht er vor allem der Frage nach, welche Wirkungsmächtigkeit der „Mythos der Gewalt" im Rahmen der Krise der Repäsentationen in der unmittelbaren Nachkriegszeit entfaltete.

Lars Amenda analysiert die Geschichte einer Denunziation des Deutschmalaien Franz Müller im nationalsozialistischen Hamburg und illustriert daran pars pro toto, wie der alltägliche und der staatliche Rassismus ineinandergriffen.

Aus den Akten der politischen Polizei referiert Ottokar Luban zwei bislang unveröffentlichte Reden Rosa Luxemburgs vom Sommer 1913 zum Thema des „Massenstreiks".

1 Henryk Skrzypczak, Anzeige eines Wechsels, in: *IWK*, Jg. 32 (1996), H. 1, S. 1-2, hier S. 1.

Sie zeigen sie zum einen als polemische Rednerin und Publizistin und zum anderen als kluge Agitatorin, die ihr jeweiliges Publikum wirkungsvoll zu adressieren wußte.

Literaturkritische Miszellen – Ilko-Sascha Kowalczuk über Konrad H. Jarauschs „Umkehr" mit prinzipiellen Anmerkungen zur Zeitgeschichtsforschung und Andreas Knobloch über eine Chávez-Biographie – sowie Rezensionen beschließen das Heft.

Berlin, im April 2008

Handlungspielräume des deutschen Exils während des Zweiten Weltkrieges

Das Beispiel der Landesgruppe deutscher Gewerkschafter in Großbritannien (LdG)

Von Markus Raasch, Eichstätt

Knapp 35 Jahre, nachdem der Germanistikprofessor Hans Albert Walter bemängelt hat, daß die Erforschung der deutschsprachigen Emigration während der NS-Zeit erst am Anfang stehe,[1] herrscht in der Geschichtswissenschaft offenkundig weitgehend Einvernehmen über die Grenzen und Möglichkeiten, die nach Kriegsausbruch für die Arbeit von Exilorganisationen bestanden. Einerseits wurde immer wieder herausgestellt, daß die Bemühungen der Exilanten[2], „das ‚bessere Deutschland' als machtvolle Opposition gegen die Hakenkreuzler zu organisieren", ebensowenig Erfolge zeitigten wie die Versuche, „kollektiv auf die Deutschlandpolitik der Aufnahmestaaten einzuwirken".[3] Die moderne Forschung betont zwar ausdrücklich, daß man proklamierte Ziele nicht *prima facie* als methodischen Ansatzpunkt und Bewertungskategorie für organisationspolitische Betrachtungen verwenden dürfe.[4] Gleichwohl entspricht es dem Common sense in der Geschichtswissenschaft, wenn Sven Papcke das Moment der „Vergeblichkeit" zu einem wesentlichen Signum für die Arbeit politischer Organisationen im Exil erhebt.[5] Es wird kaum bestritten, daß es das deutsche Exil „als ernstzunehmende politische Realität nicht" gab.[6] Ausdruck dieses Forschungskonsenses sind eidetische Aufsatztitel wie „Das Elend deutscher Exilpolitik 1933 bis 1945" oder „Im Exil zur Ohnmacht verurteilt".[7]

1 Vgl. Hans-Albert Walter, Deutsche Exilliteratur 1933–1950. 7 Bde., Darmstadt und Neuwied 1972–1973, hier Bd. 1, S. 25.

2 In Anlehnung an den angelsächsischen Sprachgebrauch soll aus heuristischen Gründen idealtypisch unterschieden werden zwischen „dem passivpolitischen Emigranten" und dem „Exilanten", „der aus oppositionellem weltanschaulichen und politischen Engagement zeitweillig sein Land verlassen hat". Werner Röder, Die deutschen sozialistischen Exilgruppen in Großbritannien. Ein Beitrag zur Geschichte des Widerstandes gegen den Nationalsozialismus, Hannover 1968, S. 14.

3 Sven Papcke, Fragen an die Exilforschung heute, in: *Exilforschung. Ein Internationales Jahrbuch*, Bd. 6 (1988), S. 13–27, hier S. 14; Werner Röder, Zum Verhältnis von Exil und innerdeutschem Widerstand, ebd., Bd. 5 (1987), S. 28–39, hier S. 36.

4 Röder 1987 (Anm. 3), S. 30.

5 Papcke (Anm. 3), S. 14.

6 Karl Otto Paetel, Zum Problem einer deutschen Exilregierung, in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte*, Jg. 4 (1956), S. 286–301, hier S. 287.

7 Joachim Radkau, Das Elend deutscher Exilpolitik 1933 bis 1945 als Spiegel von Defiziten der politischen Kultur, in: Im Gegenstrom. Hrsg. von Horst Schallenberger und Helmut Schrey, Wuppertal 1977, S. 105–146; Georg Schwinghammer, Im Exil zur Ohnmacht verurteilt. Deutsche Politiker und Parteien in der Emigration 1933 bis 1945, in: Widerstand und Exil 1933–1945. Hrsg. von Otto R. Romberg u. a., Frankfurt a. M. 1985, S. 239–254.

Die konstatierte Hilf- und Machtlosigkeit deutscher Politiker im „Widerstand von außen"[8] war freilich seit den Anfängen der Emigrationsforschung zugleich Ausgangspunkt für die Bemühungen von Historikern, ihre historische Relevanz zu akzentuieren. Zumal emigrantenfeindliche Tendenzen im Adenauer-Deutschland einen Bestandteil kollektiver Bewußtseinstrukturen gebildet hatten,[9] wurde von der Forschung stets darauf hingewiesen, daß die Bewahrung von humanistischer Tradition, demokratischem Geist und „progressive[m] kulturellen Erbe" eine besondere Leistung der deutschen Exilorganisationen dargestellt habe.[10] Zudem haben Historiker wie Werner Röder und Hartmut Mehringer herausgearbeitet, daß „konstituierende Elemente westdeutscher Nachkriegsentwicklung" bereits in den programmatischen Ausarbeitungen vor allem der sozialistischen Exilanten präformiert gewesen waren (z. B. das Konzept einer sozialdemokratischen Volkspartei oder die „Orientierung des künftigen Deutschlands nach Westeuropa").[11] Die Forschung mußte zwar konzedieren, daß, bedingt durch die Konstellationen des Kalten Krieges und die „integrative Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus"[12], die programmatischen Ergebnisse der Exildiskussion nicht ursächlich durch die Remigranten und als Ergebnis ihrer Auslandserfahrung realisiert worden sind. Dessen ungeachtet verwies man auf den Kontinuitätsaspekt und führte an, daß beispielsweise in den vierziger und fünfziger Jahren ehemalige Exilanten stets mehr als die Hälfte der Sitze im Parteivorstand der West-SPD innehatten und zwischen 1945 und 1971 in Westdeutschland 28 Mitglieder von Bundes- und Landesregierungen stellten.[13]

Die politische Ohnmacht der Exilorganisationen zur Zeit des Nationalsozialismus und die mittelbare Wirkung ihrer programmatischen Arbeiten auf die Ausgestaltung des bundesrepublikanischen Staatswesens sind als wesentliche Erkenntnisse der

8 Röder 1987 (Anm. 3), S. 30.

9 Exemplarisch erscheint Erich Kern, Verrat an Deutschland. Spione und Saboteure gegen das eigene Vaterland, Göttingen 1963; vgl. Werner Röder, Die Emigration aus dem nationalsozialistischen Deutschland, in: Deutsche im Ausland, Fremde im Ausland. Migration in Geschichte und Gegenwart. Hrsg. von Klaus Bade, München 1992, S. 345–353, hier S. 353; Peter Merseburger, Willy Brandt 1913 bis 1992. Visionär und Realist, 3. Aufl., Stuttgart und München 2002, S. 408 ff.; Dieter Nelles, Ungleiche Partner. Die Zusammenarbeit der Internationalen Transportarbeiter-Föderation (ITF) mit den westalliierten Nachrichtendiensten 1938–1945, in: *IWK*, Jg. 4 (1994), S. 534–560, hier S. 560.

10 Patrik von zur Mühlen, Exil und Widerstand, in: Lexikon des deutschen Widerstandes. Hrsg. von Wolfgang Benz und Walter H. Pehle, Frankfurt a. M. 1994, S. 128–140, hier S. 140.

11 Werner Röder, Emigration nach 1933, in: Das Dritte Reich. Herrschaftsstruktur und Geschichte. Hrsg. von Martin Broszat und Horst Möller, München 1983, S. 231–247, hier S. 246; vgl. Werner Röder, Deutscher Widerstand im Ausland. Zur Geschichte des politischen Exils 1933–1945, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, Nr. 31 (1980), S. 3–22, hier S. 19; Werner Röder, Exil- und Emigrationsforschung. Notizen aus deutschen Erfahrungen, in: Vertriebene Vernunft II. Emigration und Exil österreichischer Wissenschaft. Hrsg. von Friedrich Stadler, Wien und München 1988, S. 102–117, hier. S. 106; Röder 1987 (Anm. 3), S. 37; Hartmut Mehringer, Widerstand und Emigration. Das NS-Regime und seine Gegner, München 1997, S. 263.

12 Hermann Lübbe, Der Nationalsozialismus im deutschen Nachkriegsbewußtsein, in: *Historische Zeitschrift*, H. 236 (1983), S. 579–599.

13 Vgl. Röder 1980, 1983 und 1988 (Anm. 11), S. 22, 247 und 106; Mehringer (Anm. 11), S. 264 f.

Widerstands- und Exilforschung derart prägnant, daß organisationsgeschichtliche Untersuchungen zur politischen Emigration obsolet erscheinen.[14]

Dem soll hinsichtlich der Landesgruppe deutscher Gewerkschafter im britischen Exil (LdG), die bisher weder im Rahmen einer Monographie noch eines programmatischen Aufsatzes Gegenstand einer wissenschaftlichen Betrachtung gewesen ist,[15] jedoch ausdrücklich widersprochen werden. Offenkundig besteht eine wesentliche Schwäche der vorgelegten Studien über einzelne Organisationen im Exil darin, daß die Aktivitäten der verschiedenen politischen Gruppen oftmals für sich und daher isoliert dargestellt werden, wodurch die „Gefahr der Selbstverstärkung" sehr groß ist. Peter Steinbach argumentiert in diesem Kontext mit dem Begriff der „Topographie", der in der Widerstands- und Exilforschung zur „regional-, organisations- und politikdifferenzierenden Beschreibung von Lebens- und Handlungsfeldern des Exils" dient und demnach für eine strukturanalytische Betrachtung besonderen heuristischen Wert besitzt. Er ist der Überzeugung, daß ein organisationsgeschichtlicher Ansatz angesichts seiner eindimensionalen Perspektive ein politisch-topographisches Erkenntnisinteresse kaum befriedigen könne.[16] Nun nimmt die LdG jedoch eine Ausnahmerolle im Spektrum der deutschen Exilorganisationen ein, da ihr als einziger Emigrantenvereinigung in Großbritannien Anhänger sozialistischer, christlicher, liberaler und seit Anfang 1942 auch kommunistischer Parteien und Gruppen angehörten. Sie sah sich dem gewerkschaftlichen Einheitsgedanken verpflichtet, beförderte die Idee der parteipolitischen Neutralität und präfigurierte auf diese Weise die Konzeption des Deutschen Gewerkschaftsbundes (DGB). Andererseits war die Führungsspitze der LdG stets sozialdemokratisch geprägt und strebte unverhohlen gesamtgesellschaftliche Veränderungen im Sinne eines demokratischen Sozialismus an. Überdies war die deutsche Gewerkschaftsgruppe seit März 1941 assoziiertes Mitglied der Union deutscher sozialistischer Organisationen in Großbritannien (Union), eines Zusammenschlusses des Exilvorstandes der SPD (Sopade) und den linkssozialistischen Kleingruppen Internationaler Sozialistischer Kampfbund (ISK), Neu Beginnen (NB) und Sozialistische

14 Vgl Röder 1987 (Anm. 3), S. 36; Peter Steinbach, Widerstand im Widerstreit. Der Widerstand gegen den Nationalsozialismus in der Erinnerung der Deutschen. Ausgewählte Studien, Paderborn 1994, S. 139.

15 Noch verhältnismäßig ausführlich zur LdG äußern sich Röder 1968 (Anm. 2), Dietmar Ross, Gewerkschaften und soziale Demokratie. Von der Richtungs- zur Einheitsgewerkschaft, von Weimar zur Nachkriegszeit. Untersuchungen zur gewerkschaftlichen Programmatik für den Aufbau einer demokratischen Gesellschaft, Bonn 1975, und Stefan Schafheitlin, Gewerkschaften in Exil und Widerstand 1939–1945. Zur Vorgeschichte der deutschen Einheitsgewerkschaft, Düsseldorf 1979. Ein kurzer Aufsatz des ehemaligen LdG-Mitgliedes Max Oppenheimer, Aufgaben und Tätigkeit der Landesgruppe deutscher Gewerkschafter in Großbritannien. Ein Beitrag zur Vorbereitung der Einheitsgewerkschaft, in: *Exilforschung. Ein Internationales Jahrbuch*, Bd. 5 (1987), S. 241–255, genügt wissenschaftlichen Ansprüchen nur bedingt, da er nicht nur allzu reichlich, sondern auch oftmals unkommentiert aus verschiedenen Veröffentlichungen und Programmdokumenten der LdG zitiert. Die bisher ausführlichste und vielschichtigste Untersuchung zur Bedeutung der LdG findet sich in Reinhard Jacobs' biographischer Arbeit zu Rudolf Krautter: Reinhard Jacobs, Leben in Arbeiterorganisationen und -bewegungen. Zur Biographie von Rudolf Krautter, vor allem seiner Emigrantenzeit in Großbritannien, 2. Aufl., Hannover 1988.

16 Steinbach (Anm. 14), S. 139 und 126.

Arbeiterpartei Deutschlands (SAP), die sich als Präformation der Nachkriegs-SPD einer Kooperation mit Kommunisten dezidiert verweigerte. Somit stellt die LdG hinsichtlich ihrer Mitgliederstruktur und ihrer politischen Zielsetzung sowie der daraus zwangsläufig resultierenden Spannungen gleichsam einen Mikrokosmos der politischen und organisatorischen Topographie des Exils dar. Dadurch entzieht sie sich freilich von vornherein einem monoperspektivischen Zugang und gibt dem Historiker Gelegenheit, Grenzen und Möglichkeiten von Exiltätigkeit auch jenseits der bisherigen Forschungserkenntnisse im vielschichtigen Spannungsfeld zwischen „Vergeblichkeit" und Kontinuitätswahrung differenziert zu betrachten. Wie sich die Zusammenarbeit der verschiedenen politischen Organisationen in der LdG gestaltete, welche Konflikte sie barg, welche Möglichkeiten sie eröffnete und welche Chancen sie ungenutzt ließ – das sind Fragen, deren Klärung angesichts der in der LdG gegebenen Konstellationen auch zum Verständnis allgemeiner Erfahrungswerte des Exils beitragen kann.

Dieter Günther schreibt in der Einleitung zu seinem Buch über die Landesgruppe (LG) deutscher Gewerkschafter in Schweden, daß „die Frage nach dem Erfolg, also etwa was von den im Exil ausgearbeiteten Plänen nach 1945 verwirklicht wurde, ein schlechter Maßstab [sei], der nichts über die geleistete Arbeit" aussage. Sein Ziel sei vielmehr, „aus den objektiven und subjektiven Bedingungen, die das Handeln der Landesgruppenmitglieder bestimmten, ein möglichst geschlossenes Bild einer deutschen Exilorganisation in einem neutralen Land zu liefern".[17] Das gleiche soll für diese Studie gelten, allerdings im Hinblick auf ein kriegführendes Land, das nicht zu Unrecht von den deutschen Exilgewerkschaftern als „wichtigster Platz für die Vorbereitung eines neuen Deutschland" angesehen wurde.[18] Ein solches Anliegen läßt sich jedoch wohl lediglich gewinnbringend verwirklichen, wenn man den klassisch organisationsgeschichtlichen Zugriff wagt, ihn aber im Rahmen des Möglichen um sozial-, mitunter sogar alltagshistorische Perspektiven erweitert und dann im Sinne Walters nach „politische[r] Handlungsfähigkeit" fragt: Wurden die „Erfahrungen von und nach 1933" selbstkritisch aufgearbeitet? War man fähig „zur Solidarität über kleinliche Exil-Querelen hinweg"? Konnte „Kontakt zur Wirklichkeit" gehalten „und zugleich Phantasie für künftige Aktionsmöglichkeiten" entwickelt werden?[19]

Der Blick wird sodann zu richten sein auf die unmittelbare Vorläuferorganisation der LdG (I), ihr organisatorisches und soziales Profil (II), ihr Alltagsgeschäft (III), ihre Haltung zu Krieg und Widerstand (IV), den Umgang zwischen Kommunisten und Nichtkommunisten (V), das Verhältnis zum britischen und zum internationalen Gewerkschaftsbund (VI) sowie zur Programmarbeit (VII). Am Ende sollen die Handlungsspielräume der politische Emigration zusamenfassend ausgeleuchtet werden (VIII).

17 Dieter Günther, Gewerkschafter im Exil. Die Landesgruppe deutscher Gewerkschafter in Schweden von 1938–1945, Marburg 1982, S. 12.

18 Tarnow an Gottfurcht, 6. Juli 1941, in: Archiv der sozialen Demokratie der Friedrich-Ebert-Stiftung Bonn [künftig zitiert: AdsD], Nachlass [künftig zitiert: NL] Hans Gottfurcht [künftig zitiert: GO], Kasten [künftig zitiert: K] 4.

19 Walter (Anm. 1), Bd. 7, Darmstadt und Neuwied 1973, S. 30.

Die Vorläuferorganisation

Der Sozialdemokrat Hans Gottfurcht, von 1919 bis 1933 Sekretär resp. Gauleiter für Berlin und Nordostdeutschland im Zentralverband der Angestellten, war nach der nationalsozialistischen Machtübernahme zunächst jahrelang in der illegalen Widerstandsarbeit tätig. Nachdem er freilich schon im Sommer 1937 mehrere Tage im Gestapohauptquartier in der Berliner Prinz-Albrecht-Straße verhört worden war, entschied sich der 42jährige im Juli 1938 zur Flucht nach Großbritannien, wo die Familie seiner Schwester seit mehreren Jahren lebte. Hatten auf der Insel bis Ende der dreißiger Jahre lediglich einzelne Fachgruppen deutscher Exilgewerkschafter bestanden,[20] begann Gottfurcht dort umgehend mit den Vorarbeiten für eine organisatorische Zusammenfassung der Exilanten mit freigewerkschaftlichem Hintergrund. Sehr hilfreich dürften ihm dabei die zahlreichen Kontakte gewesen sein, die er in den Jahren seiner konspirativen Tätigkeit mit internationalen und britischen Gewerkschaftsführern hatte aufbauen können.[21]

In die entscheidende Phase sollten die Bemühungen zur Gründung einer ersten Repräsentanz deutscher Exilgewerkschafter in Großbriannien im Sommer 1939 treten. Die von Fritz Tarnow[22] in Dänemark und später in Schweden geleitete „Auslandsvertretung deutscher Gewerkschafter" (ADG) und die Sopade waren sich im Mai 1939 über die Notwendigkeit, eine solche Organisation zu schaffen, weitgehend einig.[23] Nachdem in der ADG auch letzte Zweifel hinsichtlich der Möglichkeiten gewerkschaftlicher Exilarbeit in Großbritannien überwunden worden waren und der Internationale Gewerkschaftsbund (IGB) das Vorhaben gutgeheißen hatte, lud Gottfurcht für den 12. Juli 1939 einen Kreis von Kollegen zu einem Treffen ins Bloomsbury House ein, den Sitz der diversen britischen Organisationen zur Flüchtlingshilfe. Grundlage der Begegnung sollte die „frühere gewerkschaftliche Verbundenheit" sein, die „in der Emigration manches Problem" aufgeworfen hatte.[24] Knapp acht Wochen nach der Versammlung trat die „Londoner Vertretung der freien Arbeiter-, Angestellten- und Beamtengewerkschaften" erstmals mit einer Erklärung an die Öffentlichkeit. Leitmotivisch akzentuierte die Gewerkschaftsgruppe, die von Stockholm aus auch formell als „Sektion der Auslandsvertretung der deutschen Gewerkschaften" bestätigt wurde, tatkräftig „in dem entscheidenden Kampf zur Vernichtung des Nationalsozialismus"

20 Vgl. Röder 1968 (Anm. 2), S. 58; Ross (Anm. 15), S. 132; Jacobs (Anm. 15), S. 109.

21 Vgl. Rainer Behring, Demokratische Außenpolitik für Deutschland. Die außenpolitischen Vorstellungen deutscher Sozialdemokraten im Exil 1933–1945, Düsseldorf 1999, S. 238.

22 Fritz Tarnow (13. 4. 1880 – 23. 10. 1951), u. a. ab 1920 Vorsitzender des Holzarbeiterverbandes, seit 1928 Vorstandsmitglied des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes (ADGB), 1928–1933 Mitglied des Reichstages (MdR), SPD, nach dem 2. Mai 1933 mehrere Monate verhaftet, im Dezember 1933 Emigration nach Kopenhagen, 1946 Rückkehr nach Deutschland, Generalsekretär des bizonalen Gewerkschaftsrates, Mitglied des Parlamentarischen Rates, 1949 Ruhestand.

23 Vgl. Gottfurcht an Süss, 1. Juni 1933, in: AdsD, NL GO, K 5.

24 Einladung Gottfurcht, 11. Juli 1939, in: AdsD, NL GO, K 5.

mitwirken zu wollen.[25] Zentrale Legitimationskonstituente ihrer Tätigkeit bildete dabei die „Verbindung bzw. geistige Übereinstimmung" mit den illegalen Gewerkschaftsgruppen in Deutschland.[26]

Die Konstituierung einer Gesamtvertretung des deutschen freigewerkschaftlichen Exils in Großbritannien wurde vom Trade Union Congress (TUC), dem britischen Gewerkschaftsdachverband, begrüßt und anerkannt, zumal fast zeitgleich Gruppen österreichischer, tschechischer und sudetendeutscher Gewerkschafter ins Leben gerufen wurden.[27] Nach Auffassung der TUC-Funktionäre sicherten diese Gründungen nicht nur den Erhalt gewerkschaftlichen Geistes unter den Exilanten, sie konnten vermeintlich auch hinsichtlich der britischen Kriegsanstrengungen von beachtlichem Nutzen sein.[28] Demgemäß unterstützte der britische Gewerkschaftsdachverband die Verwaltungsarbeit der Londoner Vertretung in beträchtlichem Maße, indem er z. B. den Exilanten trotz extremer Papierknappheit die Möglichkeit bot, in seinen Räumlichkeiten Vervielfältigungen anzufertigen.[29] Die größte Hilfe erfuhren die deutschen Gewerkschafter gleichwohl durch den IGB, der die finanziellen Kosten der neuen Organisation weitgehend übernahm.[30] Trotz der materiellen und politischen Unterstützung waren die Arbeitsbedingungen für die Mitglieder der Londoner Vertretung jedoch alles andere als einfach. Die Versammlungen des Gewerkschaftskomitees wurden z. B. zunächst in unregelmäßigen Abständen in einer Privatwohnung nahe der Paddington Station abgehalten. Erst nachdem die Gruppe im Verlaufe des Jahres 1940 sowohl an Mitgliedern als auch an politischen Einfluß erheblich gewonnen hatte, wurden wöchentliche Treffen anberaumt, die immer häufiger im Transport House am Smith-Square stattfanden, dem Sitz von TUC und Labour Party (LP). Hier hielt Gottfurcht auch regelmäßig Sprechstunden ab, um über die von ihm geleitete Organisation zu informieren, aber auch um seine Genossen in asyl- und arbeitsrechtlichen Fragen zu beraten.[31]

Ende Januar 1940 waren immerhin bereits 83 Exilanten aus 12 britischen Städten in der Gottfurcht-Gruppe organisiert.[32] Im Dezember 1940 zählte die Londoner Vertretung 140 Mitglieder.[33] Über die Hälfte von ihnen war bereits 1933 exiliert und nach

25 Tarnow an Citrine, 11. Oktober 1939, in: AdsD, NL GO, K 5 (= Die Gewerkschaften im Widerstand und in der Emigration 1933–1945. Bearb. von Siegfried Mielke und Matthias Frese, Frankfurt a. M. 1999, Nr. 207); Aufruf der Londoner Vertretung zum Ausbruch des Krieges, 18. September 1939, in: AdsD, NL GO, K 5.

26 Rundschreiben der Londoner Vertretung, Oktober 1939; Aufruf der Londoner Vertretung zum Ausbruch des Krieges, 18. September 1939, beide in: AdsD, NL GO, K 5.

27 Vgl. *The TUC in War-Time*, December 1939.

28 Vgl. *Labour*, Jg. 1, Nr. 12, August 1939.

29 Bericht von Hans Gottfurcht über Organisation und Tätigkeit der Londoner Vertretung (= Mielke [Anm. 25], Nr. 215).

30 Sitzungsprotokoll der Londoner Vertretung, 13. November 1939, in: AdsD, NL GO, K 5.

31 Vgl. Gottfurcht an die Mitglieder der Londoner Vertretung, 20. März 1940, in: AdsD, NL GO, K 5.

32 Vgl. Bericht über die dritte Versammlung, 29. März 1940; Entwicklung der Mitgliedschaft der LdG bzw. ihres Vorläufers, 31. Dezember 1941, beide in: AdsD, NL GO, K 5.

33 Registered with the London Representative of the free German Trade Union, in: Modern Records Centre, University of Warwick [künftig zitiert: MRC], refugee papers [künftig zitiert: MSS 292], 910/4/5.

teilweise mehreren Ortswechseln im Laufe der dreißiger Jahre auf die Insel gekommen. Über 90 Prozent der Exilanten gehörten schon vor 1933 einer Gewerkschaft an, wobei mehr als die Hälfte aus der freigewerkschaftlichen Angestelltenbewegung kam.[34] Nahm die deutsche Gewerkschaftsgruppe anfangs lediglich Mitglieder ehemals freigewerkschaftlicher Organisationen auf, so öffnete sie sich auf Initiative ihres Vorsitzenden Anfang 1940 auch christlichen und liberalen Gewerkschaftern.[35] Im Januar 1940 verhandelte Gottfurcht zudem mit Delegierten der linkssozialistischen Kleingruppen, um eine Kooperation der gewerkschaftlich organisierten deutschen Sozialisten gemäß der Idee der Einheitsgewerkschaft begründen zu können. Als „Sachverwalter deutscher Gewerkschaftsarbeit" sollte seine Organisation „vom Streit der politischen Parteien unberührt" bleiben.[36] Da Gottfurchts Integrationskonzept auf positive Resonanz stieß, wies die Londoner Vertretung im August 1940 eine durchaus heterogene politische Struktur auf. Sicherlich war die Dominanz sozialdemokratisch geprägter Exilanten frappierend. Mehr als ein Drittel der in der Londoner Vertretung organisierten Arbeitnehmer gehörten der SPD an. Immerhin 15 Prozent waren jedoch Mitglied einer der linkssozialistischen Kleingruppen und knapp 30 Prozent konnten sogar als parteiunabhängige Sozialisten gerechnet werden, darunter nicht wenige ehemalige Kommunisten, „die gründlich geheilt" waren und „bei gewerkschaftlicher Zuverlässigkeit eine grundsätzlich sozialistische Tendenz" erkennen ließen.[37] Etwa 16 Prozent galten als unpolitisch oder Sympathisanten der liberal-bürgerlichen Parteien.[38] Scharf grenzte sich die Gottfurcht-Gruppe lediglich *„von den Wortführern und Mitläufern der bolschewistischen Politik"* ab, da man „die Gewerkschaftsfeindlichkeit der Kommunisten" kenne und „die enge Verbundenheit zwischen Nationalsozialismus und Kommunismus für eines der größten Verbrechen halte, die jemals begangen wurden".[39] Bis zu ihrer Auflösung am 28. Februar 1941 versagte sich die Londoner Vertretung daher stets konsequent der Aufnahme von Funktionären der Kommunistischen Partei Deutschlands (KPD) und ehemaligen Mitgliedern der Revolutionären Gewerkschaftsopposition (RGO).[40]

Bereits im Frühsommer 1940 sollten freilich äußere Umstände ihre Arbeit de facto zum Erliegen bringen. Als sich die militärische Lage für Großbritannien mit dem Zusammenbruch Frankreichs und den beginnenden deutschen Luftangriffen

34 Vgl. Mitgliederstatistik, Januar 1940, in: AdsD, NL GO, K 31; „Streng vertraulich", in: MRC, ITF papers [künftig zitiert: MSS 159], 3/C/a/81.

35 Sitzungsprotokoll der Londoner Vertretung, 2. Januar 1940, in: AdsD, NL GO, K 5; vgl. Die Sozialdemokratie in der Emigration. Die „Union deutscher sozialistischer Organisationen in Großbritannien" 1941–1946 und ihre Mitglieder. Protokolle, Erklärungen, Materialien. Hrsg. von Ludwig Eiber, Bonn 1998, S. CLII.

36 Rundschreiben der Londoner Vertretung, Oktober 1939; Gottfurcht zum Standort und zu den Aufgaben der Londoner Vertretung, beide in: AdsD, NL GO, K 5.

37 Bericht Gottfurcht über Organisation und Tätigkeit der Londoner Vertretung (= Mielke [Anm. 25], Nr. 215).

38 Derkow an Bell, 29. August 1940, in: MRC, MSS 292/943/22.

39 Rundschreiben der Londoner Vertretung, Oktober 1939, in: AdsD, NL GO, K 5; Bericht Gottfurcht über Organisation und Tätigkeit der Londoner Vertretung (Anm. 37).

40 Vgl. Oppenheimer (Anm. 15), S. 242.

entscheidend zuspitzte, fühlte sich die Gewerkschaftsgruppe aus Solidarität mit ihrem Gastland genötigt, ihre Tätigkeit weitgehend einzustellen.[41] Die im Juni einsetzende Phase der Masseninternierung („general round-up") setzte dann jeder offiziellen Tätigkeit der Londoner Vertretung ein Ende.[42] Im August waren immerhin 53,4 Prozent (71) ihrer Mitglieder in britischen Lagern festgesetzt.[43] 24 Gewerkschafter wurden nach Australien deportiert, 14 waren in Kanada interniert.[44] So sahen sich die von einer Internierung verschont gebliebenen Gewerkschafter in den folgenden Monaten in erster Linie vor die Aufgabe gestellt, sich bei TUC und LP für die Freilassung ihrer Kollegen einzusetzen.[45] Als Gottfurcht schließlich Anfang Januar 1941 nach über sechs Monaten Internierung entlassen wurde, nahm er umgehend seine Amtsgeschäfte als Vorsitzender der Londoner Vertretung wieder auf und bemühte sich nunmehr seinerseits für möglichst viele seiner Kollegen die Freiheit zu erwirken.[46] Freilich war er sich bewußt geworden, daß die vor der Internierungsphase geleistete Exilarbeit nicht einfach fortgesetzt werden konnte.[47]

Die Arbeitsbilanz der Londoner Vertretung – von einem ob der langen Internierungsmonate verhärmten Exmitglied als „privater Familienladen" und „Scheinorganisation in der Scheinwelt der Emigration" desavouiert[48] – fällt ambivalent aus: Ihre politische Heterogenität zog keine größeren Konflikte nach sich, allerdings wurde ihre Bedeutung offenkundig dadurch gemindert, daß es ihr an einer offiziellen Satzung und demokratisch gewählten Institutionen fehlte. Alle Verbindungskanäle mußten bei Gottfurcht zusammenlaufen, nur er vermochte aufgrund seiner guten Kontakte zu den britischen und internationalen Gewerkschaftsführern, eine einigermaßen konstruktive Arbeit der deutschen Gewerkschaftsgruppe zu gewährleisten.[49] Die Londoner Vertretung verfügte über zahlreiche Verbindungen und einflußreiche politische Freunde. Sie arbeitete z. B. stets eng mit dem IGB und insbesondere dessen belgischem Generalsekretär Walter Schevenels[50] zusammen.[51] Besonders eindrucksvoll wurden die guten Beziehungen zwischen dem britischen Gewerkschaftsbund und der Londoner Vertretung manifest, als der TUC-Vorsitzende Walter Citrine[52] gerade während der Zeit der

41 Vgl. Gottfurcht an Citrine, 31. Mai 1940, in: AdsD, NL GO, K 5.
42 Vgl. Röder 1968 (Anm. 2), S. 59.
43 Vgl. Derkow an Bell, 29. August 1940 (Anm. 38).
44 Vgl. List of comrades who have been reported to sent to Australia; List of comrades who have been reported to have arrived in Canada, beide in: AdsD, NL GO, K 1.
45 Vgl. die zahlreichen Fälle in: AdsD, NL GO, K 1; ISK, Box 38 und 39; sowie MRC, MSS 292/910/49/1.
46 Vgl. Gottfurcht an IGB/TUC, 20. Januar 1941, in: MRC, MSS 292/910/49/1.
47 Gottfurcht an Kollegen, 17. Januar 1941, in: MRC, MSS 292/943/22.
48 Ziehm an Gottfurcht, März 1941, in: AdsD, NL Walter Auerbach [künftig zitiert: AU] Teil [künftig zitiert: T] 1, Mappe [künftig zitiert: M] 24.
49 Vgl. Eiber (Anm. 35), S. CLII.
50 Walter Schevenels (1884–1966), 1930–1945 Generalsekretär des IGB, 1945–1948 stellvertretender Generalsekretär des Weltgewerkschaftsbundes, 1950–1966 Generalsekretär der Europäischen Regionalorganisation des Internationalen Bundes freier Gewerkschaften.
51 Vgl. Bericht Gottfurcht über Organisation und Tätigkeit der Londoner Vertretung (Anm. 37).
52 Walter Citrine (22. 8. 1887 – 1983), von 1926 bis 1946 Generalsekretär des TUC, 1928–1945 Präsident des IGB, 1945/46 Präsident des Weltgewerkschaftsbundes, 1947–1957 Vorsitzender der staatlichen Elektrizitätsbehörde.

Masseninternierung unmißverständlich zu verstehen gab, daß er Deutschland betreffende Fragen zuvörderst auf den Ratschlag seiner Genossen in den verschiedenen nationalen Gewerkschaftsgruppen vertraue.[53] Auch mit dem British Council, einer Propagandainstitution halbamtlichen Charakters, sowie der Organisation Friends of Europe, die von einem Labour-Politiker geleitetet wurde, stand die Gottfurcht-Gruppe in direkter Beziehung.[54] Hinsichtlich ihres Vertretungsanspruches war es schließlich äußerst bedeutend, daß sie zumindest noch indirekt Kontakt zum illegalen Widerstand in Deutschland besaß. Ein Schweizer Freund berichtete etwa im November 1939 nach London, "that most of [the] friends in Berlin [were] very well".[55]

Die energischen Versuche, auf Presse und Funk des Gastlandes Einfluß zu nehmen, die Kampforal der illegalen Widerstandsbewegung zu fördern und die Stimme des „anderen Deutschlands" wirkungsmächtig zu repräsentieren, zeitigten weitgehend kärgliche, allerdings nicht zu verkennende Erfolge: So verfügten die deutschen Gewerkschafter z. B. über sehr gute Kontakte zu Richard Crossmann, dem Mitherausgeber von „New Statesman and Nation". Dem linken und deutschlandfreundlich eingestellten Flügel der LP angehörend, vermittelte dieser zu Beginn des Krieges vor allem sozialistische Exilanten an die „German Section" der British Broadcasting Corporation (BBC), die immerhin täglich zehn Sendeblöcke nach Deutschland ausstrahlte.[56] Auf sein Betreiben hin wurde Gottfurcht im März 1940 als freier Mitarbeiter bei der Deutschlandabteilung des britischen Rundfunks beschäftigt.[57] Ab Mai 1940 war die deutsche Gewerkschaftsgruppe durch ihren Chairman auch im sogenannten Gillies-Ausschuß vertreten, der als Propagandagremium deutscher Sozialisten den Status eines „Advisory Commitee" der LP, innehatte.[58] Jedoch konnten die deutschen Gewerkschafter durch ihre dortige Mitarbeit nur wenig bewirken. Schon Ende 1939 hatte die britische Arbeiterpartei deutlich zu verstehen gegeben, daß für eine direkte Einflußnahme des Komitees auf die Propaganda und die tatsächliche Verwendung der von ihm erstellten Materialien kaum Aussichten bestünden. Nach der Internierungsphase machte dann die Formierung eines vansittartistischen[59], d. h. der Kollektivschuldthese nahestehenden Flügels in der LP und die daraus folgende Entfremdung zwischen dem International Departement und den deutschen Sozialisten die Weiterführung des Ausschusses

53 Vgl. Report of Proceedings at the 72nd Annual Trades Union Congress. Held at Southport, October 7th to 9th, 1940, London 1941, S. 307.

54 Bericht Gottfurcht über Organisation und Tätigkeit der Londoner Vertretung (Anm. 37).

55 Gottfurcht an Bell, 23. November 1939, in: AdsD, NL GO, K 2.

56 Vgl. Röder 1968 (Anm. 2), S. 183; Eiber (Anm. 35), S. LVIII f.

57 Vgl. Sitzungsprotokoll der Londoner Vertretung, 13. März 1940, in: AdsD, NL GO, K 5; Gottfurcht an Auerbach, April 1940, in: AdsD, NL GO, K 2; Gottfurcht an Auerbach, 6. Februar 1941, in: AdsD, NL AU, T1, M 23.

58 Vgl. Bericht Gottfurcht über Organisation und Tätigkeit der Londoner Vertretung (Anm. 37). Zum Gillies-Ausschuß Röder 1968 (Anm. 2), S. 181 f.; Dieter Nelles, Widerstand und internationale Solidarität. Die Internationale Transportarbeiter-Föderation (ITF) im Widerstand gegen den Nationalsozialismus, Essen 2001, S. 336.

59 Lord Robert Vansittart (25. 6. 1881 – 14. 2. 1957), 1930–1938 Unterstaatssekretär im Foreign Office, 1931 bis 1941 diplomatischer Berater des Außenministers, ab 1941 Mitglied des britischen Oberhauses, war Verfechter einer harten Linie gegenüber Deutschland.

hinfällig.[60] Neben der „German Section" der BBC und dem Gillies-Ausschuß stand die Londoner Vertretung in Verbindung mit dem im Herbst 1939 gegründeten Central European Joint Commitee (CEJC), das in erster Linie mit sachkundigen Ausarbeitungen den Kurs der britischen Propaganda zu beeinflussen suchte und über einen nicht unwesentlichen Einfluß verfügte.[61] Allerdings beobachteten die Exilgewerkschafter die Arbeit des Komitees mit großem Mißtrauen, da es aus dem linksliberalen Kreis um den Wirtschaftspolitiker Fritz Demuth[62] hervorgegangen war und folglich von bürgerlichen Exilanten dominiert wurde.[63] Seit Februar 1940 fand das CEJC schließlich keine Erwähnung mehr in den offiziellen Sitzungen der Londoner Vertretung, was als deutlicher Beleg für die Unfähigkeit der deutschen Exilgewerkschafter gesehen werden kann, trotz der Gottfurchtschen Integrationsstrategie parteipolitische Ressentiments zum Nutzen der Sache zurückzustellen. Substantiell Einfluß auf die britische Propaganda konnte die Londoner Vertretung – wenn überhaupt - nur auf indirektem Weg nehmen. Durch Gutachten und Materialsammlungen hatte sie die Möglichkeit, die Rundfunkpropaganda des IGB und der Berufssekretariate mitzugestalten.[64]

Das organisatorische und soziale Profil der LdG

Nachdem die Phase des „general round-up" weitgehend abgeschlossen war und sich der Großteil der deutschen Exilanten wieder in Freiheit befand, konnte die notwendig gewordene „Neugruppierung der deutschen Gewerkschaftsbewegung in Großbritannien" in Angriff genommen werden. Insgesamt war die Emigrantenzahl derart gestiegen, daß sich IGB und TUC nach der Aufhebung des Beschäftigungsverbotes für Flüchtlinge zum Handeln genötigt sahen. Wesentliches Movens war dabei die Absicht, „eine gewisse Kontrolle über die Arbeit von Ausländern" zu erhalten und sicherzustellen, "that they [were] making a useful contribution to the production of war material".[65] Indes war dem IGB zudem bewußt geworden, daß sein „alte[r] Beschluss, wonach in andere Länder übersiedelnde Gewerkschaftsmitglieder in die zuständige Organisation ihrer neuen Wahlheimat zu überführen seien", unter den spezifischen Gegebenheiten der politischen Emigration nur begrenzt Anwendung finden konnte.

60 Vgl. Röder 1968 (Anm. 2), S. 181 f.

61 Vgl. zum CEJC Röder 1968 (Anm. 2), S. 179 f.; Eiber (Anm. 35), S. LII.

62 Fritz Demuth (1876–1965), Jurist, von 1905 bis 1933 Syndikus der Industrie- und Handelskammer Berlin, emigrierte 1933 in die Schweiz und 1936 nach Großbritannien, 1933 Mitbegründer und im folgenden führender Funktionär der Notgemeinschaft deutscher Wissenschaftler im Ausland.

63 Vgl. Sitzungsprotokoll der Londoner Vertretung, 28. September 1939; Sitzungsprotokoll der Londoner Vertretung, 1. November 1939; Sitzungsprotokoll der Londoner Vertretung, 15. Januar 1940, alle in: AdsD, NL GO, K 5.

64 Vgl. Report of Proceedings at the 71st Annual Trades Union Congress. Held at Bridlington, September 4th to 15th, 1939, London 1940, S. 198; auch Röder 1968 (Anm. 2), S. 183.

65 Die Neugruppierung der deutschen Gewerkschaftsbewegung, 1941, in: AdsD, ISK, Box 42; Report of Proceedings at the 73rd Annual Trades Union Congress. Held at Edinburgh, September 1st to 4th, 1941, London 1942, S. 69.

Der wesentliche Teil der Gewerkschaftsflüchtlinge in Großbritannien verstand sich als „Antinazikämpfer", und insbesondere unter den deutschen Exilanten gab es viele, die das Ziel verfolgten, „später wieder ihren gewerkschaftlichen Aufgaben in einem befreiten und demokratischen Deutschland" nachzugehen.[66] Daher erschien es den Funktionären von IGB und TUC sinnvoll und zweckmäßig, für die auf der Insel lebenden Flüchtlinge während der Dauer des Krieges eine Doppelorganisation zu schaffen. Einerseits war vorgesehen, "that every refugee should belong to a British Union".[67] Anderseits sollten unter dem Dach des IGB Gewerkschaftsgruppen der vom Nationalsozialismus beherrschten und besetzten Länder Europas geschaffen werden. Die Mitgliedschaft der ausländischen Flüchtlinge in den englischen Trade Unions würde dem Zweck dienen, „in allen Fragen der Lohn- und Arbeitsbedingungen von der zuständigen Stelle unter gleichen Gesichtspunkten betreut zu werden wie die englischen Arbeitskräfte". Die Zugehörigkeit zu einer gewerkschaftlichen Landesgruppe könnte hingegen verstanden werden als „Ausdruck der ideologischen Verbundenheit mit jenen Kräften, die den Kampf gegen den Nationalsozialismus fortsetzen, wo sie sich auch befinden mögen".[68] Die britischen Trade Unions "would be responsible on wages and conditions of employment for the continental workers",[69] während den LG die Aufgabe zukäme, ihnen im gewerkschaftlichen Tagesgeschäft „beratend zur Seite zu stehen und überall da als Mittler" aufzutreten, „wo die besonderen Bedingungen des Gastlandes den in Arbeit stehenden oder Arbeit suchenden Refugee" vor nachhaltige Schwierigkeiten stellen würden.[70] Außerdem seien die einzelnen Landesverbände exilierter Gewerkschafter für die Pflege demokratisch-gewerkschaftlicher Traditionen und die Ausarbeitung von Zukunftsprogrammen verantwortlich, "with the long term plan in mind of facilitating the retention of a nucleus of trade unionists for the restoration of trade unionism in their respective countries in the post-war period".[71] Eingedenk dieser Überlegungen wurden im Februar und März 1941 durch eine Vereinbarung zwischen IGB und TUC „Landesgruppen der in Großbritannien lebenden Gewerkschaftermitglieder aller Nationalitäten errichtet".[72]

Die Auflösung der „Londoner Vertretung der freien Arbeiter-, Angestellten und Beamtengewerkschaften" und die Konstituierung einer „Landesgruppe deutscher Gewerkschafter in Großbritannien" beschloß man auf einer Sitzung im Transport House am 28. Februar 1941.[73] Hans Gottfurcht wurde erneut „mit der Weiterführung der Geschäfte als *chairman*" beauftragt.[74] Fritz Tarnow und die ADG waren über die

66 Sinn und Bedeutung unserer Landesgruppe (Veröffentlichung der LdG, August 1942); Aus der Arbeit des Jahres 1941 (Veröffentlichung der LdG).

67 Report of Proceedings at the 72nd Annual Trades Union Congress. Held at Southport, October 7th to 9th, 1940, London 1941, S. 132 f.

68 Aus der Arbeit des Jahres 1941 (Veröffentlichung der LdG).

69 *Industrial News*, 4. März 1941.

70 *Die Arbeit*, Nr. 3; *Die Arbeit*, Nr. 8.

71 *Labour*, Jg. 3, August 1941, Nr. 12.

72 Gottfurcht an Tarnow, Schöttle und Eichler, 26. Februar 1941, in: AdsD, NL GO, K 5.

73 Vgl. Protokoll der Sitzung vom 28. Februar 1941, in: AdsD, NL GO, K 5 (= Mielke [Anm. 25], Nr. 217).

74 Protokoll der Sitzung vom 28. Februar 1941 (Anm. 69).

Verhandlungen zwischen IGB, TUC und den deutschen Exilgewerkschaftern bezeichnenderweise nicht informiert worden.[75]

Angeschlossen an den IGB und anerkannt vom TUC, machten es sich die LdG gemäß der Idee der gewerkschaftlichen Einheitsfront zur Aufgabe, nicht nur die Mitglieder der ehemaligen deutschen Gewerkschaften zu organisieren, sondern „all Germans who were working in Great Britain" und zwar „ohne Rücksicht auf ihr Religionsbekenntnis oder ihre politische Überzeugung".[76] Sie verstand sich folglich, im Gegensatz zum Selbstverständnis der Exilsozialdemokratie, als eine auf personelle Expansion gerichtete Vereinigung. Vor allem legte sie großen Wert darauf, die jüngere Generation der nach 1918 Geborenen, die über keinerlei Erfahrung in der gewerkschaftlichen und politischen Arbeit verfügte, für sich zu gewinnen.[77] Des weiteren hatte die LdG, anders als die Sopade, von nun an auch formal den Anspruch aufgegeben, die alten deutschen Arbeiterorganisationen als juristische Personen zu repräsentieren.[78] Sie begriff sich entsprechend dem ihr auferlegten Auftrag nicht als „Gewerkschaft im eigentliche Sinne des Wortes", sondern als „verlängerter Arm der in Deutschland wirkenden Widerstandskräfte" und „politische Organisation in weitem Sinne".[79]

Der Aufbau der LdG vollzog sich nach demokratischen Prinzipen, wahrte aber einen stark zentralistischen Charakter, was den Gegebenheiten der Exilsituation wohl ebenso Rechnung trug wie den Begehrlichkeiten von IGB und TUC. Angesichts der schwierigen und unübersichtlichen Kriegsverhältnisse erachteten die verantwortlichen Funktionäre offenbar eine straffe Organisationsstruktur als unerläßlich, um überhaupt eine konstruktive Tätigkeit entwickeln zu können. Folgerichtig wurde die britische Hauptstadt, in der seit Sommer 1940 die provisorischen Körperschaften der internationalen Gewerkschaftsbewegung zusammenkamen und zudem weiterhin die meisten Mitglieder der Gottfurcht-Gruppe lebten und arbeiteten, nicht nur zum Sitz der deutschen Gewerkschaftsorganisation bestimmt, sondern ihre Rolle als administratives und geistiges Zentrum wurde in der Satzung der LdG auch ausdrücklich festgelegt. So bedurfte die Einrichtung von Ortsgruppen der Zustimmung sowohl der Londoner Führungsspitze als auch des IGB.[80] Zu offiziellen örtlichen Zusammenfassungen außerhalb Londons (Manchester, Yorkshire/Leeds, Glasgow, Birmingham) und damit einer Stärkung des dezentralen und demokratischen Elements in der deutschen Gewerkschaftsorganisation sollte es erst seit dem vierten Kriegsjahr kommen, was wohl vornehmlich auf die örtliche Zersplitterung ihrer Mitgliedschaft zurückgeführt werden muß.[81] Daneben kann diese Verzögerung jedoch auch als Beleg für die

75 Vgl. Röder 1968 (Anm. 2), S. 59; Eiber (Anm. 35), S. CLIII.
76 *Newsletter,* Mai 1941; Richtlinien der LdG, in: AdsD, NL GO, K 37.
77 Vgl. Oppenheimer (Anm. 15), S. 247.
78 Vgl. Röder 1968 (Anm. 2), S. 59; Jacobs (Anm. 15), S. 131.
79 Berichterstattung der Wahlkommission (Jahn), 9. Juni 1944, in: MRC, MSS 159/3/C/a/108; Aufbau (Gottfurcht), in: *Die Arbeit,* Nr. 3; Arbeitsbericht über das erste Halbjahr 1942 (Veröffentlichung der LdG).
80 Richtlinien der LdG (Anm. 76).
81 Vgl. Entwicklung der Mitgliedschaft der LdG bzw. ihres Vorläufers, 31. Dezember 1941, in: AdsD, NL GO, K 5.

Schwierigkeit gewertet werden, unter Kriegs- und Exilbedingungen größere organisatorische Veränderungen durchzuführen, zumal wenn diese eine Dezentralisierung der Strukturen implizierten.

Anders als die Londoner Vertretung besaß die LdG – in Korrelation zu der Doppelfunktion, die sie im Exil zu erfüllen suchte – auch satzungsmäßig verankerte Institutionen zur demokratischen Willensbildung ihrer Mitglieder.[82] Die Geschäfte der deutschen Gewerkschaftsorganisation führte wie bei allen 1941 gegründeten LGs ein Arbeitsausschuß (AA), dessen Mitglieder „im Bereich des Vorortverkehrs" von London wohnen mußten und mit Zustimmung des IGB auf einer jährlichen Delegiertenversammlung gewählt werden sollten.[83] Der AA sollte den Anspruch der deutschen Exilgewerkschafter repräsentieren, die „Idee der Einheitsfront im gewerkschaftlichen Lager", die als unerläßliche „Voraussetzung für jeden erfolgreichen Wiederaufbau in Deutschland" verstanden wurde, bereits im Exil zu verwirklichen.[84] Gleichwohl war bis zur Auflösung der LdG stets deutlich, daß „die Leitung [...] absolut in den Händen" von Gewerkschaftern lag, die der Sopade bzw. der Union nahestanden.[85] Für Unmut und heftige Klagen unter den Mitgliedern der LdG sorgte immer wieder die praktische Umsetzung der Wahlordnung. Satzungsgemäß sollte es 36 Delegierten der Ortsgruppen zukommen, über die Zusammensetzung des AA zu entscheiden. In der Praxis erwies sich indes die Durchführung einer entsprechenden Konferenz lediglich im Jahre 1944 als möglich. Ende 1941 entschied z. B. der AA angesichts der Tatsache, daß „die Verteilung der Mitgliedschaft über ganz England die Einberufung einer Delegiertenversammlung praktisch unmöglich macht", die Londoner Mitgliederversammlung einen Wahlvorschlag aufstellen zu lassen und diesen in der Form eines Stimmzettels im Rundschreiben der LdG zu veröffentlichen.[86] Laut war auch der Protest über das angeblich undemokratische Gebaren von AA und IGB, als Ende 1942 auf Vorschlag von Walter Schevenels nummerierte Stimmzettel für die Wahl zum AA verschickt wurden.[87] Diese Auseinandersetzungen lassen wohl die für Exilanten während des Zweiten Weltkriegs bestehende Schwierigkeit sehr deutlich werden, die Funktionstüchtigkeit ihrer Organisationen zu gewährleisten und dabei stets demokratische Prinzipien zur Anwendung zu bringen.

Wie von Gottfurcht und seinen Kollegen erhofft, war dessenungeachtet die Zuwachsrate der deutschen Gewerkschaftsorganisation – zumindest in den ersten Jahren

82 Vgl. Rundschreiben der LdG, Januar 1945, in: AdsD, NL GO, K 5. Auch Röder 1968 (Anm. 2), S. 59; Eiber (Anm. 35), S. CLIII.

83 Vgl. Wahlordnung der LdG, 1944; Richtlinien der LdG, 17. Juli 1944 (Anm. 76). Für andere LG auch: Trade Union Centre for Belgian Workers in GB, Basis of Constitution, 12. Dezember 1940, in: MRC, MSS 292/910.4/5.

84 Die Tätigkeit der Landesgruppe im Jahre 1943 (Veröffentlichung der LdG).

85 Zit. nach Schafheitlin (Anm. 15), S. 56; vgl. Gottfurcht an Stolz, 28. Februar 1941; Zusammensetzung des AA für 1942 (Schevenels), 21. Januar 1942; Rundschreiben der LdG, August 1944; Rundschreiben der LdG, August 1945, alle in: AdsD, NL GO, K 5; Die Tätigkeit der Landesgruppe im Jahre 1943 (Veröffentlichung der LdG).

86 Rundschreiben der LdG, Januar 1942, in: AdsD, Parteivorstand in der Emigration [künftig zitiert: PV-Emigration], Mikrofilm [künftig zitiert: MF] 30.

87 Vgl. Schevenels an Gottfurcht, 7. Januar 1942, in: AdsD, NL GO, K 5.

ihres Bestehens – beträchtlich.[88] Besaß die LdG am Tag ihrer Gründung eine Größe von 145 Mitgliedern, so zählte sie am 31. Dezember 1943 674.[89] In etwa auf diesem Stand hielt sich dann der Mitgliederbestand bis zur beginnenden Remigration im Frühjahr 1946. Der letzte vollständige Jahresbericht der LdG verzeichnete Ende 1944 eine Gesamtstärke von 696 Mitgliedern.[90] In Relation zur Anzahl arbeitender Flüchtlinge in Großbritannien war die Größe der LdG sicherlich wenig beeindruckend. Ohne Zweifel konnten sie dem in den Richtlinen formulierten Anspruch, alle deutschen Arbeitnehmer auf der Insel organisieren zu wollen, nicht annähernd gerecht werden. Hinsichtlich ihres Selbstverständnisses als einer Organisation, die sich dem aktiven Kampf gegen den Nationalsozialismus verschrieben und zur Rückkehr nach Deutschland verpflichtet hatte, erscheinen die Mitgliederzahlen der LdG jedoch äußerst beachtlich. Zum einen gilt es, sich vor Augen zu halten, daß alle Parteien der politischen Linken – Kommunisten, Sozialdemokraten, Linkssozialisten – im britischen Exil zusammen gerade einmal etwa 650 Anhänger auf sich vereinten.[91] Zum anderen sollte bedacht werden, daß auch die anderen 1941 ins Leben gerufenen LGs – mit Ausnahme der belgischen – „zahlenmäßig eher schwach" waren.[92]

Wie ihre Vorläuferorganisation rekrutierte die deutsche Gewerkschaftsgruppe die Masse ihrer Mitglieder zunächst aus allen Berufen des Angestelltenwesens: im März 1941 waren 55,5 Prozent (80) der LdG-Mitglieder im kaufmännischen und Ingenieurbereich sowie im Bank- und Verwaltungsgewerbe als Angestellte beschäftigt. Die Gruppe der Arbeiter stellte knapp ein Drittel (49) der Miglieder, die Beamtenquote lag nur bei fünf Prozent (7).[93] Diese quantitative Überlegenheit der Angestellten blieb bis weit ins vierte Kriegsjahr bestehen. Anfang 1944 ließ sich allerdings die Veränderung der Mitgliederstruktur nicht mehr übersehen: die Gruppe der Arbeiter stellte zu dieser Zeit knapp 60 Prozent der in der LdG organisierten Gewerkschafter. Allein in der kriegswichtigen Metallbranche waren über 200 deutsche Exilanten beschäftigt. Die Beamten bildeten mit 17 Mitgliedern (2,5 Prozent) weiterhin eine kleine Minderheit. Der Anteil der Angestellten (vor allem Krankenpfleger, Techniker sowie Haus- und Büroangestellte) an der Gesamtmitgliedschaft betrug lediglich noch 18,4 Prozent.[94]

88 Vgl. Schafheitlin (Anm. 15), S. 56 f.; Röder 1968 (Anm. 2), S. 61; Oppenheimer (Anm. 15), S. 246 f.

89 Vgl. Bericht über Mitgliedschaft der LdG, 26. April 1941, in: AdsD, NL GO, K 5; Die Tätigkeit der Landesgruppe im Jahre 1943 (Veröffentlichung der LdG).

90 Vgl. Mitgliederbewegung 1944, in: AdsD, NL GO, K 3; Mitgliederstatistik 1944, in: AdsD, NL GO, K 31.

91 Vgl. Ludwig Eiber, Verschwiegene Bündnispartner. Die Union deutscher sozialistischer Organisationen in Großbritannien und die britischen Nachrichtendienste, in: *Exilforschung. Ein internationales Jahrbuch*, Bd. 15 (1997), S. 66–87, hier S. 68; Eiber 1998 (Anm. 35), S. XVIII.

92 Sitzung des AA, 10. Mai 1942, in: AdsD, NL GO, K 5 (= Mielke [Anm. 25], Nr. 223); vgl. General Organisation of Belgian and Dutch Refugees, 2. September 1940, in: MRC, MSS 292/910/451/6; auch Hans Gottfurcht, Die Internationale Gewerkschaftsbewegung im Weltgeschehen, Köln 1962, S. 153; Walter Schevenels, Fünfundvierzig Jahre IGB. 1901–1945, Brüssel 1956, S. 203 ff.

93 Vgl. *Die Arbeit*, Nr. 1.

94 Vgl. Die Tätigkeit der Landesgruppe im Jahre 1943 (Veröffentlichung der LdG).

Neben der Zurückdrängung der Angestellten besaß der im Verlaufe des Jahres 1943 virulent werdende Strukturwandel weitere Dimensionen: Im Dezember 1941 hatten noch 83,7 Prozent der LG-Mitglieder (200) auch vor 1933 einer gewerkschaftlichen Vereinigung angehört. Lediglich 39 deutsche Flüchtlinge verfügten über keinerlei Organisationserfahrung, da sie entweder 1933 zu jung gewesen waren (17) oder einen Beruf ausgeübt hatten, in dem gewerkschaftliche Vertretung eher unüblich war (22).[95] Dieses Bild hatte sich im Dezember 1943 zum Teil erheblich verändert. Die schon für die Londoner Vertretung charakteristische Dominanz ehemaliger Freigewerkschafter bestand auch weiterhin. Von den 674 Mitgliedern kamen 315 (46,7 Prozent) aus den freien Gewerkschaften. Jedoch war zum Jahreswechsel 1943/44 nur noch knapp die Hälfte der LdG-Mitglieder schon vor der nationalsozialistischen Machtübernahme gewerkschaftlich organisiert gewesen (349). Das Gros der erstmals Organisierten (186) bildeten die nach 1918 Geborenen.[96] Dieser beträchtliche Zuwachs an erstmals organisierten Mitgliedern bedeutete für die LdG einen großen organisatorischen Erfolg und insbesondere hinsichtlich der beträchtlichen Zahl jüngerer Genossen zugleich eine gern angenommene Verpflichtung. Er läßt freilich auch darauf schließen, daß es wohl bei weitem nicht allen deutschen Flüchtlingen gelungen war, während des Krieges in ihren erlernten Berufen zu arbeiten und ihre soziale Stellung den früheren Verhältnissen einigermaßen anzupassen. Ein großer Teil hatte zwar unter den Bedingungen der Kriegsproduktion Beschäftigung gefunden und unterstützte die britischen Kriegsanstregungen. Lag die Arbeitslosenquote der deutschen Gewerkschaftsgruppe z. B. im Dezember 1941 noch bei 12 Prozent,[97] so konnte der AA Ende 1943 faktisch die Vollbeschäftigung seiner Mitgliedschaft verkünden. Nicht wenige der in der LdG zusammengeschlossenen Gewerkschafter lebten allerdings augenscheinlich auch nach dem Ende der Internierungsphase im wirtschaftlichen und sozialen Ausnahmezustand. Da etwa Ende 1943 nur 60 Mitglieder der Gewerkschaftsgruppe vor ihrer Flucht dem Deutschen Metallarbeiterverband (DMV) angehört hatten, aber 206 Gewerkschafter in der Metallindustrie beschäftigt waren,[98] ist anzunehmen, daß sich trotz des hohen Anteils jüngerer Genossen eine Vielzahl fachfremd für die metallverarbeitende Kriegsindustrie verpflichtet hatte. Eine ähnliche Situation dürfte vor allem auch für das Dienstleistungs- und Bürogewerbe sowie die Land- und Forstwirtschaft vorgelegen haben.[99] Diese soziale Komponente des Strukturwandels innerhalb der LdG spiegelte sich nicht zuletzt auch in den von ihr erhobenen Beitragssätzen wider. Bis Herbst 1942 wurde der Mitgliedsbeitrag zur deutschen Gewerkschaftsorganisation jeweils auf der Grundlage des Bruttoverdienstes der Exilanten berechnet. In der Erkenntnis, daß

95 Vgl. Entwicklung der Mitgliedschaft der LdG bzw. ihres Vorläufers, 31. Dezember 1941, in: AdsD, NL GO, K 31.

96 Vgl. Die Tätigkeit der Landesgruppe im Jahre 1943 (Veröffentlichung der LdG); Röder 1968 (Anm. 2), S. 61 f.; Schafheitlin (Anm. 15), S. 56; Jacobs (Anm. 15), S. 145.

97 Aus der Arbeit des Jahres 1941 (Veröffentlichung der LdG).

98 Vgl. Die Tätigkeit der Landesgruppe im Jahre 1943 (Veröffentlichung der LdG).

99 Vgl. Röder 1968 (Anm. 2), S. 25; Jacobs (Anm. 15), S. 145.

sich „das Einkommen [ihrer] Mitglieder wesentlich verändert" habe, beschloß der AA jedoch im November des vierten Kriegsjahres, daß der zu entrichtende Obolus fortan an den Nettolohn zu knüpfen sei.[100]

Gründeten die beruflichen Fachwechsel mutmaßlich eher selten auf einem freiwilligen, aus politisch-ideologischen Erwägungen getroffenen Entschluß, so steht die ohnehin große und mit fortschreitender Dauer des Krieges weiter steigende Bereitschaft der deutschen Exilgewerkschafter, aktiv an den britischen Kriegsanstrengungen teilzunehmen, gleichwohl außer Frage. Dies zeigte sich etwa an der wachsenden Zahl derjenigen, die sich zum Dienst in der britischen Armee meldeten. Schon im März 1941 gehörten dem Pioneer Corps 20 deutsche Gewerkschafter an.[101] Im Dezember 1943 hatten 28 Gewerkschafter ihren Dienst beim Militär angetreten.[102]

Ungeachtet der solidarischen Haltung gegenüber den Interessen des Gastlandes hatte sich auch hinsichtlich der parteipolitischen Zusammensetzung der LdG-Mitgliedschaft im Laufe der Kriegsjahre ein signifikanter Wandel vollzogen: Am 1. April 1941 gehörten noch 124 ihrer 142 Mitglieder (87,3 Prozent) einer der vier Organisationen an, die sich im Februar 1941 in der Union zusammengeschlossen hatten. Im Oktober 1942 waren lediglich noch 47,8 Prozent der LdG-Mitglieder (177) Parteigänger der Union. Wenige Monate, nachdem ihnen der Einritt in die LdG gestattet worden war, besaßen hingegen die Anhänger und Sympathisanten der KPD bereits einen Anteil von 13,5 Prozent an der Gesamtgröße der deutschen Gewerkschaftsorganisation. Anfang 1944 hatten sich die Kräfteverhältnisse dann eindeutig zugunsten der Kommunisten verschoben. Die relative Stärke der Unionsanhänger war auf 27,7 Prozent (182) gesunken. Der Anteil der anderen sozialistischen Gruppierungen betrug noch 13,7 Prozent (90). Die Zahl der KPD-Anhänger und -Sympathisanten war hingegen auf 194 (29,5 Prozent) gestiegen. Bedenkt man zudem, daß nur 30 der 158 Jugendlichen, die zu diesem Zeitpunkt in der LdG organisiert waren, der Union angehörten, läßt sich folgern, daß im November 1943 annährend 40 Prozent der Mitglieder dem Kommunismus nahestanden.[103] Obschon für die Jahre 1944 und 1945 keine Angaben über die politische Zusammensetzung der LdG-Mitgliedschaft existieren, kann wohl davon ausgegangen werden, daß der Anteil der KPD-Anhänger zumindest nicht kleiner geworden ist. Folglich verfügten die Kommunisten seit Mitte 1943 über eine deutliche Basismehrheit in der LdG, was den von Unionsanhängern dominierten AA vor enorme Herausforderungen stellen sollte.

100 Vgl. Beitragssätze der LdG, gültig ab November 1942, in: AdsD, NL GO, K 31.
101 Vgl. *Die Arbeit*, Nr. 1.
102 Vgl. Die Tätigkeit der Landesgruppe im Jahre 1943 (Veröffentlichung der LdG).
103 Vgl. Übersicht über die Mitglieder der LdG, November 1943, in: AdsD, ISK, Box 50.

Das Alltagsgeschäft

Die eklatante Papierknappheit während des Krieges, die u. a. zur Einstellung der LdG-Zeitschrift „Die Arbeit" im Jahre 1942 geführt hatte,[104] war lediglich eine der Obstruktionen, denen sich die deutschen Exilgewerkschafter in ihrer täglichen Arbeit gegenübergestellt sahen. Eine große Schwierigkeit bildete die Sprachbarriere. Das Verständigungsproblem spielte zwar bei den führenden Funktionären der LdG wie Hans Gottfurcht, Willy Eichler,[105] Hans Jahn[106] oder Erich Ollenhauer[107] kaum eine Rolle, etliche Mitglieder der deutschen Gewerkschaftsgruppe verfügten jedoch über keinerlei oder lediglich rudimentäre Kenntnisse der englischen Sprache. Dies erschwerte nicht nur alltägliche Behördengänge, sondern auf betrieblicher Ebene auch die notwendige Zusammenarbeit mit den britischen Gewerkschaftern. So waren nicht zuletzt Sprachprobleme dafür verantwortlich, daß viele Exilanten erst mit einiger Verspätung Mitglied der entsprechenden britischen Arbeitervertretung werden konnten. Eine erhebliche Bedeutung dürfte in diesem Kontext auch den Vorurteilen zuzuschreiben sein, die viele britische Arbeiter den deutschen Exilanten entgegenbrachten.[108] Des weiteren belasteten die auch nach Beendigung des „general round-up" geltenden Restriktionen für deutschsprachige Flüchtlinge das Tagesgeschäft der LdG in beträchtlichem Maße. War etwa Gottfurcht aufgrund seiner politischen Bedeutung bereits am 5. Juni 1941 von den „Protected Area Orders" und der „Movement Restriction Order" befreit worden,[109] so hoben die Behörden die Ausgangssperre für den Großteil der Flüchtlinge offiziell erst im März 1944 auf. Folglich mußte die LdG mindestens bis zum Frühjahr des sechsten Kriegsjahres Rücksicht darauf nehmen, daß ihre Mitglieder einer Sperrstunde unterworfen waren, daß sie weder Motorfahrzeuge noch Fahrräder besitzen durften und daß sie einer polizeilichen Meldepflicht unterlagen.[110] Nicht minder belastend für die Alltagsarbeit der deutschen Gewerkschaftsorganisation waren die Begehrlichkeiten des britischen „war effort", auch wenn der Großteil der LdG-Mitglieder sie aus Solidarität mit dem Gastland augenscheinlich zu keiner Zeit in Frage stellte.

104 Vgl. Rundschreiben der LdG, Dezember 1942, in: AdsD, NL AU, T1, M 110.

105 Willy Eichler (7. 1. 1896 – 17. 10. 1971), kaufmännischer Angestellter, Journalist, ab 1927 Vorsitzender des ISK, 1933 Emigration nach Frankreich, 1939 nach Großbritannien, seit 1946 Mitglied des Parteivorstandes der SPD, 1949–1953 Mitglied des Deutschen Bundestages (MdB).

106 Hans Jahn, Deckname: Fritz Kramer (29. 8. 1885 – 10. 7. 1960), 1927–1933 Sekretär der Organisationsabteilung im Vorstand des Einheitsverbandes der Eisenbahner Deutschlands, Zugehörigkeit zum engen Kreis der illegalen Reichsleitung der deutschen Gewerkschaften, als „Reichsleiter" in Zusammenarbeit mit der ITF Aufbau einer illegalen Kaderorganisation der Eisenbahner, 1947 Mitbegründer und 1949–1959 Vorsitzender der Gewerkschaft der Eisenbahner Deutschlands, 1949–1960 MdB, Vorstandsmitglied des DGB, ab 1956 Präsident der ITF.

107 Erich Ollenhauer (27. 3. 1901 – 14. 12. 1963), 1928–1933 Vorsitzender der Sozialistischen Arbeiterjugend Deutschlands, auf der Reichskonferenz der SPD am 26. April 1933 in den Parteivorstand gewählt, 1933 Emigration nach Prag, 1938 nach Paris und 1940 nach London, seit 1946 stellvertretender, seit 1952 Vorsitzender der SPD, 1949–1963 MdB.

108 Vgl. Jacobs (Anm. 15), S. 98.

109 Vgl. Carthy an Gottfurcht, 5. Juni 1941; Gottfurcht an Carthy, 6. Juni 1941, beide in: AdsD, NL GO, K 2.

110 Rundschreiben der LdG, März 1944, in: AdsD, NL GO, K 21.

In Briefen an Fritz Tarnow und die schwedischen Exilgewerkschafter wies Gottfurcht etwa darauf hin, daß sich „die Bedingungen eines kriegsführenden Landes erheblich von denen einer neutralen Oase" wie Schweden unterscheiden würden. Nachdrücklich stellte er heraus, daß die für die Arbeit der LdG „wichtigste[n] Funktionäre von morgens bis abends" beruflich gebunden seien.[111] Tatsächlich betrug die durchschnittliche Tagesarbeitszeit der deutschen Exilanten während des Krieges mindestens 12 Stunden. Angesichts regelmäßiger Überstunden wurde auch sonn- und feiertags selten weniger gearbeitet. Dabei waren die Arbeitsbedingungen oftmals äußerst schlecht. Lohn und Zuschläge lagen bisweilen weit unter den üblichen Tarifen.[112] Die gewollte Unterstützung der britischen Kriegsanstrengungen seitens der deutschen Exilanten bedeutete freilich, daß zwei AA-Sitzungen und zwei Versammlungen kleinerer Körperschaften pro Monat „schon das Höchstmaß" waren, das den meisten Mitgliedern der LdG zugemutet werden konnte.[113] Da die deutschen Flüchtlinge mit der Aufhebung der Ausgangssperre auch bestimmte staatsbürgerliche Pflichten übernommen hatten, konnte es überdies vorkommen, daß ein LdG-Mitglied nicht an den abendlichen Veranstaltungen seiner Organisation teilnehmen konnte, weil er beispielsweise Feuerwachdienst abzuleisten hatte.[114] Am schwierigsten war die Situation selbstverständlich für diejenigen Funktionäre, die im Verlaufe des Krieges ihre Arbeit verloren.[115]

Neben den Beschränkungen, die Sprachprobleme, deutschfeindliche Ressentiments, Flüchtlingsbestimmungen und britische Kriegsinteressen der gewerkschaftlichen Exilarbeit auferlegten, wurde die Handlungsmöglichkeiten der LdG – zumindest bis 1943 – auch durch ihre finanzielle Situation beträchtlich eingeengt. Der IGB mußte z. B. 1941 fast 70 Prozent des Etats der deutschen Gewerkschaftsorganisation tragen, um ihre Handlungsfähigkeit einigermaßen gewährleisten zu können.[116] 1944 waren die Mitgliederzahlen dann zwar derart gestiegen, daß sich die LdG zu 80 Prozent über Beiträge finanzieren konnte. Gleichwohl bedeutete dies, daß die Exilgewerkschafter nunmehr für die erforderlichen Personal-, Büro- und Verwaltungskosten fast allein aufkommen mußten. Folglich blieb ihr finanzieller Spielraum trotz der steigenden Mitgliederzahlen über das Kriegsende hinaus relativ schmal.[117]

Trotz der äußeren Gegebenheiten konnte die LdG gleichwohl die selbstformulierten Ansprüche an gewerkschaftliche Alltagsarbeit im Exil durchaus erfüllen. Die deutsche Gewerkschaftsorganisation verstand es, die ihr verbliebenen Handlungsmöglichkeiten zu nutzen, und ließ getreu der satzungsmäßig verankerten Doppelfunktion ihren Mitgliedern auf mannigfaltige Weise Beratung, Betreuung und Unterstützung zuteil werden. In Bedrängnis geratene Mitglieder der LdG konnten auf den eigens

111 Gottfurcht an Tarnow, 18. Mai 1942, in: AdsD, NL GO, K 4.
112 Vgl. Gottfurcht an Polenske, 22. Oktober 1941, in: AdsD, NL GO, K 4; Jacobs (Anm. 15), S. 98 f.
113 Gottfurcht an Tarnow, 18. Mai 1942, in: AdsD, NL GO, K 4.
114 Vgl. An die Mitglieder des AA, 2. März 1944, in: AdsD, NL GO, K 2.
115 Vgl. Weckel an Jahn, 25. Juni 1944, in: MRC, MSS 159/3/C/a/119.
116 Jahreskassenbericht 1941, in: AdsD, NL GO, K 5.
117 Kassenbericht 1944, in: AdsD, NL GO, K 3.

eingerichteten Unterstützungsfonds der Gewerkschaftsgruppe zurückgreifen.[118] Der AA gewährte z. B. finanzielle Hilfe, um dringend benötigte Medikamente beschaffen zu können.[119] Er sprang ein, wenn die Arbeitslosenunterstützung nicht ausreichte oder eine schwere Krankheit eine Erwerbstätigkeit für längere Zeit unmöglich machte.[120] Im Jahre 1943 wurden insgesamt 42 Unterstützungen in Höhe von insgesamt 45 Pfund und 14 Shilling gezahlt.[121] Finanziert wurde dieser Fonds über die Mitgliederbeiträge, einmalige Spenden und nicht zuletzt Überschüsse aus den Literaturverkäufen, welche die LdG tätigte.[122]

Die Beratungstätigkeit der LdG beinhaltete vor allem umfassende Hilfe bei der Arbeitssuche. Sie informierte sowohl über freie Stellen als auch über „Ausbildungs- und Umschulungsmöglichkeiten für kriegswichtige Arbeit".[123] Regelmäßig verwies sie in der „Arbeit" oder später in ihren Rundschreiben auf die Trainingszentren, die von der britischen Regierung zur Vorbereitung auf den Einsatz in der Kriegsindustrie eingerichtet und seit Februar 1941 auch für Ausländer geöffnet worden waren.[124] Außerdem setzte sie ihre Mitglieder auch nach Einstellung der Monatszeitschrift u. a. mit speziellen Merkblättern über die im Bedarfsfall zu erwartenden Leistungen des britischen Sozialsystems in Kenntnis.[125] In besonderem Maße bemühten sich die Exilgewerkschafter stets um die Vermittlung von Frauen sowie „kranken, alten und körperlich behinderten Kollegen, die zur Industriearbeit ungeeignet, zur Heimarbeit aber noch imstande" waren.[126]

Ein weiteres Arbeitsfeld ergab sich für die deutsche Gewerkschaftsgruppe aus der Situation, daß trotz der Empfehlung des TUC einige Trade Unions die Aufnahme deutscher Flüchtlinge verweigerten bzw. ihren „gewerkschaftlichen Anschluss" aus bürokratischen Gründen erheblich hinauszögerten.[127] Da die deutschen Flüchtlinge gemäß der Idee der Doppelorganisation bei der Regelung der Lohn- und Arbeitsbedingungen ausschließlich auf die jeweils zuständige britische Fachgewerkschaft angewiesen waren, versuchten einige windige Unternehmer, diese Haltung der Trade Unions für ihre Zwecke auszunutzen. Wie viele andere Refugees mußten daher auch etliche LG-Mitglieder „under bad working conditions and for too low wages" arbeiten.[128] Nicht selten sah sich die LdG genötigt, TUC und IGB auf diesen Mißstand aufmerksam zu machen. In besonders schwerwiegenden Fällen gewährte sie den Betroffenen

118 Vgl. Jacobs (Anm. 15), S. 145 f.
119 Protokoll einer Sitzung des AA, 4. Mai 1942, in: AdsD, NL GO, K 5.
120 Protokoll einer Sitzung des AA, 25. Mai und 27. Juni 1943, beide in: AdsD, NL GO, K 5.
121 Vgl. Die Tätigkeit der Landesgruppe im Jahre 1943 (Veröffentlichung der LdG).
122 Sitzung des AA, 10. Dezember 1941, in: AdsD, PV-Emigration, MF 30.
123 *Die Arbeit*, Nr. 2.
124 Vgl. Report of Refugee Conference Held at Leicester, 26. und 27. Januar 1941, in: MRC, MSS 292/910/4/5.
125 Vgl. z. B. Merkblatt für Ausländer, 21. Juli 1942, in: AdsD, PV-Emigration, MF 30.
126 Arbeitsbericht über das erste Halbjahr 1942 (Veröffentlichung der LdG).
127 Die Tätigkeit der Landesgruppe im Jahre 1943 (Veröffentlichung der LdG); vgl. Jacobs (Anm. 15), S. 140.
128 IGB National Trade Union Groups Meeting, 19. März 1942, in: MRC, MSS 292/910/451/5.

selbstverständlich auch finanzielle Unterstützung.[129] Vor allem aber bemühte sich die deutsche LG, die Doppelorganisation ihrer Mitglieder durch Kollektivverträge auch rechtlich abzusichern. Beispielsweise schloß sie im September 1943 ein Abkommen mit einer der größten britischen Einzelgewerkschaften, der National Union of General and Municipal Workers. Fortan gehörten alle in der LdG organisierten Arbeiter des öffentlichen Dienstes der britischen Trade Union als „affiliated members" an.[130] Insgesamt hatten Ende des fünften Kriegsjahres rund 75 Prozent (475) der LdG-Mitglieder Aufnahme in 45 verschiedenen britischen Gewerkschaften gefunden.[131]

Die von der LdG gebotene Betreuung implizierte freilich noch mehr, als die Interessen ihrer Mitglieder im Arbeitsleben zu vertreten. Im Rahmen ihrer Möglichkeiten versuchte sie auch, den geistigen Zusammenhalt und die privaten Bedürfnisse ihrer Mitglieder zu fördern. So schloß sie beispielsweise Kollektivversicherungen ab[132] und unternahm einige Anstrengungen, ihren Mitgliedern auch im harten Exilalltag ein wenig Zerstreuung zuteil werden zu lassen. Dies geschah einerseits in Interdependenz zu ihrem politischen Auftrag. Beispielsweise veranstaltete die Londoner Ortsgruppe jedes Jahr – mitunter gemeinsam mit der Union oder der Fabian Society – eine zentrale Maifeier, an der gewöhnlich „zahlreiche Vertreter der englischen und der in London vertretenen kontinentalen Arbeiterbewegung" teilnahmen und deren Programm in der Regel aus einer Mischung von ausgewählter Schallplattenmusik, Rezitationen klassischer deutscher Freiheitsgedichte, politischen Ansprachen und gemeinsamem Gesang („Die Internationale") bestand.[133] Zu der alljährlichen Maiveranstaltung in London kamen seit 1943 kleinere Feiern in den Ortsgruppen.[134] Andererseits organisierte die LdG jedoch auch Konzerte, Theatervorstellungen und Lesungen, die vordergründig keine politische Dimension besaßen.[135] Ihnen kam vornehmlich die Aufgabe zu, die in der deutschen Gewerkschaftsgruppe zusammengefaßten Arbeiter wenigstens für kurze Zeit von der Wirklichkeit des Exils und des Krieges abzulenken.

Nicht zuletzt diese breitgefächerte Fürsorgetätigkeit war wahrscheinlich dafür verantwortlich, daß die LdG einen derart großen Mitgliederzuwachs erlebte und die Haupttätigkeit des AA im Grunde darin bestand, Aufnahmeanträge zu prüfen. Überhaupt bildeten die Bemühungen, neue Mitglieder zu gewinnen, lange Zeit einen Schwerpunkt in der Tagesarbeit der deutschen Gewerkschaftsgruppe.

Die nach außen gerichtete politische Aufklärungstätigkeit der deutschen Gewerkschaftsorganisation bestand neben ihrer intensiven publizistischen Tätigkeit (die LdG gab zwischen 1941 und 1945 zehn größere Schriften heraus) vor allem in der Entsendung von Referenten zu Veranstaltungen der britischen Gewerkschaften und der

129 Vgl. Rundschreiben der LdG, Januar 1942, in: AdsD, PV-Emigration, MF 30.
130 Members belonging [...], 30. September 1943, in: AdsD, NL GO, K 7.
131 Die Tätigkeit der Landesgruppe im Jahre 1943 (Veröffentlichung der LdG).
132 Vgl. Rundschreiben der LdG, Juni 1942, in: AdsD, NL AU, T 1, M 110.
133 Rundschreiben der LdG, Mai 1942, in: AdsD, NL AU, T 1, M 110; vgl. Das Programm der Maifeier 1942, in: AdsD, ISK, Box 44 (= Eiber [Anm. 35], Nr. 68); Unsere Maifeier in London 1942, in: *Sozialistische Mitteilungen*, Nr. 37, Mai 1942.
134 Vgl. Rundschreiben der LdG, Juni 1943, in: MSS, MRC 292/943/22.
135 Vgl. Rundschreiben der LdG, Mai 1942, in: AdsD, NL AU, T 1, M 110.

verschiedenen sozialistischen Vereinigungen in Großbritannien. Allein 1943 sprach der Chairman der LdG auf 59 Zusammenkünften britischer Organisationen.[136] Insgesamt trat er während des Krieges in knapp 300 Veranstaltungen als Redner auf.[137] In der letzten Phase des Krieges gab die deutsche Gewerkschaftsorganisation dann in verstärktem Maße Broschüren und Kursmaterialien heraus, „die für allgemeine Propagandazwecke", aber vor allem auch „zur Beeinflussung von Kriegsgefangenen im demokratischen Sinne Verwendung finden" sollten.[138]

Die Haltung zu Krieg und Widerstand

Grundlage aller Arbeit der LdG bildete eine Deutung des Faschismus und des von ihm entfesselten Krieges, die vor allem von klassenkämpferischen Vorstellungen und Marxscher Dialektik getragen wurden. Der Großteil der deutschen Exilgewerkschafter teilte höchstwahrscheinlich die von Gottfurcht erstmals in der „Arbeit" ausführlicher dargelegte Ansicht, daß der Zweite Weltkrieg faktisch als ein „internationaler Bürgerkrieg" zu betrachten sei, „in dem die Fronten nicht an den Grenzen der Länder" verliefen, „sondern durch alle Völker" gingen.[139] Es gehe darum, daß ein globaler Zusammenschluß der freiheitlichen und demokratischen Kräfte, zu der seit Juni 1941 auch Rußland wieder gezählt werden konnte, der „Bestie Faschismus" und der Verbreitung seiner menschenverachtenden Ideologie ein Ende bereite.[140] Nationale Grenzen und Begehrlichkeiten waren nach Auffassung der deutschen Exilgewerkschafter obsolet geworden, lediglich „die Einigkeit im Ziel" sei entscheidend. In diesem Sinne war der 1939 von Hitler entfesselte Krieg für Gottfurcht und seine Genossen ein „totaler", ja eschatologischer Kampf der Ideologien, der geführt werden mußte, um die „Welt vom nationalsozialistischen Terror" zu befreien und der Sache der freiheitlichen Demokratie zu einem Sieg zu verhelfen.[141] Als internationale Sozialisten konnten die deutschen Gewerkschafter freilich diesen Sieg der Demokratien über den Faschismus lediglich als wichtige Zwischenstufe verorten. Da ihr marxistischer Faschismusbegriff in erster Linie ökonomistisch determiniert war und sie das Phänomen des Nationalsozialismus als „Ausdrucksform des wirtschaftlichen und politischen Imperialismus" betrachteten,[142] hegten die sozialdemokratischen Exilgewerkschafter die Hoffnung, daß die Niederlage der faschistischen Ideologie sie zugleich ihrem Ziel von einer einheitlichen Welt des demokratischen Sozialismus näherbringen würde.[143] Die

136 Vgl. Die Tätigkeit der Landesgruppe im Jahre 1943 (Veröffentlichung der LdG); vgl. Röder 1968 (Anm. 2), S. 62.
137 Bericht über Deutschlandreise, 6. März bis 30. April 1946 (Gottfurcht), in: MRC, MSS 292/943/11.
138 Rundschreiben der LdG, Februar 1945, in: AdsD, ISK, Box 55.
139 Mitten im Kampf (Gottfurcht), in: *Die Arbeit*, Nr. 6.
140 Mitgliederversammlung der LdG, 17. Januar 1943, in: AdsD, NL GO, K 5.
141 Mitten im Kampf (Anm. 139).
142 Entwurf einer programmatischen Erklärung der LdG, Ende Januar 1943, in: AdsD, NL Werner Hansen [künftig zitiert: HA], K 20.
143 Mitten im Kampf (Anm. 139).

kommunistischen Mitglieder der LdG wähnten in der endgültigen Niederlage „der reaktionärsten, am meisten chauvinistischen, am meisten imperialistischen Elemente des Finanzkapitals“[144] das Fanal zur Weltrevolution.

Um die Totalität des Krieges und den zukunftweisenden Charakter seines Ausgangs wissend, fühlte sich die LdG nicht nur verpflichtet, immer wieder ihre Solidarität mit den alliierten Mächten und den europäischen Widerstandsbewegungen zu bekräftigen. Darüber hinaus nahm sie besonderen Anteil am Schicksal der zahllosen offenkundig unschuldigen Opfer des Nationalsozialismus. Sei es, daß sie allgemein ihre Verantwortung „gegenüber den angegriffenen und leidenden Völkern“ akzentuierte, sei es, daß sie beispielsweise der Toten von Lidice im speziellen gedachte.[145] Außergewöhnlich groß waren ihre „Empfindungen des Schmerzes, der Abscheu und der Erbitterung über den entsetzlichen Vernichtungsfeldzug des Hitler-Regimes gegen die europäischen Juden“. Bereits in einer Entschließung vom 20. Dezember 1942 sprach die LdG von einem „vorsätzlichen Massenmord von Millionen, [der] den wahnwitzigen Barbarismus der Nazi-Diktatur“ auf fürchterliche Weise offenbar werden lasse.[146] Gleichwohl verhinderten ihr ökonomistisch reduziertes Faschismusverständnis und die von ihnen beförderte Stilisierung des Krieges als finaler Kampf der Ideologien, daß sie die Singularität dieses Genozids zu fassen vermochten. Die deutschen Gewerkschafter waren mithin in erster Linie bestrebt, auch die anscheinend unbeteiligten Opfer des Nationalsozialismus, also vor allem die europäischen Juden, als Kämpfer für die demokratische Idee zu verklären und ihre Drangsal in Konnex mit dem illegalen Widerstand der europäischen Arbeiterbewegungen zu setzen. So bezeichnete die Erklärung vom 16. Juni 1942 die Ermordeten von Lidice und die am 15. Mai zum Tode verurteilten Mitglieder der Widerstandsgruppe um Georg Lechleiter als „gemeinsame Feinde [der] Hitlerdiktatur“.[147] Bezeichnenderweise gedachte die Londoner Mitgliederversammlung der LdG am 17. Januar 1943 zuvörderst „der jüdischen Arbeiterbewegung“.[148] Das Wort „jüdisch“ nicht einmal mehr explizit erwähnend, hieß es im Tätigkeitsbericht der LdG für das Jahr 1943: „Wir beugen uns vor den Opfern des Gestapo-Terrors innerhalb und außerhalb Deutschlands, des deutschen Hitler-Feindes ebenso wie der im Warschauer Ghetto Gemordeten.“[149] Daß die deutschen Exilgewerkschafter die Dimension der nationalsozialistischen Vernichtungspolitik ver- bzw. nicht erkannten, zeigte sich zudem besonders eindringlich, wenn Gottfurcht in einem 22seitigen Pamphlet über das „andere Deutschland“ den Vansittartismus „as a counterpart of the ‚Herrenvolk‘ theory of the Nazis“ bezeichnete.[150]

144 Kleines Politisches Wörterbuch, 7., vollst. überarb. Aufl., Berlin 1988, S. 268.
145 Die deutschen Sozialisten und Gewerkschafter und die Überwindung der Nazidiktatur, in: AdsD, NL GO, K 3 (= Mielke [Anm. 25], Nr. 221).
146 Entschließung der LdG vom 20. Dezember 1942 zur Verfolgung der Juden in Europa, in: AdsD, NL GO, K 21.
147 Erklärung der Vertreter deutscher Emigrantenorganisationen am 16. Juni 1942, in: AdsD, NL GO, K 5 (= Eiber [Anm. 35], Nr. 71).
148 Mitgliederversammlung der LdG, 17. Januar 1943, in: AdsD, NL GO, K 5.
149 Die Tätigkeit der Landesgruppe im Jahre 1943 (Veröffentlichung der LdG).
150 The other Germany. Facts and Figures (Veröffentlichung der LdG, Mai 1943), S. 2.

Bildeten die ideologische Aufladung des Opferbegriffs und die damit korrelierenden Tendenzen zur Banalisierung des Holocausts einen integralen Bestandteil des Gottfurchtschen Vorstellungskonzeptes vom totalen Krieg, so galt dies gleichermaßen für den Glauben an die Existenz einer breiten illegalen Widerstandsfront in Deutschland. Nach Meinung des LdG-Vorsitzenden implizierte „wahre Kriegsführung" in jedem Fall die Anerkennung und Unterstützung der antifaschistischen Widerstandskämpfer im Reich. Da sich die LdG als „verlängerter Arm" der illegalen Kräfte in Deutschland begriff, stellte für Gottfurcht jedweder Versuch, das Vorhandensein eines „anderen Deutschlands" zu bestreiten, einen schwerwiegenden „Verrat" an den Überzeugungen und Werten dar, welche die Tätigkeit einer gewerkschaftlichen Exilorganisation legitimierten.[151] Vor allem aufgrund dieses Diktums wurden im Frühjahr 1942 drei Gewerkschafter, welche die Kollektivschuldthese mit Nachdruck beförderten und der LdG Attentismus und Nationalismus vorwarfen, aus der LdG ausgeschlossen.[152] Die Exilgewerkschafter waren sich durchaus bewußt, "that the illegal forces [were] just a small minority and that there [were] no visible signs yet of a general and organised rising".[153] Gegen Kriegsende gestanden sie ihren Kritikern sogar zu, daß die „Chancen für das Entstehen einer Massenbewegung nicht günstig seien".[154] Gleichermaßen räumten die Veröffentlichungen der LdG auch ein, daß die deutsche politische Emigration als Sprachrohr der illegalen Widerstandsbewegung „not free of guilt or responsibility" sei.[155] Allerdings erinnerten Gottfurcht und seine Kollegen auch immer wieder daran, daß vor allem „starke internationale Rückendeckung die Steigbügelhalter des Nationalsozialismus gestärkt und gestützt" habe.[156] Zudem verbaten sie sich jedwede Kritik aus Kreisen, "which [knew] underground work only from hearsay".[157] Statt dessen appellierten sie immer wieder an die alliierten Regierungen, den Widerstandskräften im Reich mit ihrer Deutschlandpolitik nicht den Mut zu nehmen, sondern sie in ihrem Kampfeswillen zu bestärken.

Die Vehemenz, mit der die LdG in ihren offiziellen, d. h. vom AA redigierten Verlautbarungen gegen die Kollektivschuldthese agitierte, darf allerdings nicht darüber hinwegtäuschen, daß mit fortschreitender Kriegsdauer insbesondere die einzelnen Ortsgruppen zusehends Vorbehalte gegenüber den Forderungen nach einer Mitwirkung der Deutschen am Wiederaufbau ihres Landes äußerten. So wurden für die Delegiertenversammlung des Jahres 1944 gleich zwei Anträge formuliert, die auf die Anerkennung „harter Friedensbedingungen" für Deutschland drangen.[158] Bezeichnenderweise setzte man den ersten Antrag gar nicht erst auf die Tagesordnung einer vorbereitenden

151 Mitten im Kampf (Anm. 139).
152 Vgl. Ausschußsitzung, 9. Juni 1942 und Protokollnotizen des AA, 9. Juni, beide in: AdsD, NL GO, K 5.
153 Forces of Resistance inside Germany. An adress given by Fritz Kramer (Veröffentlichung der LdG, September 1943); The other Germany. Facts and Figures (Veröffentlichung der LdG, Mai 1943), S. 8.
154 Die Lage in Deutschland (Schöttle), 26. und 27. August 1944, in: AdsD, NL HA, M 113.
155 The other Germany. Facts and Figures (Veröffentlichung der LdG, Mai 1943), S. 4.
156 Mitten im Kampf (Anm. 139).
157 The other Germany. Facts and Figures (Veröffentlichung der LdG, Mai 1943), S. 8.
158 Antrag der Ortsgruppe Manchester, 30. Oktober 1944, in: AdsD, NL GO, K 3.

Mitgliederversammlung.[159] Der zweite Antrag wurde ohne Beschlußfassung weitergeleitet und schließlich auf Druck des AA kurz vor der Delegiertenversammlung zurückgezogen.[160] Schon Anfang 1943 hatte sich die LdG-Führung dazu durchgerungen, die militärische Besetzung Deutschlands *„als eine notwendige Sicherungsmaßnahme"* zu betrachten. Sie hatte auch ihre Bereitschaft erklärt, „das Menschenmögliche zu leisten, um wieder gut zu machen, was in diesem Krieg von Deutschland anderen Völkern zugefügt wurde".[161] Immer wieder hatten sich die deutschen Exilgewerkschafter für „die unerbittliche Bestrafung der Kriegsverbrecher" ausgesprochen, und in der Einleitung zu ihren Programmvorschlägen vom Mai 1945 hatten sie sogar frühere Positionen revidiert und unmißverständlich akzentuiert, „daß alle Deutschen sich über das Ausmaß ihrer Mitverantwortung klar werden" müßten.[162] Bis zur Auflösung der LdG weigerten sich Gottfurcht und seine Kollegen allerdings kategorisch, die Existenz eines „anderen Deutschlands" zu verneinen. Sie erachteten die Reeducation der breiten Massen für unerläßlich, beharrten aber darauf, daß diese „im wesentlichen dem eigenen Volk vorbehalten bleiben müsse".[163]

Mitunter hätte dieser Konflikt um die deutsche Schuld und die Rolle des illegalen Widerstandes nicht dieselben Ausmaße erreicht, wenn die LdG während des Krieges über bessere Kontakte nach Deutschland verfügt hätte. Substantielle Informationen über die Lage im Reich erhielt die Gewerkschaftsgruppe spätestens seit Mitte 1940 lediglich mittelbar, in erster Linie durch die sporadischen Verbindungen der Internationalen Transportarbeiter-Föderation (ITF) und des ISK nach Deutschland.[164] Um so bedeutsamer war es freilich, daß Gottfurcht mit Walter Auerbach[165] und vor allem Hans Jahn „Mandatsträger illegaler Gruppen im Reich" für die deutsche Gewerkschaftsgruppe gewinnen konnte.[166] Auch mit dem gewerkschaftlichen Widerstand in anderen europäischen Ländern stand die LdG bis zur Ardennenoffensive nicht in Kontakt. Vereinzelte Auskünfte bekamen die deutschen Exilgewerkschafter durch die ITF und den ISK, andere LGs bzw. den IGB sowie zwischenzeitliche Briefkontakte mit

159 Vgl. Notizen auf dem Antrag der Ortsgruppe Manchester, 30. Oktober 1944 (Anm. 150).

160 Vgl. Notizen auf Antrag Spieler, 5. September 1944, in: AdsD, NL GO, K 3.

161 Entwurf einer programmatischen Erklärung, Ende Januar 1943, in: AdsD, NL HA, K 20; Die Gewerkschaften im neuen Deutschland, 19. und 20. Juni 1943, in: AdsD, NL HA, K 25 I (= Mielke [Anm. 25], Nr. 229); Heckmann an Gottfurcht, 20. Oktober 1944, in: AdsD, ISK, Box 53.

162 Die neue deutsche Gewerkschaftsbewegung. Programmvorschläge für einen einheitlichen Gewerkschaftsbund (Veröffentlichung der LdG, Frühjahr 1945).

163 Entwurf einer programmatischen Erklärung der LdG, Ende Januar 1943 (Anm. 161).

164 Vgl. Nelles 2001 (Anm. 58), S. 315 ff.; Werner Link, Die Geschichte des Internationalen Jugendbundes (IJB) und des Internationalen Sozialistischen Kampfbundes (ISK). Ein Beitrag zur Geschichte der Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik und im Dritten Reich, Meisenheim am Glan 1964, S. 310 ff.; Eiber 1998 (Anm. 34), S. CXXX f.

165 Walter Auerbach (22. 7. 1905 – 23. 3. 1973), von 1930 bis 1933 Sekretär des Vorsitzenden im Gesamtverband der Arbeitnehmer der öffentlichen Betriebe und des Personen- und Warenverkehrs, im Mai 1933 Flucht nach Amsterdam, 1933–1946 Tätigkeit im Generalsekretariat der ITF, 1939 mit der ITF-Zentrale Übersiedlung nach London, 1948–1955 und 1957–1969 Staatssekretär im niedersächsischen Arbeitsministerium, 1969–1971 Staatssekretär im Bundesministerium für Arbeit und Sozialordnung.

166 Berichterstattung der Wahlkommission der LdG, 9. Juni 1944, in: MRC, MSS 159/3/C/a/108.

Repräsentanten der betroffenen Exilregierungen.[167] Verbindungen zum europäischen Festland vermochten Gottfurcht und seine Kollegen erst 1944/45 wieder aufzubauen. So hatte die LdG beispielsweise seit August 1944 brieflichen Kontakt mit französischen Gewerkschaftern,[168] seit Dezember 1944 mit Otto Pick, dem ehemaligen Vorsitzenden des christlichen Metallarbeiterverbandes Saar und früheren Sekretär des internationalen Bundes christlicher Metallarbeiterverbände. Dieser hatte über die englische Flüchtlingshilfe in Zürich Programmvorlagen der deutschen Gewerkschaftsgruppe erhalten und zeigte großes Interesse an der in der LdG verwirklichten Idee der gewerkschaftlichen Einheitsfront.[169]

Der Umgang mit den Kommunisten

Seit der Gründung der Londoner Vertretung hatten sich Gottfurcht und seine sozialdemokratischen Funktionärskollegen einer Zusammenarbeit mit Parteigängern der KPD konsequent verweigert. Sie hatten sich durch den deutsch-sowjetischen Nichtangriffspakt in ihren antikommunistischen Ressentiments bestätigt gesehen und daher den Einheitsfrontbestrebungen der KPD jegliche Legitimationsgrundlage abgesprochen. Der deutsche Angriff auf die Sowjetunion ließ diese Argumentation jedoch obsolet erscheinen. Als die deutschen Kommunisten ab August 1941 im Sinne ihrer Volks- und Einheitsfrontpolitik wieder verstärkt Kontakt zu den anderen sozialistischen Exilgruppen suchten und sich beim AA der LdG die Aufnahmegesuche von KPD-Anhängern häuften, war abzusehen, daß die Führung der deutschen Gewerkschaftsorganisation eine für ihre weitere Arbeit richtungsweisende Entscheidung zu treffen hatte. Im Zwiespalt zwischen den von der Union aufgestellten Handlungsmaximen und den eigenen gewerkschaftlichen Zielen, zwischen nicht zu verdrängendem Mißtrauen und der Einsicht, daß die Wurzeln für die angestrebte Einheitsgewerkschaft nur in Kooperation mit den Kommunisten gelegt werden konnten, wurde im AA monatelang kontrovers über die Frage diskutiert, welcher Verfahrensrichtlinie im Falle von kommunistischen Antragstellern zu folgen sei. Erst als der Streit Ende Mai / Anfang Juni 1942 zu eskalieren drohte und Willy Eichler kurzzeitig mit dem Austritt aus dem AA kokettierte, konnte man sich schließlich verständigen. Der AA schloß sich nunmehr mehrheitlich der von Gottfurcht vertretenen Position an, daß man „die Frage nicht zum Prinzip erheben" und sich „als Gewerkschafter nicht einfach ablehnend verhalten" könne.[170] Da auch vom IGB keine grundsätzliche Entscheidung in dieser Frage getroffen wurde, verzichtete die LdG folglich auf eine generelle Regelung und behielt sich statt dessen auch im Falle kommunistischer Antragsteller eine individuelle Prüfung nach der

167 Vgl. z. B. Rundschreiben der LdG, Oktober 1942, in: AdsD, NL AU, T 1, M 110.
168 Vgl. Gottfurcht an Guigui, 24. August 1944, in: AdsD, NL GO, K 21.
169 Vgl. Pick an LdG, 15. Dezember 1944, in: AdsD, ISK, Box 54.
170 Vgl. Protokoll der Sitzung des Exekutivkomitees der Union, 12. August 1941 (= Eiber [Anm. 35], Nr. 40); Sitzung des AA, 9. Juni 1942, in: AdsD, NL GO, K 5.

vermuteten „gewerkschaftlichen Zuverlässigkeit" vor.[171] Eine Absage erhielten jedoch grundsätzlich jene Bewerber, die vor 1933 „führende Funktionen" in der RGO ausgeübt hatten oder bei denen die „Art der Antragstellung erkennen ließ", daß „ähnliche Auffassungen" für sie immer noch „maßgeblich" seien.[172] Die Zahl der von der Mitgliedschaft ausgeschlossenen ehemaligen RGO-Funktionäre blieb aber verhältnismäßig gering. Bei einer Zunahme um 225 Mitglieder im Jahre 1943 befanden sich beispielsweise unter den 22 abgewiesenen Bewerbern lediglich acht KPD-Angehörige, denen man eine einheitsfeindliche Betätigung nachweisen konnte.[173] Eine kommunistische Übernahme fürchtend und sich um die Handlungsfähigkeit ihrer Organisation sorgend, sah sich die Führung der LdG aber in jedem Fall genötigt, zu den „Fragen der politischen Abgrenzung" und damit den Handlungspielräumen der gewerkschaftlichen Zusammenarbeit deutlich Stellung zu beziehen. Nach Auffassung des AA durften „Beschlüsse politischer Organisationen nicht zum Gegenstand der Überprüfung, Abänderung oder Weiterentwicklung im Rahmen der Diskussion der Landesgruppe gemacht werden".[174] „Politische Fragen, über die wesentliche Meinungsverschiedenheiten zwischen den in der LdG vereinigten politischen Richtungen" bestanden, sollten „beiseite" gelassen werden.[175]

Betraf dieses Diktum der politischen Zurückhaltung alle Gruppierungen innerhalb der deutschen Gewerkschaftsorganisation, so ergriff die Führung der LdG überdies Maßnahmen, die ausdrücklich der Eindämmung des kommunistischen Einflusses förderlich sein sollten. Sie erkannte zwar die Notwendigkeit der Kooperation, versuchte aber mit allen Mitteln zu verhindern, daß „die Landesgruppe in kommunistische Hände" gerät.[176] So wurden z. B. Karenzzeiten für die Erlangung des passiven Wahlrechts auf örtlicher Ebene sowie bei der Wahl zur Delegiertenkonferenz eingeführt, als sich die Anträge von KPD-Anhängern häuften.[177] Zudem sollte „die Abgabe politisch bindender Erklärungen" ausschließlich dem von der Union dominierten AA obliegen.[178] Um diese Vormachtstellung nicht zu verlieren, beschlossen Gottfurcht und seine Kollegen auch die Aufstockung des AA, als sich 1944 „die Methode, ohne die Kommunisten" im geschäftsführenden Organ der Gewerkschaftsgruppe „auszukommen, nicht mehr aufrecht erhalten" ließ.[179]

171 Arbeitsbericht über das erste Halbjahr 1942 (Veröffentlichung der LdG).
172 Die Tätigkeit der Landesgruppe im Jahre 1943 (Veröffentlichung der LdG).
173 Vgl. Röder 1968 (Anm. 2), S. 60 f.; Schafheitlin (Anm. 15), S. 57; Ulrich Borsdorf, Der Weg zur Einheitsgewerkschaft, in: Arbeiterbewegung an Rhein und Ruhr. Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung in Rheinland-Westfalen. Hrsg. von Jürgen Reulecke, Wuppertal 1974, S. 385–414, hier S. 399; Ulrich Borsdorf, Gewerkschafter, in: Arbeiterinitiative 1945. Antifaschistische Ausschüsse und Reorganisation der Arbeiterbewegung in Deutschland. Hrsg. von Lutz Niethammer u. a., Wuppertal 1976, S. 82–104, hier 92 f.; Ross (Anm. 15), S. 133; Oppenheimer (Anm. 15), S. 245.
174 Die Tätigkeit der Landesgruppe im Jahre 1943 (Veröffentlichung der LdG).
175 Heckmann an Gottfurcht, 20. Oktober 1944, in: AdsD, ISK, Box 53.
176 Protokoll der Versammlung der Londoner Mitglieder der Landesgruppe, 9. März 1943, in: AdsD, NL GO, K 5 (= Mielke [Anm. 25], Nr. 228).
177 Vgl. Röder 1968 (Anm. 2), S. 61; Schafheitlin (Anm. 15), S. 58.
178 Die Tätigkeit der Landesgruppe im Jahre 1943 (Veröffentlichung der LdG).
179 Gottfurcht an Heinig, 24. Oktober 1941, in: AdsD, NL GO, K 4.

Derartige Maßnahmen der Eindämmung sicherten der Union im Exekutivgremium der deutschen Gewerkschaftsorganisation dauerhaft ein deutliches Stimmenübergewicht und sorgten damit für eine Kontinuität antikommunistischer Außendarstellung der LdG. So groß ihr Bemühen um eine zwar kontrollierte, aber doch konstruktive Kooperation mit KPD-Anhängern innerhalb der eigenen Organisation auch war, von anderen, augenscheinlich unter kommunistischem Einfluß stehenden Exilgruppierungen hielt die Führung der Gewerkschaftsgruppe während der gesamten Dauer des Krieges unmißverständlich Abstand. Dies geschah einerseits aus „den vielen Gründen", welche die deutschen Exilgewerkschafter „selbst anzugeben hatte[n]", kaum weniger Einfluß übten jedoch auch die von TUC und IGB gegebenen Empfehlungen aus.[180] Der von der Führung der LdG nach außen vertretene Antikommunismus ging mitunter sogar so weit, daß eine Sammlungsaktion des Kulturbundes boykottiert oder einem parteiunabhängigen Sozialisten, der gleichwohl über gute Kontakte zur KPD verfügte, der Zutritt zu einer Mitgliederversammlung der Londoner Ortsgruppe verwehrt wurde.[181]

Die getreu der Vorgaben von TUC und IGB apodiktisch verfolgte Verweigerungshaltung der LdG gegenüber kommunistischen Exilorganisationen stand freilich seit 1943 in krassem Gegensatz zu den politischen Begehrlichkeiten von gut der Hälfte ihrer Mitglieder. Insbesondere die anhaltenden Diskussionen in den Ortsgruppen Glasgow, Manchester und Birmingham, wo der Einfluß des AA geringer und der Anteil von KPD-Anhängern in den Führungsgremien ungleich höher war als in London, ließen die Gräben zwischen Führung und Basis in der Frage der kommunistischen Organisationen offenbar werden.[182] Regelmäßig gab es Bestrebungen der Ortsgruppenleitungen, den AA zu einer Revision seiner offiziellen Politik zu bewegen. Die Führung der LdG war sich bewußt, daß solche Initiativen „immer wieder kommen" würden, versuchte aber alles, sie „unter den Tisch fallen" zu lassen.[183]

Schon die Auseinandersetzungen um das Verhältnis der LdG zu vermeintlich unter kommunistischem Einfluß stehenden Exilorganisationen bedeuteten für eine dem Einheitsgedanken verpflichtete Gewerkschaftsarbeit einen nicht unbeträchtlichen Substanzverlust. Noch weitaus spannungsvoller gestaltete sich indes die interne Kooperation zwischen Unions- und KPD-Mitgliedern. Lange Zeit gaben sich Gottfurcht und seine Kollegen allergrößte Mühe, der selbstoktroyierten Direktive der parteipolitischen Neutralität und damit der Aufrechterhaltung der gewerkschaftlichen Einheitsfront unter allen Umständen Genüge zu tun. Dies wurde beispielsweise deutlich, als sich die Londoner Ortsgruppe im August 1943 nicht über eine gemeinsame Stellungnahme zur Gründung des Nationalkomitees Freies Deutschland in Moskau einigen konnte. Um die gewerkschaftliche Zusammenarbeit nicht mit dieser politischen Frage zu belasten,

180 Gottfurcht an Schevenels, 17. Dezember 1942, in: AdsD, NL GO, K 21.

181 Vgl. Sitzung des AA, 19. August 1944, in: AdsD, NL GO, K 5; Lehmann-Russbüldt an Eichler (u. a.), 17. Januar 1944, in: AdsD, ISK, Box 51.

182 Vgl. Niederschrift über die Sitzung des AA vom 4. Oktober 1944, in: AdsD, NL GO, K 3; Jacobs (Anm. 15), S. 136.

183 Gottfurcht an Heinig, 24. Oktober 1944, in: AdsD, NL GO, K 4.

beschloß der AA schließlich, über die eingebrachten Resolutionen nicht abzustimmen und auf eine „eindeutige Stellungnahme" zum Moskauer Komitee zu verzichten.[184] Die Entscheidung, aus Gründen der Deeskalation eine inhaltliche Auseinandersetzung ergebnislos abzubrechen, zeigte zwar die Grenzen der von der LdG geleisteten Exilarbeit, wurde aber trotz einigem Murren von allen Seiten akzeptiert. Eine andere Dimension gewannen die Bemühungen um die Aufrechterhaltung der gewerkschaftlichen Einheitsfront, als sich der AA mit den politischen Verfehlungen einzelner zu beschäftigen hatte. Hohe Wellen schlug z. B. der Fall Krautter.[185] Im Sommer 1943 stellten kommunistische Spitzenfunktionäre um Karl Becker[186] die Behauptung auf, daß ihr ehemaliger Parteigenosse Rudolf Krautter[187] bei seiner Haftentlassung zum Verräter geworden sei und eine Verpflichtungserklärung für die Gestapo unterschrieben habe. Der Beschuldigte wies alle Vorwürfe von sich. Er versicherte, daß er lediglich „das übliche Protokoll" gegengezeichnet habe, und forderte wegen Rufmordes seinerseits den Ausschluß der beiden betreffenden Kommunisten aus der LdG. Der AA war sich letztlich sicher, daß es sich bei den Anschuldigungen um „aus parteipolitischen Meinungsverschiedenheiten entstandene Verleumdungen" handelte. Als sinnfälliger Beleg für die fehlenden Handlungsmöglichkeiten, die die Führung der LdG angesichts ihrer Bemühungen um die gewerkschaftliche Einheitsfront besaß, gebot sich der AA allerdings auch in diesem schwerwiegenden Fall „weitgehende Zurückhaltung". So wurde Becker lediglich eine „ernste Verwarnung" ausgesprochen.[188] Rief schon diese Konzessionsentscheidung bei Krautter und vielen Gewerkschaftskollegen einigen Unmut hervor, so fühlte sich diese regelrecht verprellt, als Becker im Frühsommer 1944 in den AA berufen wurde.[189] Im Fall Krautter wurde letzthin die Konfliktträchtigkeit einer auf Konfliktverdrängung bedachten Politik der größtmöglichen Konzessionen eindrucksvoll evident.

Noch belastender als das Mißbehagen einzelner Mitglieder war allerdings für die Arbeit der LdG die Tatsache, daß mit fortschreitender Kriegsdauer der Zweck dieser Politik kaum noch die Mittel heiligte. Die deutschen Exilgewerkschafter mußten erkennen, daß das Diktum der politischen Neutralität zwar für eine gewisse Zeit die Konzentration auf gewerkschaftliche Belange und eine intensive Beschäftigung mit programmatischen Fragen ermöglichte, daß es aber angesichts der Entwicklung auf den Kriegsschauplätzen und der sich abzeichnenden Machtkonstellationen der

184 Beyer an Gottfurcht, 28. August 1943, in: AdsD, ISK, Box 49; vgl. Sitzung des AA, 31. August 1943, in: AdsD, NL GO, K 5.

185 Vgl. Jacobs (Anm. 15), S. 138 f.

186 Karl Becker (3. 9. 1896 – 5. 12. 1961), DMV, führender KPD-Funktionär im Waldenburger Bergbaugebiet (Niederschlesien), von 1930 bis 1933 MdR (KPD), 1941–1945 Mitglied des Exekutivkomitees der Bergarbeiter-Internationale, 1946–1948 Mitglied des Geschäftsführenden Vorstandes der IG Bergbau in Bochum.

187 Rudolf Krautter (geb. 1908), Metallschleifer, 1927–1938 KPD-Mitglied, 1935 Flucht nach Prag, 1939 nach Großbritannien, ab 1945 SPD-Mitglied.

188 Beschluß des AA der LdG, 29. Juli 1943, in: AdsD, ISK, Box 48.

189 Krautter an IGB, 26. Juni 1944, in: MRC, MSS 292/943/22; vgl. Jacobs (Anm. 15), S. 139.

Nachkriegswelt kaum noch aufrechtzuerhalten war. Die Zusammenarbeit von Kommunisten und Sozialisten sah sich trotz der mannigfaltigen Bemühungen des AA gegen Kriegsende in zunehmendem Maße durch parteipolitische Auseinandersetzungen erschwert. So wurde beispielsweise die Planungsarbeit der deutschen Gewerkschaftsgruppe für einige Zeit zum Stillstand gebracht, und die im Grunde abgeschlossenen Programmberatungen zogen sich immer weiter in die Länge. Als die Arbeitsgemeinschaften (AGs) im Januar bzw. Februar 1945 zum letzten Mal einberufen werden sollten,[190] zeigte sich, daß die Kommunisten die Mehrheitsentscheidungen nicht mittrugen, da sie die teilweise von ihnen selbst mitentworfenen Programmvorschläge für „wertlos" hielten. Sie vertraten dabei den Standpunkt, daß es Exilanten nicht zustehe, „Forderungen zu stellen".[191] Die nichtkommunistischen Mitglieder der AGs verteidigten sich damit, daß man zwar den „Vorschriften der Alliierten" Folge leisten werde, daß dies aber nicht von der „Verpflichtung zum selbstständigen Denken" entbinde. Gottfurcht und seine Unionskollegen waren sich sogar sicher, daß die alliierten Regierungen von den deutschen Exilgewerkschaftern „die Vorlage von Gedanken und die Anfertigung konkreter Vorschläge" erwarteten.[192] Nachdem sich die Debatten in den AGs angesichts dieser Auseinandersetzung über mehrere Wochen hingeschleppt hatten, beschloß der AA letzthin, die Programmberatungen „bis auf Weiteres auszusetzen" und die Entredigierung einer Gesamtvorlage ohne die kommunistischen Mitglieder zu Ende zu führen.[193]

Der Vorsitzende der LdG begrüßte diese Entscheidung zwar offiziell, und er versuchte sie damit zu rechtfertigen, daß man die Programmvorlage nunmehr ohne jeden „ungewerkschaftlichen Ballast" herausgeben könne.[194] Daß die Endfassung des Programms im Mai 1945 nicht mehr als offizielles Dokument der LdG erschien, sondern von den führenden nichtkommunistischen Mitgliedern herausgegeben werden mußte, ließ aber die Grenzen seiner Integrationspolitik nachhaltig manifest werden. An entscheidender Stelle hatten alle Bemühungen, die Einheitsfront aufrechtzuerhalten, versagt, und es wurde endgültig deutlich, daß die gemeinsame Exilarbeit, so konstruktiv sie im einzelnen auch war, die tiefgreifende Spaltung der deutschen Arbeiterbewegung nicht hatte überwinden können. Indes bedeuteten die Ereignisse des Frühjahrs 1945 nicht den Zerfall des gewerkschaftlichen Einheitsbündnisses. Trotz politischer Friktionen wurde die für das britische Exil einzigartige Zusammenarbeit zwischen Kommunisten und Sozialisten auch nach Abschluß der Programmberatungen fortgesetzt. Und nicht zuletzt in der von Kommunisten und Sozialisten gemeinsam redigierten

190 Vgl. Der AA an die Teilnehmer aller Arbeitsgemeinschaften, 20. Januar 1945, in: AdsD, NL AU, T 1, M 116.

191 Aktennotiz über Programmberatung der LdG (Gottfurcht), 20. April 1945; Becker (u. a.) an Gottfurcht, 4. April 1945, beide in: AdsD, ISK, Box 56.

192 Aktennotiz über Programmberatung der LdG (Gottfurcht), 20. April 1945 (Anm. 191).

193 Sitzung des AA, 1. März 1945, in: AdsD, NL GO, K 5; Aktennotiz über Programmberatung der LdG (Gottfurcht), 20. April 1945; Niederschrift über die Sitzung des AA, 10. April 1945, beide in: AdsD, ISK, Box 56.

194 Gottfurcht an Heckmann, 27. April 1945, in: AdsD, ISK, Box 56.

und von allen Ortsgruppen getragenen Erklärung anläßlich der Auflösung der LdG im Dezember 1945 zeigte sich, daß dieses Festhalten an der Einheitsfront auch Früchte getragen hatte.[195] Die Diskussion über die Ursachen, Bedingungen und Folgen der katastrophalen Niederlage der Gewerkschaften 1933 hatte bisher in der LdG kaum eine Rolle gespielt. Auch die zur Kritik wohl noch am ehesten sich berufen fühlenden KPD-Repräsentanten hatten eine derartige Auseinandersetzung tunlichst vermieden, weil ihnen sonst wohl ihre RGO-Politik vorgehalten worden wäre. So hatte es sicherlich gemeinsame Verdrängungsmechanismen gegeben, die in dem Vorhaben, künftig die organisatorische Einheit herzustellen, ihren archimedischen Punkt besessen hatten.[196] Nach all den Auseinandersetzungen der Vergangenheit demonstrierten die deutschen Gewerkschafter jedoch in ihrer Abschlußerklärung nicht nur Einmütigkeit im Bestreben, den demokratischen Neuaufbau Deutschlands mit allen Mitteln zu unterstützen und „allen Deutschen ihre Pflicht für eine menschenmögliche Wiedergutmachung begreiflich zu machen". Als Beleg für ihre Lern- und Konsensfähigkeit bekannten sich die kommunistischen, bürgerlichen und sozialistischen Mitglieder der LdG erstmals in aller Offenheit zu ihrer Mitschuld am Aufstieg des Nationalsozialismus. Infolgedessen betrachteten sie die künftige Arbeit einer dem demokratischen Gedanken verpflichteten Einheitsgewerkschaft nicht mehr nur unter dem Aspekt der organisatorischen Stärke, sondern gleichzeitig auch als Möglichkeit, „ihren Anteil an der Verantwortlichkeit für die nationale Fehlentwicklung Deutschlands" abzutragen.[197] Mit solch selbstkritischen und zugleich progressiven Äußerungen bewies die LdG eindeutig „politische Handlungsfähigkeit"[198] – freilich erst zu einem Zeitpunkt, als der Krieg in Europa mehr als sechs Monate vorüber war.

Das Verhältnis zu TUC und IGB

Bildete das Mit- und Gegeneinander von Kommunisten und Nichtkommunisten eine der wesentlichen Determinanten ihrer Handlungsfähigkeit, so war das Verhältnis der LdG zur internationalen bzw. zur britischen Arbeiterbewegung nicht weniger bedeutend.

Bis ins Jahr 1941 hinein war die von Walter Citrine auf dem 71. TUC-Kongreß im September 1939 formulierte Ansicht, "that the German people were being used as a pawn in Hitler's game and therefore you have to separate the German people in these matters from the German Government", Leitlinie der vom TUC betriebenen Deutschlandpolitik.[199] Angesichts der Kriegsentwicklung wurden auf dem 73. TUC-Jahreskongreß

195 Vgl. AA an Kollegen, Mitte Dezember 1945, in: AdsD, ISK, Box 63; Oppenheimer (Anm. 15), S. 252 f.; Röder 1968 (Anm. 2), S. 242.

196 Vgl. Ulrich Borsdorf, Einführung, in: Schafheitlin (Anm. 15), S. 5.

197 Erklärung anläßlich der Auflösung der LdG, Dezember 1945, in: AdsD, ISK, Box 63.

198 Walter (Anm. 19), S. 30.

199 Report of Proceedings at the 71st Annual Trades Union Congress. Held at Bridlington, September 4th to 15th, 1939, London 1940, S. 286 ff.

dann erstmals Stimmen laut, die sich sehr kritisch zu den deutschen Exilorganisationen äußerten.[200] Ein Jahr später hatte die vansittartistische Welle auch den britischen Gewerkschaftsbund erfaßt, ohne daß sich dies freilich in einer offiziellen Erklärung widerspiegelte.[201] Im Herbst 1943 erreichte die deutschfeindliche Stimmung innerhalb des britischen Gewerkschaftsbundes ihren Höhepunkt.[202] Der 75., in Southport abgehaltene TUC-Kongreß verabschiedete erstmals eine Resolution, die unzweifelhaft „den Geist der Ideen des Lord Vansittart atmete".[203] Sie unterstrich im Hinblick auf die Behandlung Deutschlands nach Kriegsende in aller Deutlichkeit, "that the German people cannot escape their responsibility for all the crimes that [had] been committed by the German armies during the war", und verlangte harte Friedensbedingungen.[204] Auf demselben Kongreß forderte gleichwohl Ebenezer Edwards[205], der immerhin ein Jahr später zum Präsidenten des TUC gewählt wurde, eine von Gerechtigkeit und nicht von Rache geprägte Nachkriegspolitik gegenüber Deutschland.[206] In der Folgezeit sollte sich die von Edwards vertretene Position auch wieder als mehrheitsfähig erweisen: nach dem Southport-Kongreß verloren die Vansittartisten im TUC zusehends an Boden.[207]

Diese auf den jeweiligen Jahreskongressen des TUC manifest werdende Entwicklung in der offiziellen Haltung der britischen Gewerkschaften in der Deutschlandfrage spiegelte sich in ähnlicher Form auch im Verhältnis zwischen TUC und LdG wider. Abgesehen von den wenigen Einzelverbänden, die sich bis Kriegsende der Aufnahme deutscher Flüchtlinge verweigerten, funktionierte das Zusammenspiel von britischen Trade Unions und deutscher LdG im gewerkschaftlichen Alltagsgeschäft zu jeder Zeit „gut und reibungslos".[208] Bei der Vermittlung und rechtlichen Vertretung der deutschen Arbeiter ließ der TUC der deutschen Gewerkschaftsorganisation im Regelfall jede nur erdenkliche Hilfe zuteil werden. Nachdem die britischen Gewerkschaftsfunktionäre die politische Arbeit der Londoner Vertretung hingegen noch nahezu vorbehaltlos unterstützt hatten, besaßen sie gegenüber den außergewerkschaftlichen Ambitionen der LdG lange Zeit ein zwiespältiges Verhältnis. Einerseits wurden die deutschen Exilgewerkschafter zwischen 1941 und 1945 zu jeder größeren Konferenz

200 Vgl. Report of Proceedings at the 73rd Annual Trades Union Congress. Held at Edinburgh, September 1st to 4th, 1941, London 1942, S. 258.

201 Vgl. Report of Proceedings at the 74th Annual Trades Union Congress. Held at Blackpool, September 7th to 11th , 1942, London 1943, S. 11 f.

202 Vgl. Röder 1968 (Anm. 2), S. 161.

203 75. Jahres-Kongress des Britischen Gewerkschaftsbundes, Oktober 1943, in: AdsD, ISK, Box 81.

204 Report of Proceedings at the 75th Annual Trades Union Congress. Held at Southport, September 6th to 10th, 1943, London 1944, S. 329 f.

205 Ebenezer Edwards (1884–1961), 1932–1944 Generalsekretär der Miners Federation, 1934–1936 Sekretär der Bergarbeiter-Internationale, 1944–1946 Sekretär der National Union of Mineworkers, 1944 bis 1945 Präsident des TUC.

206 Vgl. Report of Proceedings at the 75th Annual Trades Union Congress. Held at Southport, September 6th to 10th, 1943, London 1944, S. 13 f.

207 Vgl. Röder 1968 (Anm. 2), S. 161.

208 Arbeitsbericht über das erste Halbjahr 1942 (Veröffentlichung der LdG).

von TUC und LP eingeladen.[209] Mitglieder der LdG erhielten bis Kriegsende immer wieder Gelegenheit, auf Veranstaltungen der britischen Arbeiterbewegung „in freundschaftlichem Gedankenaustausch zu der Diskussion über internationale Fragen beizutragen".[210] Andererseits ließen die hochrangigen TUC-Funktionäre – insbesondere zwischen 1941 und 1944 – keinen Zweifel daran aufkommen, daß ihr Interesse an der Gewerkschaftsorganisation primär in der Nutzbarmachung der deutschen Arbeiter für die britischen Kriegsanstregungen bestand.[211] In Konfliktfällen konnte diese Haltung mitunter sogar in offenes Mißtrauen gegenüber den außergewerkschaftlichen Begehrlichkeiten der LdG umschlagen. In einem Brief warf z. B. der internationale Sekretär des TUC dem Vorsitzenden der LdG subversive Absichten vor; er kritisierte dessen chauvinistischen Habitus und glaubte zu wissen, "that the activities of Gottfurcht [were] mainly concerned with asuring his safety from reprisals from the Nazis if he returns to Germany".[212] Zweifelsohne besaßen solche Äußerungen in ihrer Radikalität exzeptionellen Charakter. In jedem Fall aber begegnete der TUC Kritik an seiner deutschlandpolitischen Linie mit besonderem Nachdruck.

So zwiespältig der britische Gewerkschaftsbund aber die politische Funktion der LdG lange Zeit betrachtete und so entschieden er sich bisweilen gegen ihre Ansichten in der Deutschlandfrage zur Wehr setzte, so zeigte sich doch gerade in der Tatsache, daß der TUC auch im Juni 1943 Repräsentanten zu den Versammlungen der deutschen Gewerkschaftsgruppe entsandte, seine fortdauernde Bereitschaft zur Zusammenarbeit. Im Gegensatz zu den Beziehungen zwischen Union und LP, die sich seit Sommer 1942 im wesentlichen auf rein formaler Ebene abspielten,[213] bestand zwischen LdG und britischer Arbeiterbewegung ein „ununterbrochen lebhafte[r] Kontakt".[214] Mochte das Verhältnis zu einigen TUC-Führern vorübergehend belastend gewesen sein, so sahen die deutschen Gewerkschafter „die Dinge" in der Fabian Society, aber auch „in weiten Teilen der LP und der Trade Unions [als] durchaus in Ordnung" an.[215] Als besonders freundschaftlich konnte der Kontakt mit James S. Middleton gelten, der zwischen 1933 und 1944 den Posten des Generalsekretärs der Labour Party innehatte.[216] Wichtig für die deutschen Exilgewerkschafter war aber vor allem, daß sich nach den durchaus

209 Vgl. Arbeitsbericht über das erste Halbjahr 1942 (Veröffentlichung der LdG); Gottfurcht an die Mitglieder des AA, 26. August 1942, in: AdsD, NL GO, K 5; Die Tätigkeit der Landesgruppe im Jahre 1943 (Veröffentlichung der LdG); 76. Jahres-Kongress des Britischen Gewerkschaftsbundes, Oktober 1944, in: AdsD, ISK, Box 53; Gottfurcht an Mitglieder des AA, 2. November 1945, in: AdsD, ISK, Box 61.

210 Arbeitsbericht über das erste Halbjahr 1942 (Veröffentlichung der LdG); vgl. Jacobs (Anm. 15), S. 140.

211 Vgl. Foreign Refugee Workers in the TUC, 14. März 1942, in: MRC, MSS 292/910/4 51/6.

212 Carthy an Citrine, 11. Februar 1942, in: MRC, MSS 292/910/4/5.

213 Vgl. Anthony Glees, Exile Politics during the Second World War. The German Social Democrats in Britain, Oxford 1982, S. 141 f.; ders., Das deutsche politische Exil in London 1939–1945, in: Exil in Großbritannien. Zur Emigration aus dem nationalsozialistischen Deutschland. Hrsg. vom Gerhard Hirschfeld, Stuttgart 1983, S. 62–79, hier S. 75; Eiber 1998 (Anm. 34), S. XLII und XCIX.

214 Gottfurcht an Tarnow, 18. Mai 1942, in: AdsD, NL GO, K 4.

215 Gottfurcht an Tarnow, 19. Februar 1943, in: AdsD, NL GO, K 4.

216 Vgl. Arbeitsbericht über das erste Halbjahr 1942 (Veröffentlichung der LdG).

schwierigen Jahren zwischen 1941 und 1944 gegen Ende des Krieges auch die Beziehungen zur TUC-Führung wieder normalisierten. Während die Kontakte zwischen SPD und Labour Party über den Frühsommer 1945 hinaus dünn und sporadisch blieben,[217] gestaltete sich die Kooperation zwischen TUC und LdG spätestens seit dem Jahreswechsel 1944/45 wieder ähnlich intensiv wie zu Beginn des Krieges. Voraussetzung für diese Entwicklung war, daß die deutsche Gewerkschaftsgruppe ihre Haltung in der Frage der Mitverantwortung des deutschen Volkes und der Verpflichtung zu Wiedergutmachungszahlungen revidiert und sich gleichzeitig im britischen Gewerkschaftsbund die gemäßigte, auf Differenzierung bedachte Linie des neuen Präsidenten Edwards durchgesetzt hatte. Motor und zugleich Indikator der Verbesserung im Verhältnis zwischen TUC- und LdG-Führung waren in erster Linie die intensiven Bemühungen um die Repatriierung der deutschen Gewerkschafter.

Nicht weniger bedeutsam als die Beziehungen zum TUC war für die Arbeit der LdG das Verhältnis zu ihrem Dachverband, dem IGB. Dieser hatte zwar seit Kriegsbeginn in beträchtlichem Maße an Einfluß verloren, ihm kam aber nicht zuletzt aufgrund einer Mitgliederzahl von weit über zehn Millionen immer noch eine enorme politische Bedeutung zu.[218] Um so wichtiger war es für die LdG, daß er ihre planerische Arbeit förderte und sich immer wieder für die Beteiligung der Exilanten am Wiederaufbau der Gewerkschaftsbewegung in Deutschland aussprach. Abgesehen von der finanziellen Protegierung sorgte der IGB dafür, daß sich die Zusammenarbeit der deutschen Exilgewerkschafter mit den anderen Landesgruppen „reibungslos und in vielen Fällen freundschaftlich" gestaltete.[219] So stand die LdG z. B. über das Kriegsende hinaus in brieflicher Verbindung mit der österreichischen, der spanischen und der französischen Gewerkschaftsgruppe und entsandte regelmäßig Vertreter zu ihren Veranstaltungen. Nachdem ihre eigenen Verbindungen zum europäischen Festland fast alle versiegt waren, war es für die LdG außerdem sehr bedeutsam, daß sie durch den IGB über die auf dem Kontinent geleistete Untergrundarbeit im Rahmen des Möglichen informiert blieb. Beispielsweise wurden deutsche Gewerkschaftsführer vom IGB damit betraut, „Berichte zu entschlüsseln, die durch alliierte Geheimagenten [...] nach London gesandt worden waren", oder der internationale Gewerkschaftsbund brachte die Führung der LdG mit Gewerkschaftsdelegierten in Kontakt, die mit Hilfe alliierter Streitkräfte aus den besetzten Gebieten in die britische Hauptstadt geschleust worden waren.[220] Folglich erscheint es verständlich, wenn „das Verhalten des IGB" nach Meinung der deutschen Exilgewerkschafter „turmhoch über so manch ‚nachbarlichen' Erscheinungen im Parteienlager" stand.[221]

Dies bedeutete freilich nicht, daß sich das Verhältnis zwischen LdG und IGB keinerlei Spannungen ausgesetzt sah. Angesichts der nationalsozialistischen Kriegsverbrechen und ausbleibender Revolten seitens der deutschen Arbeiter war mithin auch

217 Vgl. Eiber 1998 (Anm. 34), S. C.
218 Vgl. zur Entwicklung des IGB seit Kriegsbeginn Schevenels (Anm. 92), S. 199 ff.
219 Die Tätigkeit der Landesgruppe im Jahre 1943 (Veröffentlichung der LdG).
220 Schevenels (Anm. 92), S. 208; Gottfurcht (Anm. 87), S. 159.
221 Gottfurcht an Polenske, 16. Januar 1943, in: AdsD, NL GO, K 4.

der IGB mit fortschreitender Kriegsdauer genötigt, eine wesentlich kritischere Position gegenüber der deutschen Bevölkerung und dem illegalen Widerstand einzunehmen.[222] Der IGB wußte allerdings besser als der TUC und vor allem die LP zwischen offiziellen Stellungnahmen zur Deutschlandfrage und seiner Haltung gegenüber den deutschen Exilanten zu unterscheiden, so daß die aus dieser Entwicklung resultierenden Meinungsverschiedenheiten das gute Verhältnis zwischen der LdG und ihrer Dachorganisation nie wirklich gefährden konnten.

Programmarbeit

Die Programmdiskussion der LdG trat zwar erst im Sommer 1943 mit der Gründung der entsprechenden AGs („Organisationsfragen", „Wirtschafts- und Sozialpolitik", „Kultur und Erziehung") in ihre entscheidende Phase, die Beschäftigung mit Zukunftsplanungen bildete jedoch seit Gründung der deutschen Gewerkschaftsgruppe stets eines ihrer wesentlichen Arbeitsfelder. Zentrale Bedeutung maßen Gottfurcht und Genossen dabei dem Wiederaufbau der deutschen Gewerkschaftsbewegung bei. Grundlage jedweder Planungsarbeit bildete die von allen politischen Fraktionen innerhalb der LdG geteilte Auffassung, daß „der weltanschauliche Richtungsstreit" ein für allemal der Vergangenheit angehören müsse und die Einheitsgewerkschaft zu schaffen sei.[223] Auf dieser Basis konnte über die Fragen der gewerkschaftlichen Reorganisation relativ schnell und weitgehend spannungsfrei Einigung hergestellt werden, so daß die wesentlichen Axiome des Abschlußprogrammes vom Mai 1945 faktisch seit Anfang 1942 feststanden.[224] Nach Auffassung der Londoner Exilanten sollte der gewerkschaftliche Wiederaufbau in Deutschland dezentral erfolgen und vor allem von den illegalen Widerstandsgruppen bzw. den heimkehrenden Flüchtlingen getragen werden. Jede Mitwirkung von Ausländern, deren Autorität sich nicht von internationalen gewerkschaftlichen Stellen herleitete, wurde von der deutschen Gewerkschaftsgruppe grundsätzlich abgelehnt.[225] Die LdG ging davon aus, daß, von der betrieblichen Keimzelle ausgehend, zeitlich versetzt zunächst örtliche und regionale Gewerkschaftsvertretungen entstehen würden, aus denen provisorische Bezirksausschüsse gebildet werden sollten, die wiederum den Unterbau für einen „einheitlichen allgemeinen deutschen Gewerkschaftsbund" darstellen könnten.[226] Diese Einheitsorganisation sollte unabhängig „von staatlichen, weltanschaulichen und privaten Einflüssen" und in Übereinstimmung mit internationalen Gewerkschaftsprinzipien „auf vielen Gebieten" des

222 Vgl. IGB, Report of Committee II (30. März), S. 4.

223 Die Gewerkschaften. Ein kurzer Abriß über die Entwicklung der Gewerkschaften in der liberalen Demokratie, über ihre Krise und Zerstörung durch die Diktatur, über die Periode ihrer Illegalität, sowie über ihre künftige Stellung und Aufgaben (Veröffentlichung der LdG, August 1942); vgl. Oppenheimer (Anm. 15), S. 251.

224 Vgl. Jacobs (Anm. 15), S. 121.

225 Die Gewerkschaften im neuen Deutschland, 19. und 20. Juni 1943 (Anm. 161).

226 Gewerkschaftsbewegung in Deutschland. Vorlage über den Wiederaufbau der deutschen Gewerkschaftsbewegung, 15. September 1944, in: AdsD, NL AU, T 1, M 112.

gesamtgesellschaftlichen Lebens „anregend, beispielgebend [und] vorwärtsweisend" sein und so zu einem „der stärksten Grundpfeiler einer lebendigen deutschen Demokratie werden".[227]

Über die Organisationsstruktur der zu schaffenden Einheitsgewerkschaft hatten die deutschen Exilgewerkschafter im Verlaufe des Jahres 1943 endgültig Einvernehmen erzielen können. Seit den Tagen der Londoner Vertretung bestand ein allgemeiner Konsens darüber, daß die Deutsche Arbeitsfront „im wesentlichen ein Instrument zur Niederhaltung, Irreführung und Ausbeutung der deutschen Arbeiterschaft" darstelle und daher vollständig zu liquidieren sei.[228] Die noch in der Londoner Vertretung überaus kontrovers geführte Debatte um eine eventuelle Zwangsmitgliedschaft bei der zu schaffenden Einheitsgewerkschaft wurde im Herbst 1941 zum Abschluß gebracht, nicht zuletzt auf Druck von TUC und LP.[229] Dies hinderte die deutschen Exilgewerkschafter allerdings nicht daran, für eine Politik des „closed shop" einzutreten, nach der „gewisse Vorteile und Rechte nur der Einheitsgewerkschaft" zugestanden werden sollten.[230] Über das Organisationsprinzip („Organisierung nach dem Grundsatz der Industrieverbände, mit der Einschränkung, daß Berufsverbände daneben für solche Berufe bestehen [könnten], die sich für industrieweise Zusammenfassung nicht eigneten")[231] bestand seit Sommer 1943 Einigkeit in der LdG.

Waren folglich die Veränderungen in den verschiedenen programmatischen Stellungnahmen zur Organisationsfrage von Anfang 1942 bis hin zu den Vorschlägen vom Mai 1945 eher marginal, so wurde in der Haltung der LdG zum Verhältnis zwischen der künftigen Einheitsgewerkschaft und den neu zu gründenden Parteien ein signifikanter Wandel deutlich. In seinen programmatischen Äußerungen vom Juni 1943, die in der LdG „überall als Grundlage anerkannt" wurden,[232] zeigte sich der Vorsitzende der deutschen Exilorganisation noch stark geprägt von dem Vorbild der freien Gewerkschaften und der Sozialdemokratie in der Weimarer Republik. Er ging davon aus, daß auch im Hinblick auf die Interessen der deutschen Einheitsgewerkschaft „das Schwergewicht immer bei der sozialistischen Partei liegen" werde.[233] Spätere Ausarbeitungen der LdG äußerten sich wesentlich defensiver und allgemeiner zum Verhältnis zwischen Parteien und Gewerkschaften, sicherlich auch unter dem Einfluß kommunistischer Funktionäre. Freilich hatten auch politisch gemäßigte Mitglieder der LdG „die Verfilzung der politischen und gewerkschaftlichen Organisationen" im Interesse einer aktiven Kampfbewegung ausdrücklich abgelehnt.[234] In der „Vorlage über den

227 Entwurf einer programmatischen Erklärung der LdG (Hansen), Januar 1943, in: AdsD, NL HA, K 20; Die neue deutsche Gewerkschaftsbewegung (Anm. 162).

228 Einige Anhaltspunkte für die Behandlung der DAF nach dem Sturz des Nazi-Regimes (Gottfurcht), 11. Januar 1943, in: AdsD, ISK, Box 46.

229 Vgl. Mielke (Anm. 25), S. 65; Gottfurcht an Tarnow, 22. Oktober 1941, in: AdsD, NL GO, K 4.

230 Gewerkschaftliche Organisationsfragen. Stichworte Hans Gottfurcht, in: AdsD, NL GO, K 5; vgl. Schafheitlin (Anm. 15), S. 62.

231 Die Gewerkschaften im neuen Deutschland, 19. und 20. Juni 1943 (Anm. 161).

232 Die Tätigkeit der Landesgruppe im Jahre 1943 (Veröffentlichung der LdG).

233 Die Gewerkschaften im neuen Deutschland, 19. und 20. Juni 1943 (Anm. 161).

234 Zum Entwurf einer Prinzipien-Erklärung der LdG (Hansen), 4. April 1943, in: AdsD, NL HA, K 20.

Wiederaufbau der deutschen Gewerkschaftsbewegung" vom Herbst 1944, die zugleich den ersten Teil des Abschlußprogrammes vom Mai 1945 bildete, hieß es dann schlicht, man werde ein Abhängigkeitsverhältnis der Gewerkschaften von den Parteien unter allen Umständen vermeiden. Man strebe die Zusammenarbeit mit allen Parteien an, die die „demokratische Umgestaltung von Staat und Gesellschaft" befürworteten und bereit seien, „gewerkschaftliche Forderungen in Parlamenten und Öffentlichkeit Geltung zu verschaffen".[235]

Auch bei ihren wirtschafts- und sozialpolitischen Forderungen nahm die LdG im Laufe der Kriegsjahre einige wichtige Änderungen vor.[236] Noch im Juni 1943 bekräftigte Gottfurcht auf einer Konferenz der deutschen Gewerkschaftsgruppe, daß die LdG „eine vollständige und rücksichtslose Umwälzung der inneren Verhältnisse" in Deutschland für notwendig erachte und deshalb „die sozialistische Wirtschaft" erstrebe. Er ging dabei von einem Europa aus, in dem „gewisse nationale Hoheitsrechte" vor allem bei Wirtschaft, Handel und Verkehr „internationalen Einrichtungen, mögen sie föderativen oder anders gearteten Charakters sein, untergeordnet werden" müßten.[237] Ein solch klares Bekenntnis fand indes schon im Jahre 1943 nicht nur Zustimmung bei seinen Genossen.[238] Bezeichnenderweise zögerte sich die Fertigstellung eines Programmentwurfes zur Wirtschafts- und Sozialpolitik bis zum Jahresende 1944 hinaus. Nach schwierigen und langwierigen Beratungen[239] verständigte man sich darauf, das Ziel einer sozialistischen Wirtschafts- und Sozialordnung, zumal als Teil eines gesamteuropäischen Projekts, nicht mehr zu proklamieren. In den Programmvorschlägen vom Mai 1945 fehlte jeder Hinweis darauf, daß die Gewerkschaften auf dem Boden des Klassenkampfes für sozialistische Lösungen einzutreten gedächten. Vielmehr hieß es dort lapidar, daß „die neue deutsche Wirtschaft eine stabile Grundlage für ein demokratisches und friedliches Deutschland" sein solle. Erreicht werden sollte die neue demokratische Wirtschaft auch durch weitgehende „Strukturänderungen" wie eine tiefgreifende Agrarreform, die Sozialisierung der wichtigsten Schlüsselindustrien und den Aufbau einer staatlichen Wirtschaftsplanung. Weitaus größere Bedeutung als vorherige Entwürfe maßen die Programmvorschläge des Jahres 1945 jedoch wirtschaftsdemokratischen Vorstellungen bei, was vor allem die Forderung nach Beteiligung der Gewerkschaften bzw. Betriebsvertretungen an der Leitung größerer Unternehmen, an der staatlichen Wirtschaftsplanung und der wirtschaftlichen Selbstverwaltung implizierte.[240]

235 Wiederaufbau Deutscher Gewerkschaften. Eine Vorlage der Landesgruppe deutscher Gewerkschafter in Großbritannien (Veröffentlichung der LdG, September 1944); Die neue deutsche Gewerkschaftsbewegung (Anm. 162).

236 Vgl. Ross (Anm. 15), S. 136 f.; Mielke (Anm. 25), S. 73.

237 Die Gewerkschaften im neuen Deutschland, 19. und 20. Juni 1943 (Anm. 161).

238 Vgl. Beyer an Eichler, 11. Mai 1943, in: AdsD, ISK, Box 48.

239 Vgl. Die Tätigkeit der LdG seit der Annahme des Sofort-Programms (Gottfurcht), 3. Oktober 1944, in: AdsD, NL GO, K 5.

240 Programmentwurf Wirtschaft, 29. März 1945, in: AdsD, NL AU, T 1, M 116 (= Mielke [Anm. 25], Nr. 245).

Einen außergewöhnlichen Stellenwert im Programm der LdG nahm der Bereich Kultur und Erziehung ein, der angesichts der Ähnlichkeit der verschiedenen Ausarbeitungen den Exilgewerkschaftern anscheinend die wenigsten Probleme bereitete. Die Programmvorschläge nahmen sehr ausführlich Stellung sowohl zu Sofort- und Übergangsmaßnahmen, die im Bildungsbereich unmittelbar nach Kriegsende zu ergreifen waren, als auch zu langfristigen Anforderungen an das Erziehungswesen in einem demokratischen Deutschland. Angesichts des obersten Ziels, „Menschen zu bilden, denen die Demokratie nicht nur eine von außen her bestimmte Staatsform ist, sondern [...] auch eine von ihrem sittlichem Wollen getragene Lebensform", legten die Exilgewerkschafter besonderen Wert auf die Prinzipien der sozialen und geschlechtlichen Gleichstellung, der Durchlässigkeit und der Unentgeltlichkeit im gesamten öffentlichen Bildungssystem. Als staatliche Einrichtungen sollten (Hoch-)Schulen allen offenstehen „ohne Unterschied der Herkunft und des Glaubensbekenntnisses". Bedürftigen Studenten sollten „Beihilfen zum Lebensunterhalt" gewährt werden. Befähigten Kindern und jungen Erwachsenen, vor allem Frauen und Müttern, wollte man durch besondere „Vorbereitungskurse und durch Ausbildungsbeihilfen den Eintritt in höhere Schulen" ermöglichen.[241]

Insgesamt gewannen die Planungsarbeiten der LdG ihre Eigentümlichkeit und politische Qualität wohl vor allem durch die Genauigkeit von Forderungen in den verschiedensten Bereichen, die ausgewogene Akzentuierung der gewerkschaftlichen Rolle im demokratischen Staat und die Absage an radikalsozialistische Vorstellungen zugunsten wirtschaftsdemokratischer Handlungskonzepte. Seine größten Defizite hatte es in der Einschätzung der Rolle der Besatzungsmächte.[242] Zumindest hinsichtlich seines organisatorischen Teils ist es aber wahrscheinlich das bedeutsamste, weil realitätsbezogenste der von Gewerkschaftern im Exil zwischen 1933 und 1945 erarbeiteten Programme.[243] Die nachhaltige Wirkung, die die Programmarbeit der LdG auf die wiedererstehende deutsche Gewerkschaftsbewegung ausübte, läßt sich freilich nicht nur damit erklären, daß sie den Begehrlichkeiten von TUC und LP Rechnung trug. Eine nicht unerhebliche Rolle spielte auch die enge Zusammenarbeit einiger Mitglieder der LdG mit dem zivilen amerikanischen Auslandsgeheimdienst Office of Strategic Services (OSS), der nach dem japanischen Angriff auf Pearl Harbour ins Leben gerufen worden war.[244] Mithin referierten die Betreffenden (u. a. Gottfurcht) regelmäßig vor

241 Kultur und Erziehung (Weckel), Juni 1943, in: AdsD, NL AU, T 1, M 110; Entwurf zu einem Gewerkschaftsprogramm, Dezember 1944, in: AdsD, ISK, Box 54 (= Mielke [Anm. 25], Nr. 236); Die neue deutsche Gewerkschaftsbewegung (Anm. 162).

242 Vgl. Schafheitlin (Anm. 15), S. 69; Jacobs (Anm. 15), S. 151.

243 Vgl. Michael Schneider, Gewerkschafter unter der nationalsozialistischer Diktatur. Verfolgung, Widerstand und Exil 1933–1945, in: Erschlagen, hingerichtet, in den Tod getrieben. Gewerkschafter als Opfer des Nationalsozialismus. Mit einem Geleitwort von Dieter Schulte. Hrsg. vom DGB-Archiv im Archiv der sozialen Demokratie der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn 1995, S. 9–36, hier S. 29; Michael Schneider, Kleine Geschichte der Gewerkschaften. Ihre Entwicklung in Deutschland von den Anfängen bis heute, Bonn 2000, S. 240; Jacobs (Anm. 15), S. 151.

244 Vgl. Petra Marquardt-Bigmann, Amerikanische Geheimdienstanalysen über Deutschland 1942–1949, München 1995, S. 7; Jan Foitzik, Revolution und Demokratie. Zu den Sofort- und Übergangsplanungen des sozialdemokratischen Exils für Deutschland 1943–1945, in: *IWK*, Jg. 24 (1988), S. 308–342,

Amerikanern über die Situation in Deutschland, sie beteiligten sich mittels Lesungen und Schulungskursen an den Reeducationmaßnahmen für deutsche Kriegsgefangene und sie erarbeiteten Studien zu Gewerkschaftsfragen und sozialpolitischen Problemen.[245] Letztere wurden augenscheinlich vom Leiter des Londoner Feldbüros im Einzelfall auch kritisiert und „korrigiert", was zur relativen Realitätsnähe der LdG-Programme beigetragen haben dürfte.[246] Der OSS ermöglichte es überdies Werner Hansen[247], bereits im März 1945 nach Köln zu kommen, Hans Böckler[248] aus einem Versteck im Bergischen Land zu holen und mit ihm zusammen ein Konzept zu formulieren, das die Vorstellungen der Emigrationsgruppen berücksichtigte und so auch der britischen Besatzungsmacht (zumindest in der Anfangsphase) genehm war.[249] Es erscheint bezeichnend, daß sich in Hans Böcklers Antrag an die Militärbehörden im Frühsommer 1945 ein mit einer englischen Schreibmaschine geschriebenes Insert finden läßt, das eindeutig auf das LdG-Programm vom Mai 1945 zurückweist.[250]

---

hier S. 320; Christof Mauch, Subversive Kriegsführung gegen das NS-Regime. Der Widerstand gegen den Nationalsozialismus im Kalkül des amerikanischen Geheimdienstes OSS, in: Geheimdienstkrieg gegen Deutschland. Subversion, Propaganda und politische Planungen des amerikanischen Geheimdienstes im Zweiten Weltkrieg. Hrsg. von Jürgen Heideking und Christof Mauch, Göttingen 1993, S. 51–89, hier S. 51 f.; Nelles 1994 (Anm. 9), S. 557; Zwischen Befreiung und Besatzung. Analysen des US-Geheimdienstes über Positionen und Strukturen deutscher Politik 1945. Hrsg. von Ulrich Borsdorf und Lutz Niethammer, Wuppertal 1976, S. 10; Annette Hilde-Berg, Toni Sender (1888–1964). Ein Leben im Namen der Freiheit und der sozialen Gerechtigkeit. Mit einem Vorwort von Susanne Miller, Köln 1994, S. 216; Thomas Koch, Der amerikanische Geheimdienst OSS und die Widerstandsbewegungen, in: Geheimdienste und Widerstandsbewegungen im Zweiten Weltkrieg. Hrsg. von Gerhard Schulz, Göttingen 1982, S. 79–104, hier S. 79 f.; Jacobs (Anm. 15), S. 101.

245 Vgl. Persönliche Aufzeichnungen von Gottfurcht, in: AdsD, NL GO, K 37; Borsdorf 1976 (Anm. 244), S. 13; Foitzik (Anm. 244), S. 323.

246 Persönliche Aufzeichnungen von Gottfurcht (Anm. 245).

247 Werner Hansen, Deckname: Wilhem Heidorn (31. 7. 1905 – 5. 6. 1972), kaufmännischer Angestellter, 1931–1933 Vorstandsmitglied der Ortsverwaltung Bremen des Zentralverbandes der Angestellten, nach 1933 illegale Tätigkeit in Zusammenarbeit mit der ITF, 1937 Emigration nach Frankreich, 1939 nach Großbritannien, 1947–1956 Vorsitzender des Landesbezirks Nordrhein-Westfalen des DGB, 1956–1969 Mitglied des DGB-Bundesvorstandes.

248 Hans Böckler (26. 2. 1875 – 16. 2. 1951), Gold- und Silberschläger, ab 1894 Mitglied des DMV, 1918–1920 hauptamtlicher Funktionär der Zentralarbeitsgemeinschaft, 1927–1933 Bezirkssekretär des ADGB für das Rheinland und Westfalen-Lippe, 1928–1933 MdR (SPD), nach 1933 zeitweise inhaftiert, 1949–1951 Bundesvorsitzender des DGB, 1946–1947 Mitglied des Landtages in Nordrhein-Westfalen.

249 Vgl. Ulrich Borsdorf, Ein Dokument gewerkschaftlicher Programmatik in der Emigration. Die Landesgruppe deutscher Gewerkschafter in Großbritannien, in: *Gewerkschaftliche Monatshefte*, Jg. 27 (1976), S. 677–687, hier S. 679 f.; Borsdorf 1979 (Anm. 196), S. 6; Ulrich Borsdorf, Arbeiteropposition, Widerstand und Exil der deutschen Gewerkschaften, in: Solidarität und Menschenwürde. Etappen der deutschen Gewerkschaftsgeschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart. Hrsg. von Erich Matthias und Klaus Schönhoven, Bonn 1984, S. 291–306, hier S. 305.

250 Vgl. Borsdorf 1984 (Anm. 249), S. 305.

Zusammenfassung

Ende 1946 wurde die LdG endgültig aufgelöst, 453 ihrer Mitglieder kehrten wohl nach Deutschland zurück.[251] Das Moment der „Vergeblichkeit" war selbstverständlich im Wirken und Handeln der LdG bzw. ihrer Vorläuferorganisation stets präsent: vergeblich waren letztlich alle Bemühungen der Londoner Vertretung, direkten Einfluß auf die britische Rundfunkpropaganda zu nehmen – auch weil man sich weder willens noch fähig zeigte, Ressentiments gegenüber politisch andersdenkenden Schicksalsgenossen zu überwinden. Vergebens war die Hoffnung, einer wesentlichen Legitimationskonstituente der eigenen Existenz gerecht werden und den Kontakt mit dem illegalen Widerstand in Deutschland dauerhaft aufrechterhalten zu können. Als vergeblich erwiesen sich schließlich die krampfhaften Versuche, parteipolitische Auseinandersetzungen aus der gewerkschaftlichen Arbeit herauszuhalten und die in der LdG verwirklichte Einheitsfront als zukunftsträchtiges Projekt zu etablieren.

Aus der Retrospektive gereichte die LdG zugleich der historischen Kontinuität der deutschen Arbeiterbewegung sowohl in programmatischer als auch in personeller Hinsicht dezidiert zur Ehre: gerade der organisatorische Teil ihres Abschlußprogrammes spielte bereits in der ersten Phase gewerkschaftlicher Reorganisation eine beachtenswerte Rolle. Zudem ist die im Londoner Exil beförderte Vorstellung von einer unabhängigen, auf freiwilliger Mitgliedschaft beruhenden und in Industrieverbände untergliederten Einheitsgewerkschaft letztlich im DGB verwirklicht worden, wenn auch nicht annähernd so straff und einheitlich organisiert, wie es den Konzeptionen der LdG entsprochen hätte. Die axiomatischen Forderungen des Münchner Grundsatzprogramms des DGB vom Oktober 1949 – Überführung der Schlüsselindustrien in öffentliches Eigentum, Wirtschaftsplanung, Mitbestimmung – waren aber in jedem Fall bereits in den Planungen der britischen Exilanten präfiguriert. Das nimmt auch nicht unbedingt wunder, besetzten die nach Deutschland zurückkehrenden Mitglieder der LdG – zumindest in den Westzonen – oftmals wichtige Führungspositionen in den neuen Gewerkschaften. Ludwig Rosenberg[252] z. B. gehörte seit 1949 dem DGB-Bundesvorstand an und wurde 1962 zu dessen Vorsitzendem gewählt. Gottfurcht kehrte zwar nicht dauerhaft nach Deutschland zurück, war in seiner Rolle als Verbindungsmann zwischen britischen und deutschen Gewerkschaften aber faktisch einer der wesentlichen Koordinatoren des Wiederaufbaus der Gewerkschaften in den Westzonen.[253]

251 Vgl. Memorandum des Exekutivkomitees der LdG, Juli 1945; Rundschreiben der LdG, Juli und August 1945, beide in: AdsD, ISK, Box 56; Rundschreiben der LdG, 20. September 1946, in: AdsD, NL AU, T 1, M 117.

252 Ludwig Rosenberg (29. 6. 1903 – 24. 10. 1977), kaufmännischer Angestellter, 1928–1930 Gewerkschaftssekretär des Gewerkschaftsbundes der Angestellten in Berlin, von 1931 bis 1933 Bezirksgeschäftsführer des Verbandes in Krefeld und Brandenburg West, seit 1949 Mitglied des Geschäftsführenden Bundesvorstandes des DGB.

253 Vgl. Eiber 1998 (Anm. 34), S. CLV; Oppenheimer (Anm. 15), S. 253; Michael Schneider, Gewerkschafter, in: Handbuch der deutschsprachigen Emigration 1933–1945. Hrsg. von Claus-Dieter Krohn u. a., Darmstadt 1998, S. 543–551, hier S. 549.

Jenseits der Aspekte „Vergeblichkeit" und „Kontinuität" bezeugt Wirken und Handeln der deutschen Gewerkschaftsgruppe jedoch auch die Mannigfaltigkeit und komplexe Verwobenheit der Grenzen und Möglichkeiten, die für Exilarbeit während des Zweiten Weltkrieges existierten.

Grenzen waren der LdG in vielerlei Hinsicht gesetzt, sei es durch äußere Umstände, sei es durch interne Konflikte, sei es durch eigene Unzulänglichkeiten. So brachte beispielsweise die Kriegslage im Frühsommer 1940 bzw. die daraufhin einsetzende Phase der Masseninternierung die Arbeit der Londoner Vertretung faktisch zum Erliegen. Aber schon die Organisationsart von Londoner Vertretung und LdG machte eine wirklich eigenständige und zugleich ausschließlich auf demokratischen Prinzipien beruhende Tätigkeit nahezu unmöglich: die Londoner Vertretung litt vor allem darunter, daß sie über keine Institutionen zur demokratischen Willensbildung ihrer Mitglieder verfügte. Entsprechend ihrer Doppelfunktion besaß die LdG zwar ein festes organisatorisches Gepräge, wichtige Personal- und Sachentscheidungen des AA mußten jedoch durch den Generalsekretär des IGB bestätigt werden, und der Ausbau demokratischer Strukturen hatte zugunsten einer effizienteren Arbeitsvermittlungstätigkeit zurückzustehen. Überdies wurde die Handlungsfreiheit der LdG in wesentlichem Maße durch die Determinanten des Kriegsalltags wie etwa die Papierknappheit, durch die zwischen 1939 und 1945 geltenden Flüchtlingsbestimmungen sowie die (oftmals illegitim) hohe Arbeitsbelastung ihrer Mitglieder erschwert. Hinzu kamen Sprachprobleme und Ressentiments seitens der britischen Arbeitnehmer und einiger einheimischer Einzelgewerkschaften. Auch die Omnipräsenz vansittartistischen Gedankenguts, der sich auch TUC und IGB nicht vollständig entziehen konnten, behinderte die Arbeit der deutschen Gewerkschaftsorganisation. Einen enormen Substanzverlust implizierte die Aufrechterhaltung der seit Anfang 1942 bestehenden Einheitsfront. Große Schwierigkeiten bereitete der LdG-Führung ihre apodiktische Propagierung eines „anderen Deutschlands", sei es, daß sie erheblichen Unmut bei britischen Stellen hervorrief, sei es, daß sie ernste Konflikte innerhalb der eigenen Organisation auslöste. Hinsichtlich der Qualität der von der LdG geleisteten reflexiv-theoretischen Arbeit war auch der von ihr beförderte ökonomisch determinierte Faschismusbegriff nicht sehr förderlich. Er verhinderte nicht nur, daß die deutschen Exilgewerkschafter die Dimension des nationalsozialistischen Antisemitismus zu fassen vermochten, er machte es ihnen auch lange Zeit äußerst schwer, die Rolle der Arbeiterbewegung beim Aufstieg des Faschismus kritisch zu hinterfragen.

Nicht jede Grenze hatte indes für die Tätigkeit der LdG ausschließlich negative Auswirkungen. Im Gegenteil, manche Beschränkung eröffnete den deutschen Exilgewerkschaftern erst die Möglichkeit zu konstruktivem Handeln. Die engen Bindungen an den IGB besaßen für die deutschen Gewerkschafter elementare Bedeutung. Der Doppelorganisation der LdG und ihrem Beitrag zu den britischen Kriegsanstrengungen war es zuzuschreiben, daß sich die Beziehungen zwischen der deutschen Gewerkschaftsgruppe sowie TUC und IGB weit weniger Spannungen ausgesetzt sahen als z. B. das Verhältnis zwischen LP und Union. Ähnlich differenziert muß der Umgang der LdG-Führung mit den Kommunisten betrachtet werden. So umstritten

und konfliktvoll die von der LdG-Führung verfolgte Doppelstrategie von Eindämmung und größtmöglichen Zugeständnissen auch war, sie garantierte bis Anfang 1945 die gewerkschaftliche Einheitsfront und gewährleistete eine zum Teil äußerst fruchtbare Programmarbeit.

Auch darüber hinaus verstand es die LdG, Obstruktionen und Schwierigkeiten zu begegnen, Chancen, die sich boten, auch zu ergreifen und Beachtliches zu leisten. Dies bezieht sich nicht nur darauf, daß es ihr gelang, „freigewerkschaftliche Tradition und internationale Verbundenheit im Exil zu erhalten". Das meint auch nicht primär, daß ihre Mitglieder die Erwartungen des TUC vollauf erfüllten und „Seite an Seite mit den britischen Arbeitern in der Kriegsproduktion" oder in den alliierten Armeen einen Beitrag zur Niederringung des Nationalsozialismus leisteten. Die nachhaltige Leistung der LdG besteht wohl vor allem darin, daß sie „viele und andere bisher abseits stehende Flüchtlinge" für ihre Belange gewinnen konnte, auch weil es ihr trotz bescheidener Geldmittel gelang, eine umfassende sozialfürsorgliche Unterstützungstätigkeit und Solidaritätsarbeit zu entfalten. Sie suchte auch kulturelle und intellektuelle Bedürfnisse zu befriedigen, stärkte auf diese Weise Gemeinsinn und Zusammengehörigkeitsgefühl und half ihren Mitgliedern, sich im harten Exilalltag, den viele im wirtschaftlichen und sozialen Ausnahmezustand erlebten, zurechtzufinden. Die LdG schulte sie gemäß demokratischen Traditionen in gewerkschaftlicher Organisationsarbeit und bereitete somit „die Schaffung einer einheitlichen, alle Richtungen umfassenden, freien und demokratischen Gewerkschaftsbewegung" nicht nur auf dem Papier vor.[254]

Insbesondere die Abschlußerklärung der LdG von Dezember 1945 zeigt nachdrücklich, daß die deutsche Gewerkschaftsgruppe da, wo sich Möglichkeiten boten, diese im Sinne der von Hans-Albert Walter beschriebenen „politische[n] Handlungsfähigkeit" teilweise gewinnbringend zu nutzen wußte. Allerdings läßt sie zugleich paradigmatisch offenbar werden, wo die Grenzen ihrer politischen Handlungsfähigkeit anzusetzen sind und welche Chancen sie nicht zu ergreifen vermochte. Sicherlich bleibt zu fragen, warum die LdG erst knapp sechs Monate nach Kriegsende zu einer solchen Stellungnahme fähig war. Man kann aber erahnen, welche Möglichkeiten für das in der LdG verwirklichte Einheitsbündnis, für seine programmatische und selbstreferentielle Arbeit und damit letztlich auch für die zukünftigen Konstellationen innerhalb der deutschen Arbeiterbewegung bestanden hätten, wenn dieser Konsens früher zustande gekommen wäre.

Dieses Konglomerat aus äußeren Beschränkungen, selbstauferlegten Grenzen, ungenutzten (oder zu spät ergriffenen) Chancen und beachtlichen Leistungen, das sich im Wirken und Handeln der LdG eindrucksvoll manifestiert, wird wahrscheinlich als charakteristisch für die politische Arbeit von deutschen Emigranten während des Zweiten Weltkrieges betrachtet werden können. In jedem Fall aber zeigt es auf, daß im Hinblick auf den historischen Ort des deutschen Exils zwischen 1939 und 1945 Differenzierungen und weitere Forschungen unerläßlich sind.

254 Erklärung anläßlich der Auflösung der LdG, Dezember 1945, in: AdsD, ISK, Box 63.

Die Wirkungsmächtigkeit der Gewalt

Zu Georges Sorels „Mythos der Gewalt" in der politischen Kultur der frühen Weimarer Republik

Von Tilmann Siebeneichner, Göttingen

Ausgehend von der Reflexion, daß „der Begriff des Radikalismus in der deutschen Politik, und namentlich bei den Arbeiterparteien, [einen] geradezu metaphysischen Charakter angenommen" habe, veröffentlichte Curt Geyer – bis zu Beginn der 1920er Jahre einer der führenden Vertreter des linken Flügels der USPD – im Jahre 1923 einen „soziologischen Versuch" über den „Radikalismus in der deutschen Arbeiterbewegung".[1] Geyer nannte den Radikalismus „eine auf die Zerstörung des Bestehenden gerichtete Stimmung", dem „der Kampf an sich [...] Selbstzweck" sei,[2] und verweist damit auf die Wirkungsmächtigkeit Georges Sorels, den der kontroverse Essayist Wyndham Lewis etwa zeitgleich als „the key to all political thought" der 1920er Jahre bezeichnet hat.[3]

In der Tat erlangte das Konzept des politischen Mythos, das Sorel in seinen zwischen 1906 und 1908 in der Zeitschrift „Le mouvement socialiste" publizierten „Reflexions sur la violence" begründete, einen verheerenden Einfluß auf die politische Kultur[4] des „dreißigjährigen Krieg[s] der Moderne"[5]. Obwohl es Sorel mit seinen „Reflexions" daran gelegen war, der von ihm selbst konstatierten „Auflösung des Marxismus" entgegenzuwirken,[6] gilt er heute vor allem als „Erzvater der konservativen Revolution" und als geistiger Wegbereiter des Faschismus.[7] Daß der von ihm kreierte „Mythos der Gewalt" jedoch zu einer lagerübergreifenden Signatur des Politischen in der „Republik

1 Curt Geyer, Der Radikalismus in der deutschen Arbeiterbewegung. Ein soziologischer Versuch, Jena 1923, S. III.; zur Person Geyers vgl. ders., Die revolutionäre Illusion. Zur Geschichte des linken Flügels der USPD. Erinnerungen. Hrsg. von Wolfgang Benz und Hermann Graml, Stuttgart 1976.

2 Geyer, Der Radikalismus in der deutschen Arbeiterbewegung (Anm. 1), S. 22 und S. 41.

3 Wyndham Lewis, The Art of Being Ruled, London 1926, S. 128.

4 Zum Konzept der „politischen Kultur" vgl. Karl Rohe, Politische Kultur und der kulturelle Aspekt von politischer Wirklichkeit. Konzeptionelle und typologische Überlegungen zu Gegenstand und Fragestellung politischer Kulturforschung, in: Politische Kultur in Deutschland. Bilanz und Perspektiven der Forschung. Hrsg. von Dirk Berg-Schlosser und Jakob Schissler, Opladen 1987, S. 39–48; ders., Politische Kultur und ihre Analyse. Probleme und Perspektiven der politischen Kulturforschung, in: *Historische Zeitschrift*, Bd. 250 (1990), S. 321–346.

5 Arno J. Mayer, Der Krieg als Kreuzzug. Das Deutsche Reich, Hitlers Wehrmacht und die „Endlösung", Reinbek 1989, S. 23–71.

6 Vgl. dazu Georges Sorel, Die Auflösung des Marxismus, Hamburg 1978 [auf deutsch erstmalig 1930].

7 Armin Mohler, Georges Sorel. Erzvater der konservativen Revolution, 2. Aufl., Schnellroda 2004; Armin Steil, Die imaginäre Revolte. Untersuchungen zur faschistischen Ideologie und ihrer theoretischen Vorbereitung bei Georges Sorel, Carl Schmitt und Ernst Jünger, Marburg 1984; Zeev Sternhell, Mario Snajder und Maia Asheri, Die Entstehung der faschistischen Ideologie. Von Sorel zu Mussolini, Hamburg 1999.

der Friedlosigkeit"[8] wurde, der seinen Einfluß auch auf die extreme politische Linke nicht verfehlte, liegt wohl weniger in dem eklektischen Charakter seines Denkens begründet, das ihn „nacheinander Konservativer, Sozialist, Revisionist, Syndikalist, Nationalist, Inspirator des Faschismus und Apologet Lenins"[9] sein ließ, als vielmehr in dem ausgeprägten Krisenbewußtsein der frühen Weimarer Republik, das in der „Brutalisierung" ihrer politischen Kultur zum Ausdruck kam.[10] In dieser sozial, politisch und ökonomisch fragmentierten, durch Krieg und Revolution stigmatisierten Gesellschaft wurde Sorels Mythos zum Vehikel einer „Logik der Extreme"[11], die in der Gewalt als „geheiligte[m] Kern des Politischen" kulminierte: „Erst die Gewalt soll nun den ewigen Kreislauf des Immergleichen durchbrechen. Hinter solcher Philosophie der Tat verbirgt sich ein quasi-manichäischer Mythos, der dem vermeintlich bürgerlichen *Sowohl-als-Auch* zaudernder Reflexions-, Diskussions- und Moderationsversessenheit ein *Entweder-Oder* entgegenstellt, das die Welt mit dem Habitus äußerster, unerbittlichster Konsequenz in ein einwandsimmunisiertes und revisionsentlastetes Schisma von Gut und Böse, Auserwählt und Verworfen, *Freund und Feind* scheidet."[12]

Die „Moralität der Gewalt", der Sorel in seiner Mythenlehre das Wort redete, ist an anderer Stelle bereits betont worden;[13] sie im Hinblick auf eine kulturgeschichtliche Perspektive der kommunistischen „Kampfzeit"[14] zu konkretisieren, unternimmt dieser Beitrag. Dabei soll es weniger um den Einfluß Sorels auf die „freischwebende

8 Manfred Funke, Die Republik der Friedlosigkeit. Äußere und innere Belastungsfaktoren der Epoche von Weimar 1918–1933, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte,* Nr. 32/33 (1994), S. 11–19.

9 Faul, zit. nach: Helmut Berding, Rationalismus und Mythos. Geschichtsauffassung und politische Theorie bei Georges Sorel, München 1969, S. 9.

10 Hans Mommsen, Militär und zivile Militarisierung in Deutschland 1914 bis 1938, in: Militär und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert. Hrsg. von Ute Frevert, Stuttgart 1997, S. 265–276; Bernd Weisbrod, Gewalt in der Politik. Zur politischen Kultur in Deutschland zwischen den beiden Weltkriegen, in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht,* Jg. 43 (1992), S. 391–404.

11 Helmut Lethen, Unheimliche Nachbarschaften. Neues vom neusachlichen Jahrzehnt, in: *Jahrbuch zur Literatur der Weimarer Republik,* Jg. 1 (1995), S. 76–92.

12 Günter Meuter und Henrique Ricardo Otten, Einleitung: Der Bürger im Spiegelkabinett seiner Feinde, in: Der Aufstand gegen den Bürger. Antibürgerliches Denken im 20. Jahrhundert. Hrsg. von Günter Meuter und Henrique Ricardo Otten, Würzburg 1999, S. 9–34, hier S. 15. – Zum fragmentierten Charakter der politischen Kultur Weimars: Detlef Lehnert und Klaus Megerle, Identitäts- und Konsensprobleme in einer fragmentierten Gesellschaft. Zur politischen Kultur in der Weimarer Republik, in: Politische Kultur in Deutschland (Anm. 4), S. 80–95; zum Stigma der Gewalt: Michael Geyer, Das Stigma der Gewalt und das Problem der nationalen Identität in Deutschland, in: Von der Aufgabe der Freiheit. Politische Verantwortung und bürgerliche Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert. Hrsg. von Christian Jansen, Lutz Niethammer und Bernd Weisbrod, Berlin 1995, S. 673–698; zur Gewalt als „geheiligtem Kern des Politischen": Bernd Weisbrod, Die Politik der Repräsentationen. Das Erbe des Ersten Weltkrieges und der Formwandel der Politik in Europa, in: Der Erste Weltkrieg und die europäische Nachkriegsordnung. Sozialer Wandel und Formveränderung der Politik. Hrsg. von Hans Mommsen, Köln 2000, S. 13–43, hier S. 35.

13 Weisbrod, Gewalt in der Politik (Anm. 10), S. 398 f.; vgl. dazu auch: ders., Kriegerische Gewalt und männlicher Fundamentalismus. Ernst Jüngers Beitrag zur Konservativen Revolution, in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht,* Jg. 49 (1998), S. 544–560.

14 Werner T. Angress, Die Kampfzeit der KPD 1921–1923, Düsseldorf 1967.

Intelligenz" (Karl Mannheim) gehen,[15] als vielmehr der Frage nachgegangen werden, welche Wirkungsmächtigkeit dem „Mythos der Gewalt" im Rahmen der Krise der Repräsentationen in der unmittelbaren Nachkriegszeit zukam.[16] Charakteristisch für jene Zeit, in der „fast alle menschlichen Dinge [...] furchtbar ungewiß" schienen,[17] war eine „Herrschaft des Schlagwortes", konstatierte bereits der eingangs zitierte Geyer. Vage Begriffe wie „Leben", „Tod" und „Entscheidung"[18] schöpften ihre geradezu magische Kraft aus der „evokativen Macht der Sprache"[19] und wurden zu „Sprengstoff" im wahrsten Sinne des Wortes. So Geyer: „Kampf und Gefecht und Tod wurden aus agitatorischen Redewendungen zu Realitäten. Der Gebrauch der militärischen Ausdrucksweise nach dem Krieg wurde zu einem Mittel, das die durch den Krieg gewaltig verstärkten kriegerischen Instinkte der Massen auf die politischen Auseinandersetzungen zwischen den Parteien übertrug. Die Wirkung dieser Terminologie veränderte sich. Sie erzeugte nicht mehr allgemeine politische Begeisterung, sondern wirkliche kriegerische Begeisterung. Sie gebrauchen, hieß offen appellieren an die Gewalt."[20]

Anhand kommunistischer Periodika – der „Roten Fahne", des offiziellen Organs der KPD, und des „Klassenkampfes", der Zeitung der kommunistischen Bezirksorganisation Halle-Merseburg – wird im folgenden die von der Partei entfaltete Beschwörung des Sorelschen Gewaltmythos im Hinblick auf die sogenannte Märzaktion, den gescheiterten Aufstandsversuch der KPD in Mitteldeutschland im März 1921, der gewissermaßen den Höhepunkt der kommunistischen „Kampfzeit" darstellte, rekonstruiert und durch seinen historischen Verlauf konterkariert. Die „Märzaktion" eignet sich hierfür insofern besonders, als daß sie nicht nur den Kristallisationspunkt der kommunistischen „Kampfzeit" darstellt, sondern auch intensiv erforscht ist.[21]

15 Vgl. dazu: Manfred Gangl, Mythos der Gewalt und Gewalt des Mythos. Georges Sorels Einfluß auf rechte und linke Intellektuelle in der Weimarer Republik, in: Intellektuellendiskurse in der Weimarer Republik. Zur politischen Kultur einer Gemengelage. Hrsg. von Manfred Gangl und Gerard Raulet, Frankfurt a. M. 1994, S. 171–195; zum antiparlamentarischen Denken von links vgl. unlängst Riccardo Bavaj, Von links gegen Weimar. Linkes antiparlamentarisches Denken in der Weimarer Republik, Bonn 2005, der auf die Bedeutung Sorels jedoch nicht eingeht.

16 Weisbrod, Die Politik der Repräsentationen (Anm. 12), S. 23.

17 Paul Valery, Die Krise des Geistes. Essay, Frankfurt a. M. 1956, S. 24 [Erstausgabe 1924]; zur „Krise des Geistes" in europäischer Perspektive: Gunther Mai, Europa 1918–1939. Mentalitäten, Lebensweisen, Politik zwischen den Weltkriegen, Stuttgart 2001; speziell zur Weimarer Republik: Hans Boldt, Demokratie in krisengeschüttelter Zeit, in: Demokratisches Denken in der Weimarer Republik. Hrsg. von Christoph Gusy, Baden-Baden 2000, S. 608–634, bes. S. 617–622; zu den Erfahrungsdimensionen einer „verkehrten Welt" vgl. Martin H. Geyer, Verkehrte Welt. Revolution, Inflation und Moderne: München 1914–1924, Göttingen 1998.

18 Vgl. Leben, Tod und Entscheidung. Studien zur Geistesgeschichte der Weimarer Republik. Hrsg. von Stephan Loos und Holger Zaborowski, Berlin 2003.

19 Eric Voegelin, zit. nach: Riccardo Bavaj, Linkskommunistischer „Gemeinschaftsmythus" als antibürgerliche Herausforderung. Franz Jungs lebensideologisches Denken während der Weimarer Republik, in: *Jahrbuch zur Kultur und Literatur der Weimarer Republik*, Jg. 10 (2005), S. 101–130, hier S. 102.

20 Geyer, Der Radikalismus in der deutschen Arbeiterbewegung (Anm. 1), S. 81.

21 Angress, Die Kampfzeit der KPD (Anm. 14), S. 173–203; Christian Knatz, „Ein Heer im grünen Rock"? Der mitteldeutsche Aufstand 1921, die preußische Schutzpolizei und die Frage der inneren Sicherheit in der Weimarer Republik, Berlin 2000; Sigrid Koch-Baumgarten, Aufstand der Avantgarde. Die Märzaktion der KPD 1921, Frankfurt a. M. und New York 1986; Hans-Ulrich Ludewig, Arbeiterbewegung

War der „Mythos der Gewalt" für die kommunistische Avantgarde Instrument einer finalen, alles aufs Spiel setzenden Mobilmachung für die Sache der proletarischen Revolution, trübte er jedoch den Blick dafür, daß die Gewalt an der gesellschaftlichen Basis in erster Linie Ausdruck eines „totalen Protestes" war,[22] Indiz individueller wie kollektiver Krisenbewältigungsstrategien, die zwischen sozialem Protest und politischem Engagement hin- und herchangierten und dabei vor allem die Bereitschaft zum Ausdruck brachten, durch die Anwendung von Gewalt „die bisher respektierten Grenzen ‚normalen' sozialen und politischen Verhaltens zu überschreiten".[23]

„Krieg der Arbeiter gegen die Ausbeuter": die Fähigkeit zum Handeln

Der „Hunger nach dem Mythos"[24] in der Weimarer Republik war eng verknüpft mit dem Stellenwert von Politik, den diese nach dem Ersten Weltkrieg gewann. Die „Versuchung des Absoluten", von jeher wirkungsmächtiges Moment politischer Kultur in Deutschland,[25] hatte Politik infolge der Novemberrevolution von 1918 zu einem Bereich intensivierter Erwartungen und Hoffnungen gemacht, in dem es um nichts Geringeres als um säkulares Heil ging.[26] Der „Begriff des Politischen", der sich in seiner radikalsten Fassung auf die Frontstellung von „Freund und Feind" reduzierte,[27] wurde solchermaßen zum Gegenstand eines apokalyptischen Glaubens, er erlangte „numinose Qualität".[28]

Michel Prat hat darauf hingewiesen, daß Sorel im Deutschland nach dem Ersten Weltkrieg, im Gegensatz zu den angelsächsischen und romanischen Ländern, nur eine geringe Publizität zuteil wurde – so erschienen die „Reflexions sur la violence"

und Aufstand. Eine Untersuchung zum Verhalten der Arbeiterparteien in den Aufstandsbewegungen der frühen Weimarer Republik 1920–1923, Husum 1978, S. 190–200; Dirk Schumann, Politische Gewalt in der Weimarer Republik 1918–1933. Kampf um die Straße und Furcht vor dem Bürgerkrieg, Essen 2001, S. 109–141; Stefan Weber, Ein kommunistischer Putsch? Märzaktion 1921 in Mitteldeutschland, Berlin 1991.

22 Michael Geyer, Nation, Klasse und Macht. Zur Organisation von Herrschaft in der Weimarer Republik, in: *Archiv für Sozialgeschichte*, Jg. 26 (1986), S. 27–48; Wolfgang J. Mommsen, Die deutsche Revolution 1918–1920. Politische Revolution und soziale Protestbewegung, in: *Geschichte und Gesellschaft*, Jg. 4 (1978), S. 362–391.

23 Dirk Schumann, Der aufgeschobene Bürgerkrieg. Sozialer Protest und Politische Gewalt in Deutschland 1923, in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft*, Jg. 44 (1996), S. 526–544, hier S. 527; vgl. bereits: Geyer, Der Radikalismus in der deutschen Arbeiterbewegung (Anm. 1).

24 Theodore Ziolkowski, Der Hunger nach dem Mythos, in: Die sogenannten Zwanziger Jahre. Hrsg. von Reinhold Grimm und Jost Hermand, Bad Homburg, Berlin und Zürich 1970, S. 169–201.

25 Hagen Schulze, Die Versuchung des Absoluten. Zur deutschen politischen Kultur im 19. und 20. Jahrhundert, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, Nr. 7 (1984), S. 3–10.

26 Vgl. dazu: Mythos – Heilshoffnung – Modernität. Politisch-kulturelle Deutungscodes in der Weimarer Republik. Hrsg. von Dietmar Schirmer, Opladen 1992; Jürgen Brokoff, Die Apokalypse in der Weimarer Republik. Studien zu einer Redeform, München 2001, S. 11.

27 Carl Schmitt, Der Begriff des Politischen, Leipzig 1932.

28 Thomas Nipperdey, Der Mythos im Zeitalter der Revolution, in: Wege des Mythos in der Moderne. Hrsg. von Dieter Borchmeyer, München 1988, S. 96–109, hier S. 100.

hier erst 1928, sechs Jahre nach seinem Tod.[29] Seine Rezeption im kommunistischen Lager war wohl auch geprägt durch Lenins vernichtenden Ausspruch, der Sorel als „bekannten Konfusionsrat"[30] titulierte.[31] Die Virulenz von Sorels Gedanken auch im kommunistischen Lager zeigt sich jedoch in einer breiten Besinnung auf den eschatologischen Gehalt der Marxschen Lehre, wie sie etwa Karl Liebknecht in seinem philosophischen Hauptwerk „Studien über die Bewegungsgesetze der gesellschaftlichen Entwicklung" vornimmt.[32] Darin hielt er der politischen Ökonomie Karl Marx' das „projektive Element" der Religion entgegen, das „der Ethik verwandt [...] postulatorische Komplementärvorstellungen von Möglichkeit, Kräften usw." zu schaffen in der Lage sei, „durch die die als solche erkannten Mängel des Lebens durch Gegenwirkung ausgeglichen werden: Unsterblichkeit, Vergeltung im Jenseits, Jüngstes Gericht".[33]

War die kommunistische Agitation der Revolutionszeit durchgängig vom Pathos des „Jüngsten Gerichts" geprägt, so hatte bereits Robert Michels, selbst ein Schüler und Verfechter von Sorels Lehre,[34] hinsichtlich des „pädagogischen Charakters" der „Gewaltpropaganda" auf die enge Verwandtschaft zwischen Rosa Luxemburg und Georges Sorel hingewiesen.[35] Auch wenn eine Rezeption Sorels durch Rosa Luxemburg nicht nachzuweisen ist,[36] wohl aber ihre entschiedene Ablehnung des Syndikalismus,[37] hatte sie sich – ganz im Sinne der Sorelschen Mythenlehre – enttäuscht über den Mangel an dramatischen Effekten während der Novemberrevolution gezeigt.[38] In ihren eigenen Artikeln appellierte sie unverhohlen an die kollektive Aggressivität der Arbeiterschaft gegen den „Klassengegner": „All dieser Widerstand muß Schritt um Schritt mit eiserner Faust, mit rücksichtsloser Energie gebrochen werden. Der Gewalt

29 Michel Prat, Georges Sorel in Deutschland, in: *Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutsche Arbeiterbewegung*, Jg. 23 (1987), S. 157–170.

30 Otto-Ernst Schüddekopf, Linke Leute von rechts. Die nationalrevolutionären Minderheiten und der Kommunismus in der Weimarer Republik, Stuttgart 1960, S. 25.

31 In diesem Sinne würdigten Nachrufe in der kommunistischen Publizistik Sorel zwar dafür, daß er „das Proletariat" zu seiner „revolutionären Klassenpflicht zurück[ge]rufen" habe, charakterisierten ihn jedoch zugleich als „irrend und suchend, sich in Widersprüche verstrickend, nach Klarheit ringend, wenn auch zu keiner Synthese gelangend"; Marcel Ollivier, Georges Sorel, in: *Internationale Presse-Korrespondenz*, Jg. 2 (1922), Nr. 176 vom 5. 9. 1922 (auch abgedruckt in der „Roten Fahne" vom 8. 9. 1922); A. Maletzki, Georges Sorel, in: *Die Kommunistische Internationale*, Jg. 4 (1923), Nr. 24/25, S. 121–151, hier S. 151.

32 Vgl. dazu Hartmut Nowacki, Zwischen Lebensphilosophie und Stalinismus. Philosophische Ansätze in der Kommunistischen Partei Deutschlands (1918–1933), München 1983, S. 28.

33 Vgl. Karl Liebknecht, Studien über die Bewegungsgesetze der gesellschaftlichen Entwicklung, München 1922, S. 309 f.

34 Dazu Wilfried Röhrich, Robert Michels. Vom sozialistisch-syndikalistischen zum faschistischen Credo, Berlin 1972, bes. S. 16–47.

35 Robert Michels, Psychologie der antikapitalistischen Massenbewegungen, in: Grundriß der Sozialökonomik, IX. Abteilung: Das soziale System des Kapitalismus, I. Teil: Die gesellschaftliche Schichtung im Kapitalismus, Tübingen 1926, S. 241–359, hier S. 306 f.

36 Zur Lektüre Rosa Luxemburgs allgemein: Wolfgang Fritz Haug, Revolutionärer Determinismus? Notiz zum Fokus der Luxemburg'schen Dialektik, in: Rosa Luxemburg. Historische und aktuelle Dimensionen ihres theoretischen Werkes. Hrsg. von Klaus Kinner und Helmut Seidel, Berlin 2002, S. 53–65.

37 Vgl. dazu: Rosa Luxemburg an Leo Jogiches, zwischen dem 30. 7. und 5. 8. 1909, in: dies., Gesammelte Briefe. 5 Bde., Berlin 1982–1984, hier Bd. 3, S. 60.

38 Vgl. *Rote Fahne*, Nr. 9 vom 24. 11. 1918.

der bürgerlichen Gegenrevolution muß die revolutionäre Gewalt des Proletariats entgegengestellt werden."[39]

Die KPD, gegründet als „Instrument zur Durchführung der beginnenden sozialistischen Revolution", wie es Liebknecht auf dem Gründungsparteitag formuliert hatte,[40] deutete die krisenhafte Gegenwart als Zeichen steter Zuspitzung des Klassenkampfes zwischen Bourgeoisie und Proletariat und damit als Vorbote einer unmittelbar bevorstehenden proletarischen Revolution:[41] "The tones became harsher, more uncompromising" und "reflected a new, more brutal kind of political conflict, that emerged in World War I and the Bolshevik Revolution".[42] Ein weit verbreitetes „lebensideologisches" Bewußtsein[43] auch im kommunistischen Lager, gegen das „starre Gehäuse" des parlamentarischen „Systems" gerichtet,[44] nährte sich überdies am Vorbild der Russischen Revolution.[45] Wichtigstes Argumentationsmittel (nicht nur) kommunistischer Politik war nicht das gesprochene oder geschriebene Wort, sondern stets die Aktion: „Die Revolution ist ein großer Erziehungsprozeß des Proletariats; es kann nur siegen, wenn es sich im Kampfe, durch den Kampf zur Klasse konstituiert", hatte Georg Lukacs 1920 dieser Haltung Ausdruck gegeben.[46]

39 *Rote Fahne*, Nr. 29 vom 14.12.1918; vgl. dazu auch Detlef Lehnert, Propaganda des Bürgerkrieges? Politische Feindbilder in der Novemberrevolution als mentale Destabilisierung der Weimarer Demokratie, in: Poltische Teilkulturen zwischen Integration und Polarisierung. Zur politischen Kultur der Weimarer Republik. Hrsg. von Detlef Lehnert und Klaus Megerle, Opladen 1990, S. 61–101, hier S. 79–84.

40 Liebknecht, zit. nach: Rudolf Luz, KPD, Weimarer Staat und politische Einheit der Arbeiterbewegung in der Nachkriegskrise 1919–1922/23, Konstanz 1987, S. 87.

41 Mythos – Heilshoffnung – Modernität (Anm. 15), S. 207; Luz, KPD, Weimarer Staat und politische Einheit der Arbeiterbewegung in der Nachkriegskrise 1919–1922/23 (Anm. 40), S. 132.

42 Eric D. Weitz, Creating German Communism. From Popular Protest to Socialist State, Princeton 1997, S. 233; vgl. auch Gottfried Korff, Rote Fahnen und geballte Faust. Zur Symbolik der Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik, in: Fahnen, Fäuste, Körper. Symbolik und Kultur der Arbeiterbewegung. Hrsg. von Dietmar Petzina, Essen 1986, S. 26–60. Auf die Bedeutung der Symbolik, deren „Wesen" darin bestehe, „durch auffallende und ungewöhnliche politische Handlungen und Haltungen den Gegensatz gegenüber den anderen Parteien, der sonst nur in Begriffen und Auffassungen, in theoretischen Darlegungen lebt, für die Massen sichtbar in Erscheinung treten zu lassen, um damit auf ihre Willensbildung einzuwirken", hatte schon Geyer hingewiesen: „So findet der Radikalismus für seine Taktik folgendes Verhältnis zwischen Symbolik und praktischer Arbeit: die Symbolik alles, die praktische Arbeit nichts"; vgl. Geyer, Der Radikalismus in der deutschen Arbeiterbewegung (Anm. 1), S. 6 und S. 26.

43 Martin Lindner, Leben in der Krise. Zeitromane der Neuen Sachlichkeit und die intellektuelle Mentalität der klassischen Moderne, Stuttgart und Weimar 1994, bes. S. 148–151; Boldt, Demokratie in krisengeschüttelter Zeit (Anm. 17).

44 Bavaj führt als Beispiel hierfür den Nationalökonomen und Herausgeber der USPD-nahen „Rätezeitung", Alfons Goldschmidt, an, der bekundete, im Bolschewismus „die Befreiung von allem Mechanischen, Unlebendigen" gefunden zu haben, vgl. Bavaj, Linkskommunistischer „Gemeinschaftsmythus" als antibürgerliche Herausforderung (Anm. 19), S. 102.

45 Vgl. dazu Weitz, Creating German Communism (Anm. 42), S. 234–243; Klaus-Michael Mallmann, Kommunisten in der Weimarer Republik. Sozialgeschichte einer revolutionären Bewegung, Darmstadt 1996, S. 230–234.

46 Georg Lukacs, zit. nach: Mallmann, Kommunisten in der Weimarer Republik (Anm. 45), S. 60; Georg Lukacs bekannte sich im Vorwort seines 1968 neuaufgelegten „Geschichte und Klassenbewußtsein" ausdrücklich zum Einfluß von Georges Sorel; vgl. ders., Geschichte und Klassenbewußtsein. Studien

Die Hochschätzung von Voluntarismus und revolutionärem Aktivismus als Inbegriff des kommunistischen Kampfes zeugt – neben der Orientierung am „großen" Beispiel der „Oktoberrevolution" – zugleich vom starken und stetigen Einfluß linkskommunistischer Ideen auf das Selbstverständnis der KPD.[47] Obwohl die auf dem II. Parteitag erlassenen „Leitsätze über kommunistische Grundsätze und Taktik" – im Einklang mit Lenins Schrift „Der ‚linke Radikalismus' die Kinderkrankheit im Kommunismus" formuliert – zum Ausschluß der linksradikalen, syndikalistisch orientierten Opposition innerhalb der noch jungen Partei, die darüber annähernd die Hälfte ihrer Mitglieder verlor,[48] führten, markierte die Vereinigung mit dem linken Flügel der USPD im Dezember 1920[49] nicht nur einen gewaltigen Mitgliederzuwachs, sondern auch eine erneute Hinwendung zu strikt aktionsorientierter Politik. Zentrale Aufgabe der zur Massenpartei aufgestiegenen V(ereinigten)KPD sei es nun, so wurde auf dem Vereinigungsparteitag im Dezember 1920 postuliert, „über das Stadium der Agitation, über das Stadium der Theorie hinauszuweisen zum Stadium der Aktion, des Handelns".[50] Die „Linke" innerhalb der Partei – zu dieser Zeit angeführt von Ruth Fischer, Arkadij Maslow und Ernst Reuter – hegte „inbrünstige Zusammenbruchserwartungen", lehnte vor diesem Hintergrund langfristige politische Perspektiven ab und drängte statt dessen auf einen finalen „Entscheidungskampf".[51] Ernst Reuter hatte am 12. Februar 1921 die Haltung der Partei-„Linken" folgendermaßen herausgestrichen: „Wir wünschen keine Aktionen, die an den Haaren herbeigezogen werden, damit man, sei es vor den deutschen Arbeitern, sei es vor der Exekutive, seine Aktivität bewiesen hat. Wir wünschen, daß den Arbeitermassen der klare, eindeutige, wenn auch schwer zu gehende Weg der deutschen Revolution gezeigt wird."[52]

Den „Hebel der Revolution" glaubte die Parteiführung zur Jahreswende 1920/21 in der sogenannten Offensivtheorie gefunden zu haben.[53] Durch putschistische Aktionen, die ein scharfes Eingreifen der staatlichen Macht provozieren sollten, gedachte die „Linke" die Massen im Sinne des „gegen die moderne Gesellschaft begonnenen

über marxistische Dialektik, Darmstadt und Neuwied 1968, S. 6; vgl. auch Nowacki, Zwischen Lebensphilosophie und Stalinismus (Anm. 32), S. 97–133.

47 Vgl. dazu Hermann Weber, Die Wandlung des deutschen Kommunismus. Die Stalinisierung der KPD in der Weimarer Republik. 2 Bde., Frankfurt a. M. 1969, hier Bd. 1, S. 328 ff.

48 Die Linke gegen die Parteiherrschaft. Hrsg. und eingel. von Frits Kool (= Dokumente der Weltrevolution, Bd. 3), Olten und Freiburg 1970, S. 114.

49 Robert F. Wheeler, USPD und Internationale. Sozialistischer Internationalismus in der Zeit der Revolution, Frankfurt a. M. 1975, S. 252–257; David Morgan, The Socialist Left and the German Revolution. A History of the German Independent Social Democratic Party, 1917–1922, London 1975, S. 378 f.

50 Bericht über den Vereinigungsparteitag, zit. nach: Luz, KPD, Weimarer Staat und politische Einheit der Arbeiterbewegung in der Nachkriegskrise 1919–1922/23 (Anm. 40), S. 235.

51 Dazu Rüdiger Zimmermann, Der Leninbund. Linke Kommunisten in der Weimarer Republik, Düsseldorf 1978, S. 258–262.

52 *Rote Fahne,* Nr. 71 vom 12. 2. 1921; Reuter beließ es nicht bei bloßen Worten; vielmehr trat er auch als Initiator von Sabotageakten und Bombenattentaten auf; vgl. dazu Bavaj, Linkskommunistischer „Gemeinschaftsmythus" als antibürgerliche Herausforderung (Anm. 19), S. 105 f.

53 Zur Genese und Konzeption der „Offensivtheorie": Koch-Baumgarten, Aufstand der Avantgarde (Anm. 21), S. 80 f.

Krieges"[54] in den bewaffneten Aufstand mitzureißen: „Die Konterrevolution arbeitet daran, die Arbeitermassen in neue Kriege zu stürzen – *die Revolution muss daran arbeiten, diese verbrecherischen Versuche mit dem Krieg der Arbeiter gegen die Ausbeuter zu beantworten!*"[55] So umfassend der Feind in Gestalt der „Konterrevolution" auf den Begriff gebracht war, so vage nahm sich das Programm der „Offensivtheorie" aus, wenn es verlangte „die Partei [zu] stärken, sie für die Aktion vor[zu]bereiten, und revolutionäre Stimmung in der deutschen Arbeiterschaft [zu] entfachen".[56] Dieses Programm eines blinden Aktionismus reflektiert, was Otto Kirchheimer, der sich in seiner Dissertation mit Sorel beschäftigt hatte, über dessen Mythos befand: „Der politische Mythos besitzt die Fähigkeit, eine politische Wertgruppe entschiedenster Art hervorzurufen. Einmal ausgehend von der Notwendigkeit und Größe des endgültigen Kampfes, hat er keine größere Besorgnis, als einen Feind vorzufinden."[57]

„Sturmriemen unter's Kinn": die Fähigkeit zum Heroismus

„Einen Feind vorzufinden", um im Sinne der „Offensivtheorie" die Massen zur Aktion mitzureißen, eröffnete sich der KPD schon im März 1921. Den Anlaß lieferte ein Polizeieinsatz der sozialdemokratischen preußischen Landesregierung, der vorgab, gegen sich verbreitende „wilde Streiks", „Terror und Sachbeschädigungen" im mitteldeutschen Industrierevier vorgehen zu wollen.[58] Das Hauptziel des Einsatzes bestand jedoch darin, den durch die Vereinigung von KPD und USPD gewachsenen Einfluß in diesem wichtigen Industriegebiet einzudämmen.[59] Das „rote Herz" – ein Bezirk, dessen Industrialisierung erst nach der Jahrhundertwende begonnen und dann im Ersten Weltkrieg aufgrund der günstigen militärstrategischen, logistischen und montanen

54 In Anlehnung an Sorels eigene Definition des politischen Mythos, den dieser als eine „Gesamtheit von Bildern" charakterisierte, „die imstande sind, *als Ganzes und durch die bloße Intuition* vor jeder bedachten Analyse die Masse der Gesinnungen hervorzurufen, welche den verschiedenen Kundgebungen des vom Sozialismus gegen die moderne Gesellschaft begonnenen Krieges entsprechen"; Georges Sorel, Über die Gewalt, Frankfurt a. M. 1981, S. 138.

55 *Klassenkampf*, Nr. 67 vom 21.3.1921.

56 Angress, Die Kampfzeit der KPD 1921–1923 (Anm. 14), S. 153.

57 Otto Kirchheimer, Zur Staatslehre des Sozialismus und des Bolschewismus (Erstveröffentlichung in: Zeitschrift für Politik, Bd. 17 (1928), S. 593–611), in: ders., Von der Weimarer Republik zum Faschismus. Die Auflösung der demokratischen Rechtsordnung, Frankfurt a. M. 1976, S. 32–52, hier S. 34; zu Kirchheimer vgl. auch Alfons Söllner, Linke Schüler der konservativen Revolution? Zur politischen Theorie von Neumann, Kirchheimer und Marcuse am Ende der Weimarer Republik, in: *Leviathan*, Jg. 11 (1983), S. 214–232.

58 Aufruf des Oberpräsidenten Hörsing, zit. nach: Koch-Baumgarten, Aufstand der Avantgarde (Anm. 21), S. 141.

59 Schumann, Politische Gewalt in der Weimarer Republik 1919–1933 (Anm. 21), S. 110; bei den preußischen Landtagswahlen im Februar 1921 hatte die VKPD in jenen Kreisen, die später zu den Hauptschauplätzen des mitteldeutschen Aufstandes zählten, große Erfolge erzielt: etwa im Mansfelder Seekreis kam sie auf 47,9 Prozent, im Mansfelder Gebirgskreis auf 39,6 Prozent und im Stadt-und Landkreis Merseburg auf 34 Prozent der abgegebenen Stimmen; vgl. ebd., S. 111.

Bedingungen einen enormen Ausbau erfahren hatte[60] – war berüchtigt für seine radikale Arbeiterschaft. Ihre, sowohl in sozialer wie auch ökonomischer Hinsicht, heterogene Zusammensetzung schuf in Kombination mit miserablen Arbeitsbedingungen und schlechten Löhnen einen günstigen Nährboden für Radikalisierungen und Massenaktionen.[61] Der intensive Industrialisierungsprozeß war einhergegangen mit einer massenhaften Proletarisierung autochthoner wie zugereister, zu einem nicht geringen Teil auch jugendlicher[62] Erwerbstätiger, deren mangelnde soziale, politische und ökonomische Integration sie langfristigen gewerkschaftlichen Konzepten kaum zugänglich machte und statt dessen eine Neigung zu rebellischen, dem Syndikalismus[63] verwandten militanten und unorganisierten Kampfformen begünstigte.[64] Eine breite Affinität zu syndikalistischen Aktionsformen war hier in erster Linie Ausdruck eines Protests gegen alle Richtungen der organisierten Arbeiterbewegung, zeugte deshalb jedoch noch lange nicht von einer Identifizierung mit deren theoretischer Fundierung.[65] Führende politische Kraft in der Region war bis zu ihrer Spaltung die USPD, die „Sammelpartei der Unzufriedenen" (Wolfgang J. Mommsen), gewesen. Der Bezirk

60 Hans-Ulrich Ludewig, Das „rote Herz Deutschlands", in: Sachsen-Anhalt. 1200 Jahre Geschichte – Renaissance eines Kulturraums. Hrsg. von Gerd Biegel, Braunschweig 1993, S. 206–212; vgl. dazu auch Hans Thormann und Erich Staab, Der mitteldeutsche Raum. Seine natürlichen, geschichtlichen und wirtschaftlichen Grenzen Merseburg 1929; aktueller und im Zeichen des „Spatial Turn": Mitteldeutschland. Begriff, Geschichte, Konstrukt. Hrsg. von Jürgen John, Rudolstadt 2001.

61 Koch-Baumgarten, Aufstand der Avantgarde (Anm. 21), S. 143 f.; Weber, Ein kommunistischer Putsch? (Anm. 21), S. 12–15; zur Disposition von Arbeitern in vergleichbaren monoindustriellen Standorten mit extrem raschem Wachstum zu radikalem Verhalten vgl. die grundsätzlichen Bemerkungen bei Klaus Tenfelde, Proletarische Provinz. Radikalisierung und Widerstand in Penzberg/Oberbayern 1900–1945, durchges. und erw. Ausg., München und Wien 1982, S. 4–6.

62 Zur Disposition insbesondere jugendlicher Arbeiter im Hinblick auf linksradikale Aktionsformen vgl. Klaus Tenfelde, Linksradikale Strömungen in der Ruhrbergarbeiterschaft 1905 bis 1919, in: Glück auf, Kameraden! Die Bergarbeiter und ihre Organisationen in Deutschland. Hrsg. von Hans Mommsen und Ulrich Borsdorf, Köln 1979, S. 199–223.

63 Charakteristisch für syndikalistische Aktionsformen ist eine Orientierung an lokalen Verhältnissen und Bedürfnissen wie auch ein Hang zu ausgesprochen unbürokratischer, militanter Politik, die sich im Begriff der „direkten Aktion" auf den Punkt gebracht sieht: „Selbst handeln, nur auf sich selbst vertrauen – das ist die direkte Aktion." Vgl. Ulrich Linse, „Propaganda der Tat" und „Direkte Aktion". Zwei Formen anarchistischer Gewaltanwendung, in: Sozialprotest, Gewalt, Terror. Gewaltanwendung durch politische und soziale Randgruppen im 19. und 20. Jahrhundert. Hrsg. von Wolfgang J. Mommsen und Gerhard Hirschfeld, Stuttgart 1982, S. 237–269; vgl. auch Hans-Manfred Bock, Syndikalismus und Linkskommunismus von 1918 bis 1933. Ein Beitrag zur Sozial- und Ideengeschichte der frühen Weimarer Republik. Aktualisierte und mit einem Nachwort versehene Neuausgabe, Darmstadt 1993 [Erstausgabe 1969], S. 234.

64 Grundlegend dazu Gerald D. Feldmann, Eberhard Kolb und Reinhard Rürup, Die Massenbewegung der Arbeiterschaft in Deutschland am Ende des Ersten Weltkrieges (1917–1920), in: *Politische Vierteljahresschrift*, Jg. 13 (1972), S. 84–105; vgl. auch Robert Wheeler, Zur sozialen Struktur der Arbeiterbewegung am Anfang der Weimarer Republik. Einige methodologische Bemerkungen, in: Industrielles System und politische Entwicklung in der Weimarer Republik. Hrsg. von Hans Mommsen, Dietmar Petzina und Bernd Weisbrod, Düsseldorf 1974, S. 179–189.

65 Mommsen, Die deutsche Revolution 1918–1920 (Anm. 22), S. 388; darauf hat, ungeachtet eines tendenziösen Untertons, bereits Geyer, Der Radikalismus in der deutschen Arbeiterbewegung (Anm. 1), S. 76, hingewiesen: „Der Analyse der Einwirkungen des Milieus ist es unmöglich, das Gewicht der

Halle-Merseburg bildete zudem eine Hochburg der KPD;[66] daneben besaß auch die Kommunistische Arbeiterpartei Deutschlands (KAPD) einen relativ großen Einfluß im „roten Herzen", insbesondere unter den Arbeitern des dominierenden Bergbaus und der chemischen Industrie.[67]

Der Einmarsch von ortsfremden Ordnungskräften, der seit dem 19. März „in beinahe kriegsmäßiger Ausrüstung"[68] erfolgte, sorgte in den kommunistischen Hochburgen Hettstedt und Eisleben für „erhebliche Unruhe" unter der Bevölkerung, zumal die Schutzpolizei sich in der Praxis nicht auf polizeitechnische Eingriffe beschränkte: Als der Hettstedter Bürgermeister im Zusammenhang mit der Belegung seines Ortes von einer „Provokation" sprach, verlangte der Kommandeur der Schupoeinheiten, Major Folte, beim Oberpräsidenten dessen Absetzung.[69] Die Anmaßung kommunaler Kompetenzen von seiten der Schupo, deren demokratische Gesinnung durchaus zweifelhaft war,[70] wie auch ihr militärisches Auftreten mußten innerhalb der Bevölkerung unmittelbare Erinnerungen an die blutigen Auseinandersetzungen infolge des Kapp-Putsches wachrufen: Im März 1920 war es im Bezirk zu schweren Auseinandersetzungen zwischen bewaffneten Arbeitern und die Putschisten unterstützendem Militär gekommen, die jedoch schon damals weniger einem politischen Programm galten als vielmehr der Verteidigung des eigenen „Milieus"[71] gegenüber

einzelnen Faktoren gegeneinander abzuwägen, sie kann lediglich ihr Wesen und ihre Tendenz bestimmen. Sie kann daher lediglich konstatieren, daß Massen, die nicht tief vom Geiste des wissenschaftlichen Sozialismus durchdrungen sind, der Einwirkung der radikalen Propaganda leichter zugänglich sind als der Einwirkung der sozialistischen Propaganda, die entwickeltere Einsichten in die Bewegung der Gesellschaft voraussetzt als der Radikalismus, der mehr an die Gefühle und den Glauben der Massen appelliert."

66 Vgl. dazu Karl-Heinz Leidigkeit und Jürgen Hermann, Auf leninistischem Kurs. Geschichte der KPD-Bezirksorganisation Halle-Merseburg bis 1933, Halle 1979.

67 Kool weist darauf jedoch hin, daß für die „meisten Mitglieder die Grenzen mit der Mutterpartei nicht immer scharf umrissen gewesen sein" mögen; Die Linke gegen die Parteiherrschaft (Anm. 48), S. 115; vgl. auch Bock, Syndikalismus und Linkskommunismus von 1918 bis 1933 (Anm. 63), S. 299 f.; Wilfried Röhrich, Revolutionärer Syndikalismus. Ein Beitrag zur Sozialgeschichte der Arbeiterbewegung, Darmstadt 1977, S. 54. Zur KAPD, der anfangs 38 000 Mitglieder angehört haben sollen, die nach der „Märzaktion" ihren Einfluss jedoch weitgehend wieder verlor, liegt keine eigenständige Monographie vor; vgl. hierzu die Ausführungen bei: Kool, Die Linke, S. 114–153; Bock, Syndikalismus und Linkskommunismus von 1918 bis 1933 (Anm. 63), S. 225–287; zuletzt: Bavaj, Von links gegen Weimar (Anm. 15), S. 146–173.

68 Liebknecht, zit. nach: Koch-Baumgarten, Aufstand der Avantgarde (Anm. 21), S. 157.

69 Peter Leßmann, Die preußische Schutzpolizei in der Weimarer Republik. Streifendienst und Straßenkampf, Düsseldorf 1989, S. 108.

70 Vgl. dazu: Leßmann, Die preußische Schutzpolizei in der Weimarer Republik (Anm. 69), S. 175–192.

71 Vgl. dazu Eve Rosenhaft, Gewalt in der Politik. Zum Problem des „sozialen Militarismus", in: Militär und Militarismus in der Weimarer Republik. Hrsg. von Klaus-Jürgen Müller und Eckart Opitz, Düsseldorf 1978, S. 237–259; Klaus-Michael Mallmann, Milieu, Radikalismus und lokale Gesellschaft. Zur Sozialgeschichte des Kommunismus in der Weimarer Republik, in: *Geschichte und Gesellschaft*, Jg. 21 (1995), S. 5–31; grundlegend zum Begriff des „sozialmoralischen Milieus": Rainer M. Lepsius, Parteiensystem und Sozialstruktur. Zum Problem der Demokratisierung der deutschen Gesellschaft, in: ders., Demokratie in Deutschland: soziologisch-historische Konstellationsanalysen. Ausgewählte Aufsätze, Göttingen 1993, S. 25–50.

den als „Eindringlingen" empfundenen, ortsfremden Militärs.[72] Der „Klassenkampf" sprach derart Gefühle offen aus, bezeichnete den Polizeiaufmarsch als eine „schamlose Unterdrückung", gegen die es sich zu wehren gelte, forderte als Reaktion auf diese „unerhörte Provokation" aber lediglich: „Verweigert eure Arbeitskraft überall dort, wo man eure Arbeitsstätte [...] besetzt!"[73] Reflektiert diese Vorgabe eine Haltung, die sich noch ganz im Einklang mit den örtlichen Gegebenheiten befand, indem sie auf die konkreten Verhältnisse der Besetzung und ihrer Beseitigung abhob, zielte die Agitation der „Roten Fahne" von Anfang an darüber hinaus. Weitaus hysterischer kommentierte sie den Polizeieinmarsch: „Die Gegenrevolution schlägt los! Hörsing läßt seine Mordbande marschieren!" In der Sprache des politischen Imperativs forderte sie: „Jeder Arbeiter muß dort stehen, wo sein Platz ist, an der Seite des revolutionären Proletariats! Jeder Arbeiter muß wissen, daß es seine Pflicht ist, der Gegenrevolution mit denselben Waffen, die sie gegen die Arbeite anwendet, zu antworten." Sie kannte nur eine Konsequenz: „Waffen in die Hände der Arbeiter!"[74]

Seit dem 17. März entfaltete die „Rote Fahne" einen vehementen Propagandafeldzug, der ganz im Zeichen der Sorelschen „Moralität der Gewalt" stand: „Es genügt nicht, in Demonstrationen den Kampf kundzugeben. Nur der unmittelbare Kampf der proletarischen Massen gegen alle Erscheinungen der Gegenrevolution kann ihre verbrecherischen Absichten vereiteln. [...] Die schwere Faust der Arbeiterschaft muß die Banditen der Gegenrevolution und ihre sozialverräterischen Henkersknechte treffen."[75]

Gegen die ablehnende Haltung der SPD und USPD, die die Gewaltpropaganda der KPD scharf verurteilten,[76] richtete sich der Aufruf der KPD, die dem Glauben anhing, daß „außer den Kommunisten auch noch zwei bis drei Millionen nichtkommunistische Arbeiter mit uns kämpfen",[77] an das gesamte „Proletariat": „Die einmütige Aktion der Arbeiterschaft muß diesen neuen Anschlag zunichte machen. Das Proletariat muss aus seiner Passivität heraustreten. [...] Das Proletariat muß die anmarschierenden Banden zerschmettern."[78] Noch deutlicher wurde ein Artikel am darauffolgenden Tag, der proklamierte: „Die Waffe bringt die Entscheidung! [...] *Ein jeder Arbeiter pfeift auf das Gesetz und erwirbt sich eine Waffe, wo er sie findet!*"[79] Die KAPD indes, im

72 Vgl. dazu Schumann, Politische Gewalt in der Weimarer Republik 1918–1933 (Anm. 21), S. 84–94; auch Erwin Könnemann und Hans-Joachim Krusch, Aktionseinheit contra Kapp-Putsch. Der Kapp-Putsch im März 1920 und der Kampf der deutschen Arbeiterklasse sowie anderer Werktätiger gegen die Errichtung der Militärdiktatur und für demokratische Verhältnisse, Berlin 1972.

73 *Klassenkampf*, Nr. 66 vom 19. 3. 1921.

74 *Rote Fahne*, Nr. 133 vom 20. 3. 1921.

75 *Rote Fahne*, Nr. 127 vom 17. 3. 1921.

76 Ludewig, Arbeiterbewegung und Aufstand (Anm. 21), S. 164 f. und S. 177 f.

77 Rist, zit. nach: Ossip K. Flechtheim, Die KPD in der Weimarer Republik, 2. Aufl., Frankfurt a. M. 1976, S. 160.

78 *Rote Fahne*, Nr. 127 vom 17. 3. 1921.

79 *Rote Fahne*, Nr. 129 vom 18. 3. 1921. Die Urheberschaft diese unverhohlene Aufrufs zur Gewalt schreibt die Forschung Bela Kun zu, der als Leiter einer eigens aus Moskau angereisten Kominterndelegation um jeden Preis gewillt schien, eine bewaffnete Aktion vom Zaun zu brechen; vgl. dazu: Koch-Baumgarten, Aufstand der Avantgarde (Anm. 21), S. 112 ff.; Marie-Luise Goldbach, Karl Radek in

Glauben, die Stunde der „Entscheidungsaktion des gesamten deutschen Proletariats" sei endlich gekommen, stimmte in den schrillen Ton der kommunistischen Gewaltpropaganda mit ein: „Mit Flinten und Messern, mit Fäusten und Zähnen packt zu. Es geht ums Ganze."[80]

Ganz im Sinne des Mythos entwarf die kommunistische Presse ein „heroisches Panorama" (Karl-Heinz Bohrer) einer vollkommen polarisierten Gesellschaft, in der das Proletariat als „Held eines Dramas" erschien:[81] „Die Front ist klar. Auf der einen Seite die gesamte Gegenrevolution und ihre Zuhälter [...] auf der anderen Seite – allein das Proletariat."[82]

Die „Aufpeitschung von politischen Energien"[83] durch den Mythos verfolgte zwei Zielsetzungen: zum einen sollte mit seiner Hilfe ein geschlossen agierendes Proletariat „wachgerufen" werden,[84] zum anderen sollte es seine „Passivität" aufgeben[85] und zur Aktion übergehen, die in ihrer Konsequenz nur der gewaltsame Aufstand sein konnte.[86] Darüber hinaus offenbarte die propagandistische Mobilmachung der kommunistischen Presse ein mit militärischen Analogien durchsetztes Wunschdenken der Parteiführung, über eine geschlossen handelnde und allein der Avantgarde gehorchenden „Arbeiterklasse" wie über eine disziplinierte Armee verfügen zu können – „Formiert die Bataillone!" forderte etwa der „Klassenkampf" am 21. März[87] und reflektierte, wie auch die „Rote Fahne", über „[d]ie militärischen Aufgaben der VKPD".[88]

Die Arbeiterklasse aber schwieg; nur einzelne Gruben und Werke in der Umgebung Eislebens waren in den Streik getreten, zu bewaffneten Auseinandersetzungen war es noch nirgends gekommen. Im Gegenteil empfanden die auf ein gewaltsames Losschlagen drängenden Aktivisten des konspirativen Militär-Apparates der KPD die Stimmung vor Ort als „so schlecht und mies, daß man der Meinung war, es bedürfe künstlicher Mittel, um die Sache hochzukriegen", erinnerte sich ein Mitglied der damaligen Hallenser Bezirksleitung.[89] Das Mitglied der Zentrale Hugo Eberlein – genannt „Hugo mit der Zündschnur"[90] –, der als militärtechnischer Fachmann nach Mitteldeutschland delegiert worden war, erwog daraufhin, durch eine Reihe inszenierter Sprengstoffanschläge das Fanal für eine Erhebung der Arbeiterschaft zu liefern. So sollte u. a. ein

Deutschland. Ein Beitrag zum Verhältnis von KP und Komintern und zur Geschichte der deutsch-sowjetischen Beziehungen zwischen 1918 und 1923, Diss., Köln 1972, S. 85–94.

80 Zit. nach: Die Linke gegen die Parteiherrschaft (Anm. 48), S. 132.

81 Wilfried Röhrich, Der Mythos der Gewalt. Sorel: Vom Syndikalismus zum Faschismus, in: Sozialprotest, Gewalt, Terror (Anm. 63), S. 290–302, hier S. 295.

82 *Rote Fahne*, Nr. 134 vom 21. 3. 1921.

83 Hans Barth, Wahrheit und Ideologie, Frankfurt a. M. 1961, S. 327.

84 *Rote Fahne*, Nr. 127 vom 17. 3. 1921, Nr. 133 vom 20. 3. 1921, Nr. 140 vom 24. 3. 1921.

85 *Rote Fahne*, Nr. 127 vom 17. 3. 1921; *Klassenkampf*, Nr. 66 vom 19. 3. 1921.

86 *Klassenkampf*, Nr. 70 vom 24. 3. 1921.

87 *Klassenkampf*, Nr. 67 vom 21. 3. 1921.

88 *Rote Fahne*, Nr. 134 vom 21. 3. 1921.

89 Enthüllungen, zit. nach: Schumann, Politische Gewalt in der Weimarer Republik 1918–1933 (Anm. 21), S. 120; vgl. auch Geyer, Die revolutionäre Illusion (Anm. 1), S. 279.

90 Angress, Die Kampfzeit der KPD 1921–1923 (Anm. 14), S. 181.

Munitionsdepot gesprengt werden, und einige Stunden darauf – „um Wechselwirkung glaubhaft zu machen" – das Gebäude der Produktionsgenossenschaft in Halle[91] – glücklicherweise gelang jedoch keine dieser anvisierten Operationen.[92]

Weder die von der kommunistischen Presse beschworenen Bilder einer finalen Entscheidungsschlacht[93] noch die perfiden Provokationsversuche des Militärapparates, sondern der „diskrete Charme der ‚direkten Aktion'" (Dirk Schumann) in Gestalt des steckbrieflich gesuchten „Räuberhauptmannes" Max Hoelz,[94] der sich eigenmächtig in die Region begeben hatte, nachdem er von dem Polizeieinmarsch erfahren hatte, brachte schließlich den zündenden Funken. Hoelz, 1889 geboren, Kriegsfreiwilliger im Ersten Weltkrieg, war ein Draufgänger, der zwar zu den Mitbegründern der KPD-Ortsgruppe Falkenstein zählte, jedoch vor allem durch spektakuläre militärische Aktionen im Vogtland auf sich aufmerksam gemacht hatte.[95] Er entsprach am ehesten dem Typus des klassischen Sozialrebellen, der sich jeder organisatorischen Integration und Unterordnung entzog, auch wenn er zunächst Mitglied der USPD und später der KPD war.[96] Ganz im Sinne einer „ästhetische[n] Großartigkeit eines ruchlosen Tätertums"[97] galt für ihn, was Walter Benjamin bereits in seiner „Kritik der Gewalt" bemerkt hatte, daß nämlich „die Gestalt des ‚großen' Verbrechers, mögen auch seine Zwecke abstoßend gewesen sein, die heimliche Bewunderung des Volkes erregt".[98]

Franz Jung, der im Auftrag der KAPD in die Krisenregion entsandt worden war, beschrieb das Auftauchen des tatendurstigen Hoelz am 22. März in Eisleben in seinen Erinnerungen: „Hölz [sic!] hielt nicht viel von Versammlungen. Wir ließen, wie vorgesehen, eine am Vormittag abrollen. Hölz erschien dort auf dem Podium, als die Diskussion bereits im Gange war. Es sprach gerade ein junger Mann, der angezogen war wie ein Forstadjunkt, irgendein Angestellter von einem Gut aus der Nachbarschaft, zur

91 Koch-Baumgarten, Aufstand der Avantgarde (Anm. 21), S. 168.

92 Der „Vorwärts" enthüllte diese Absichten im November 1921; vgl. *Vorwärts*, Nr. 556 vom 25. 11. 1921, Nr. 558 vom 26. 11. 1921, woraufhin die KPD in entkräftender Absicht mit einer Broschüre, Die Enthüllungen zu den Märzkämpfen. Enthülltes und Verschwiegenes, Halle 1922, antwortete.

93 *Klassenkampf*, Nr. 70 vom 24. 3. 1921.

94 Zum Bild Max Hoelz' vgl. Peter Giersich und Bernd Kramer, Max Hoelz. Man nannte ihn: Brandstifter und Revolutionär, Robin Hood, Che Guevara, einen Anarchisten, den Roten General. Sein Leben und sein Kampf, Berlin 2000.

95 Max Hoelz, Vom „Weißen Kreuz" zur roten Fahne. Jugend-, Kampf- und Zuchthauserlebnisse, Frankfurt a. M. 1969 [Erstausgabe 1929].

96 Zur Charakterisierung Hoelz' als „Typus des linksradikalen Aktivisten" vgl. Bock, Syndikalismus und Linkskommunismus von 1918 bis 1933 (Anm. 63), S. 308–318.

97 Meuter und Otten (Anm. 12), S. 11.

98 Walter Benjamin, Zur Kritik der Gewalt und andere Aufsätze, Frankfurt a. M. 1965, S. 35; vgl. auch Geyer, der dem Phänomen des Radikalismus einen starken Hang zur Illegalität bescheinigt, den er folgendermaßen erklärt: „Nicht nur, daß mit sehr primitiven Mitteln Spannung erzeugt wird, die von vornherein alle Maßstäbe nüchterner Überlegung verschiebt: es wird der Masse zugleich Gelegenheit gegeben, ihre eigenen dunklen Triebe nach Bedeutung und Macht, ihre eigenen Tagträume zu projizieren auf eine Figur, die durch besondere Regiemittel in gesteigertem Format ihnen gegenübergestellt wird." Geyer, Der Radikalismus in der deutschen Arbeiterbewegung (Anm. 1), S. 100 f.

Ruhe mahnend. Hölz trat ihm in den Hintern und schmiß den Mann vom Podium, großes Gelächter; die Versammlung war aus, es wurde nicht abgestimmt."[99]

Nicht die kommunistische Propaganda, sondern das charismatische, beinah theatralisch zu nennende Auftreten des „‚großen' Verbrechers" Hoelz führte zur Entfesselung der Gewalt: Hoelz stellte zusammen mit Josef Schneider eine „Sturmkompanie" auf, zu der anfangs jedoch kaum mehr als fünfzig Kämpfer zählten, rief in markigen Worten zum Kampf gegen die Besitzenden auf und versprach, die Schutzpolizei aus Eisleben zu vertreiben. In der Nacht wurde das dortige Seminargebäude angegriffen, noch gab es keine Verletzten, aber eine Eskalation schien nun unvermeidbar. Am folgenden Tag wurde in nahezu allen Gruben um Eisleben gestreikt. Bei Eisleben geriet eine Schupoeinheit in einen Hinterhalt, bei dem vier Beamte starben.[100] Aus Mansfeld und Helbra wurden zudem Überfälle auf die örtlichen Geldinstitute gemeldet, offenbar, um die Schutzpolizei aus ihren Quartieren zu locken und sie in Straßenkämpfe zu verwickeln. Hoelz rückte in Eisleben ein und drohte, er werde die Stadt „an allen Ecken anzünden",[101] wenn die Schupo nicht abziehe. Ihr Oberbefehlshaber ging auf die Forderung jedoch nicht ein, sondern forderte Verstärkung an, woraufhin Hoelz' „Sturmkompanie" sich wieder zurückzog.

Auch im Leuna-Werk, dem größten Industriebetrieb der Region, begann sich der Widerstand zu formieren. Hier besaß die KAPD großen Einfluß unter der Belegschaft und ihr Vertreter, Peter Utzelmann (alias Kempin), übernahm vor Ort die Führung: Aktionsausschüsse wurden gebildet, die Belegschaft in militärische Formationen eingeteilt und Waffen ausgegeben.[102] Im Gegensatz zu der mobilen Sturmkompanie Hoelz', die einen Guerillakrieg gegen die Polizeikräfte entfesselte, war das Leuna-Werk jedoch „kein Aktivposten";[103] die Leuna-Arbeiter weigerten sich vielmehr, an offensiven Aktionen teilzunehmen.[104] Hoelz hingegen schlug mit seinen inzwischen nach eigenen Angaben auf „vier Sturmkompanien von je hundert Mann"[105] angewachsenen Truppen mal hier und mal dort zu: überfallartig tauchten sie in den Orten der Region

99 Franz Jung, Der Weg nach unten. Aufzeichnungen aus einer großen Zeit, 2. Aufl., Hamburg 1988, S. 185; zu Jung vgl. Bavaj, Linkskommunistischer „Gemeinschaftsmythus" als antibürgerliche Herausforderung (Anm. 19).

100 Schumann, Politische Gewalt in der Weimarer Republik 1918–1933 (Anm. 21), S. 122.

101 Hoelz, zit. nach: Koch-Baumgarten, Aufstand der Avantgarde (Anm. 21), S. 171.

102 Vgl. dazu Kämpfendes Leuna (1916–1945). Die Geschichte des Kampfes der Leuna-Arbeiter. Hrsg. von der SED-Kreisleitung der VEB Leuna-Werke „Walter Ulbricht", Teil I, 1. Halbbd., Berlin 1961, S. 238 ff.

103 Christian Knatz, Sieg über Aufrührer und Reformer. Der Mitteldeutsche Aufstand von 1921 als verpaßte Chance der preußischen Schutzpolizei, in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft*, Jg. 46 (1998), S. 28–39, hier S. 32.

104 Ausschlaggebend waren hier nicht nur persönliche Rivalitäten – so wird kolportiert, daß Max Prenzlow, neben Utzelmann einer der Führer der radikalen Leuna-Arbeiter, gewillt war, Hoelz zu „beseitigen", wenn dieser ihm „vor die Flinte" käme –, sondern auch eine ausgesprochen lokalistische Haltung der Belegschaft, der es allein um die Verteidigung „ihres" Betriebes ging; vgl. dazu Bock, Syndikalismus und Linkskommunismus von 1918 bis 1933 (Anm. 63), S. 303; Kämpfendes Leuna (Anm. 102), S. 242.

105 Zit. nach: Schumann, Politische Gewalt in der Weimarer Republik 1918–1933 (Anm. 21), S. 127.

auf, so am 24. März in Hettstedt, am 25. März erneut in Eisleben und am 26. März in Sangerhausen, lieferten sich Gefechte mit der Schutzpolizei, nahmen Geiseln, plünderten die örtlichen Geldinstitute und sprengten bei ihrem Abzug einige öffentliche Gebäude in die Luft.[106] Stets war Hoelz' Auftauchen von wüsten Tiraden begleitet, die in blutrünstiger Manier zur „direkten Aktion" aufforderten: „Wir kämpfen mit allen Mitteln gegen die Henker des Proletariats, wir schlachten die Bourgeoisie ab ohne Unterschied des Alters und Geschlechts, wir sprengen ihre Schlösser und Paläste, ihre Villen in die Luft, wir nehmen ihnen das geraubte Gut, das Geld, das Gold, was sie den Arbeitern durch Ausbeutung und Wucher zuerst geraubt haben. [...] Geht zur Tat über!"[107]

Diese Taktik trug explizit dazu bei, daß die Auseinandersetzungen den Charakter einer „normalen" militärischen Operation verloren und die Aufständischen pauschal kriminalisiert wurden. Hatte die bürgerliche Presse in den ersten Tagen des Aufstandes noch neutral von „Bewaffneten" oder „Aufständischen" gesprochen, trat ab dem 26. März der Begriff von „Banden" in den Vordergrund, die eine „Schreckensherrschaft" zu errichten trachteten.[108]

Im Schatten Hoelz' agierte ein weiterer „Bandenführer", der ebenfalls dem „Typus des linksradikalen Aktivisten" (Hans-Manfred Bock) entsprach: Karl Plättner. Auch Plättners Biographie – geboren 1893 und schon vor dem Krieg in der sozialdemokratischen Jugendbewegung aktiv,[109] war er schließlich zur KAPD gestoßen und an fast allen Aufstandsbewegungen des „punktuellen Bürgerkrieges" (Dirk Schumann) beteiligt – reflektiert den Prozeß der Radikalisierung, den die militant-aktivistischen Teile der deutschen Arbeiterbewegung in der revolutionären Umbruchsphase von 1916 bis 1921 durchliefen.[110] Plättner, nicht weniger charismatisch als Hoelz, hatte eine Gruppe zu allem Entschlossener um sich geschart, mit der er in der Region Bitterfeld gegen die Schutzpolizei kämpfte. „Eins war mir klar, es ging ums Ganze – entweder wir oder die Bourgeoisie, ein Mittelding gab es für mich nicht, sondern nur den Willen: Sturz der Regierung, Diktatur des bewaffneten Proletariats!",[111] rechtfertigte er sein Tun später. Keineswegs repräsentierten Plättner und Hoelz jedoch eine „Rote Armee", als deren Oberbefehlshaber sich Hoelz immer wieder ausgab.[112] Vielmehr verfolgten sie eine Strategie individueller „Expropriation der Expropriateure",[113] die sich zum einen aus enttäuschten Revolutionshoffnungen und zum anderen aus messianischen Heilserwartungen erklärt, und solchermaßen auf die jedem Mythos inhärente Allegorisierung

106 Vgl. dazu auch Walter Drobnig, Der mitteldeutsche Aufstand 1921. Seine Bekämpfung durch die Polizei, Lübeck 1929.

107 Hoelz, zit. nach: Weber, Ein kommunistischer Putsch? (Anm. 21), S. 128.

108 Schumann, Politische Gewalt in der Weimarer Republik 1918–1933 (Anm. 21), S. 130.

109 Ebd., S. 328–333.

110 Volker Ullrich, Vom Sozialdemokraten zum Terroristen. Der Weg des mitteldeutschen Bandenführers Karl Plättner (1893–1945), in: Eliten im Wandel. Gesellschaftliche Führungsschichten im 19. und 20. Jahrhundert. Hrsg. von Karl Christian Führer, Karen Hagemann und Birthe Kundrus, München 2004, S. 300–313; ausführlicher ders., Der ruhelose Rebell. Karl Plättner 1893–1945. Eine Biographie, München 2000.

111 Plättner, zit. nach: Ullrich, Der ruhelose Rebell (Anm. 110), S. 89.

112 Vgl. Giersich und Kramer (Anm. 94), S. XVII.

113 Bock, Syndikalismus und Linkskommunismus von 1918 bis 1933 (Anm. 63), S. 329.

und Kontextbildung verweist, deren Eigendynamik eine Reduktion aufs Instrumentelle unterläuft. Sowohl Hoelz, „der Instinkt des noch gefesselten Proletariats",[114] als auch die KPD glaubten, im Interesse *des* Proletariats zu handeln, erlagen jedoch in erster Linie der moralisch-ästhetischen Suggestionskraft der von ihnen beschworenen mythischen Bilder.[115]

Am 24. März 1921, einen Tag nach dem Ausbruch der Kämpfe, proklamierte sich die KPD zur „Führerin im Kampfe gegen die Gegenrevolution" und erklärte: „Der Kampf ist uns aufgezwungen!" Als Antwort kam für sie nur ein Mittel in Frage: „Das ist der einheitliche Kampf aller Proletarier gegen diese neuen räuberischen und verbrecherischen Gewaltmaßnahmen." Dabei nahm sie direkt Bezug auf die gewaltsamen Ereignisse infolge des Kapp-Putsches ein Jahr zuvor, der am entschlossenen Widerstand (nicht nur) der Arbeiterschaft gescheitert war: „Erhebt euch mit uns zur Abwehr dieser Schurkenstreiche! Denkt daran, daß ihr im Vorjahr in 5 Tagen mit Generalstreik und bewaffnetem Aufstande die Weißgardisten und Baltikumstrolche besiegt habt! Tretet überall in den Generalstreik! [...] Erhebt euch überall!"[116] Tatsächlich verhalf der Rekurs auf die „Märzkämpfe" von 1920 der KPD zu einem gewissen Mobilisierungserfolg: am Karfreitag, dem 25. März, gedachten über 10 000 Menschen auf dem Gertraudenfriedhof zu Halle der im Vorjahr getöteten Arbeiter und als Alfred Lemck, der Leiter der militärischen Operationen um Halle, dazu aufrief, sich zu bewaffnen und den Aufständischen zu Hilfe zu eilen, brach eine größere Gruppe zumeist jüngerer Arbeiter ins Mansfeldische auf.[117] Die kommunistische Rhetorik ließ nur noch die Sprache der Gewalt gelten: „Provozieren um jeden Preis! Stürzt Straßenbahnen um, schmeißt Handgranaten [...]!"[118] Der „Klassenkampf" konstatierte: „*Es ist bereits Blut geflossen.* Es stehen sich die bewaffneten Fronten gegenüber. [...] *Jetzt gilt es, den aufgezwungenen Kampf aufzunehmen.* [...] Es kommt in diesem schweren Kampfe *auf jeden einzelnen an.* [...] Jetzt geht's aufs ganze! Schließt die Reihen! Auf in den Kampf!"[119]

Daraufhin wurde der „Klassenkampf" verboten und der Belagerungszustand über Mitteldeutschland verhängt. Die Streitmacht der Schutzpolizei, die mittlerweile auf 38 Hundertschaften und eine Reichswehrbatterie angewachsen war, begann, zum Gegenangriff überzugehen. Der Streikaufruf stieß jedoch weiterhin nur auf ein schwaches Echo. Zwar dehnte sich die Streikbewegung auch auf die Bitterfelder Region und die dort ansässigen Betriebe der chemischen Industrie aus; außerhalb des Merseburger Bezirks folgten jedoch nur wenige Belegschaften dem Aufruf der KPD – Eisleben

114 Vgl. An Max Hoelz, in: *Die Aktion*, Nr. 25/26 vom 25. 6. 1921.

115 Vgl. dazu: Herfried Münkler, Mythischer Sinn. Der Nibelungenmythos in der politischen Symbolik des 20. Jahrhunderts, in: In den Trümmern der eigenen Welt. Hrsg. von Udo Bermbach, Berlin und Hamburg 1989, S. 251–266, hier S. 258; Rudolf Speth, Nation und Revolution. Politische Mythen im 19. Jahrhundert, Opladen 2000, S. 112 f.; vgl. auch Geyer, Der Radikalismus in der deutschen Arbeiterbewegung (Anm. 1), S. 42 ff.

116 *Rote Fahne*, Nr. 140 vom 4. 3. 1921.

117 Schumann, Politische Gewalt in der Weimarer Republik 1918–1933 (Anm. 21), S. 128.

118 Zit. nach: Angress, Die Kampfzeit der KPD 1921–1923 (Anm. 14), S. 196.

119 *Klassenkampf*, Nr. 70 vom 24. 3. 1921.

und seine Umgebung blieb das Zentrum des Streiks. Nur dort, wo die KPD die klare Hegemonie besaß, solidarisierten sich die Arbeiter mit den Aktionen ihrer Partei.[120]

Die Kämpfe wurden beinahe ausschließlich von radikalen Aktivisten der beiden kommunistischen Parteien und Mitgliedern ihrer illegalen Apparate getragen, die auf dem Höhepunkt der Auseinandersetzungen nicht mehr als 3000 Kämpfer zählten und zudem schlecht bewaffnet waren.[121] Der Kampfzentrale in Halle fehlte jede Kontrolle. Sie war bemüht, die Aktionen der Aufständischen zu koordinieren, ein Kontakt zu Hoelz wurde jedoch nicht vor dem 26. März hergestellt. Dieser weigerte sich zunächst auch, mit dem von der Oberleitung zum „politischen Kommissar" für das Mansfelder Land ernannten Paul Bowitzki bindende Vereinbarungen zu treffen. Am 28. März scheiterte der Versuch der kommunistischen Kampfverbände, einen gemeinsamen Vorstoß nach Halle zu unternehmen, um das Blatt noch einmal zu wenden. Denn schon in Ammendorf geriet diese Streitmacht in einen Zangenangriff von sechs Hundertschaften der Schutzpolizei und mußte sich nach erbitterten Häuserkämpfen geschlagen geben.[122]

Am folgenden Tag begann der Angriff der Polizeikräfte auf das Leuna-Werk. Waren erste Meldungen von einer „Roten Armee" von 12 000 Kämpfern ausgegangen, wußte der Oberpräsident bereits seit dem 26. März, daß sich im Leuna-Werk nicht mehr als 2000 Arbeiter verschanzt hatten, die zudem nur über wenige Waffen verfügten. Der Führer der eingesetzten Schupokontingente, Graf von Poninski, bestand dennoch auf einer Demonstration militärischer Stärke: Nach einem kurzem Artilleriebeschuß wurde das Werk von 21 Hundertschaften im Sturm genommen, etwa 50 Arbeiter wurden getötet, über 1000 gerieten in Gefangenschaft und wurden im Werk unter erniedrigenden Bedingungen festgehalten.[123] Der Aufstand war damit faktisch niedergeschlagen. Dennoch forderte die „Rote Fahne" die Fortführung des Kampfes; immer noch rekurrierte sie auf die „Moralität der Gewalt": „Schmach und Schande über den Arbeiter, der jetzt noch beiseite steht. Schmach und Schande über den Arbeiter, der jetzt noch nicht weiß, wo sein Platz ist."[124] Und tatsächlich rissen die Kampfhandlungen noch nicht ab: ebenfalls am 29. März war eine Schupohundertschaft bei der Verfolgung von dem Ammendorfer Gefecht entkommener Kämpfer bei Gröbers auf einen ihr zahlenmäßig überlegenen Verband von Aufständischen gestoßen. Die Polizeikräfte gerieten in heftiges Feuer und mußten sich unter der Zurücklassung von elf getöteten Polizisten, zehn weitere wurden verwundet, und umfangreichem Material zurückziehen.[125] Dies war der größte Erfolg der Aufständischen im offenen Kampf gegen die Polizei. Tags darauf gelang es der Polizei jedoch, die Kampfzentrale der KPD in Halle auszuheben, wobei infolge eines Schußwechsels zwei Parteifunktionäre getötet wurden.[126] Am 31. März geriet eine Gruppe Aufständischer, die aus dem Leuna-

120 Schumann, Politische Gewalt in der Weimarer Republik 1918–1933 (Anm. 21), S. 125 f.
121 Leßmann, Die preußische Schutzpolizei in der Weimarer Republik (Anm. 69), S. 114.
122 Schumann, Politische Gewalt in der Weimarer Republik 1918–1933 (Anm. 21), S. 132.
123 Koch-Baumgarten, Aufstand der Avantgarde (Anm. 21), S. 298.
124 *Rote Fahne,* Nr. 145 vom 30. 3. 1921.
125 Schumann, Politische Gewalt in der Weimarer Republik 1918–1933 (Anm. 21), S. 133.
126 Weber, Ein kommunistischer Putsch? (Anm. 21), S. 170.

Werk entkommen war, nahe der Grenze zu Thüringen bei Bachra in das Feuer der Schutzpolizei und wurde nach heftigem Kampf zersprengt. Dieser Trupp hatte Geiseln mit sich geführt, die von den Polizeitruppen unversehrt befreit werden konnten; acht Aufständische starben, weitere 60 wurden gefangengenommen.[127] Und auch Hoelz' Verband, der inzwischen wieder auf etwa 500 Mann angewachsen war, wurde am 1. April bei Beesenstedt gestellt und eingekreist. Hoelz hatte versucht, sich mit seinem Trupp ins Mansfeldische durchzuschlagen, wobei er weiterhin plündernd und brandschatzend durch eine Reihe von Orten gezogen war – das Haus eines Rittergutbesitzers und die Kreissparkasse von Beesenstedt waren dabei gesprengt, ein Gutsbesitzer, der sich gegen die Erpressung von Geld gewehrt hatte, erschossen worden.[128] Nun wurde auch dieser Trupp aufgerieben, 18 Aufständische starben in dem folgenden Feuergefecht, die meisten wurden gefangengenommen, Hoelz und Schneider gelang jedoch die Flucht. Am selben Tag erklärte die Bezirksleitung der KPD den Abbruch des Generalstreiks: „Die Ordnungsbestie triumphiert. Die Ausstands- und Aufstandsbewegung ist niedergeschlagen. Hunderte Proletarier liegen ermordet auf dem Kampfplatz. [...] Ausnahmegerichte und Erschießungen auf der ‚Flucht', Mißhandlungen von Gefangenen, Orgesch und weißer Terror rasen im Land."

Für die KPD konnte dies jedoch nur eine Konsequenz haben, unverdrossen forderte sie: „Die im Feuer des Kampfes erprobten Bataillone zu sammeln, die festgestellten Mängel und Fehler abzustellen, das ist die Arbeit, die schnell überall durchgeführt werden muß. [...] Es gilt, die Zeit zu nützen! Formiert euch neu zum Kampf! Seid gerüstet! Bald heißt es wieder: Sturmriemen unters Kinn! Drauf und dran gegen die Feinde!"[129]

Fazit

Schon Curt Geyer hatte 1923 mit Bezug auf den Radikalismus bemerkt, daß durch ihn die Wahrnehmung der sozialen Realität verändert werde: „Die Wirklichkeit verschwindet hinter dem Schleier eines dogmatisch verzerrten Trugbildes."[130] Nicht nur offenbarte sich in der Sprache des politischen Imperativs das Wunschdenken der „Avantgarde", über „ihre" Klasse wie über eine disziplinierte Armee verfügen zu können; sie belegt zugleich eine weitgehend jegliche Erfahrung ausgrenzende Betrachtungsweise.[131] Nicht die tatsächliche Lage war ausschlaggebend für die kommunistische Agitation, sondern allein die revolutionäre Zielsetzung. Die demonstrative Militanz der kommunistischen Rhetorik, die auch im Angesicht der Niederlage nicht

127 Schumann, Politische Gewalt in der Weimarer Republik 1918–1933 (Anm. 21), S. 133.
128 Ebd.
129 *Rote Fahne*, Nr. 150 vom 2. 4. 1921.
130 Geyer, Der Radikalismus in der deutschen Arbeiterbewegung (Anm. 1), S. 47.
131 Vgl. dazu Oskar Negt und Alexander Kluge, Öffentlichkeit und Erfahrung. Zur Organisationsanalyse von bürgerlicher und proletarischer Öffentlichkeit, Frankfurt a. M. 1972, S. 400–405.

klein beigab, wie die Zitate aus der „Roten Fahne" belegen, ist jedoch nicht allein als Versuch zu interpretieren, die „revolutionäre Illusion" (Curt Geyer) aufrechtzuerhalten. Sie zeigt sich darüber hinaus im Einklang mit einer allgemeinen „Wertschätzung der Gewalt, [... dem] Grad der Erregung in der gegeben Situation, [dem] Gefühl des Sieges und der Macht, und [dem] allgemeine[n] kriegerische[n] Empfinden"[132] innerhalb der politischen Kultur der Weimarer Republik.

Der Rekurs der kommunistischen Avantgarde auf den „Mythos der Gewalt", wie ihn Sorel in seinen Schriften entworfen und beschworen hatte, verkannte jedoch, daß die Gewaltbereitschaft an der gesellschaftlichen Basis auf defensiven Motiven gründete. Zwar hatte die „Zeit der Enttäuschungen" von 1919/1920[133] einen Radikalisierungsprozeß innerhalb der Arbeiterschaft bewirkt; dieser lag jedoch weniger auf der Linie der berufsrevolutionären Parteispitze, als daß er zur Restituierung gegenhegemonialer Strukturen führte und sich in klassenbewußter Segregation niederschlug. Die Gewalt der Arbeiter unterlag in diesem Kontext einem „Doppelbinderprozeß": sie zielte nicht in erster Linie auf die Durchsetzung eines bestimmten politischen Programms, sondern folgte der Dynamik von (konterrevolutionärer) Gewalt und (revolutionärer) Gegengewalt.[134] Ihre Anwendung war hier eingebettet in einen Komplex mehr oder weniger bewußter Vorstellungen und Begründungen, die es ermöglichten, unter besonderen, nicht alltäglichen Umständen zum Mittel der Gewalt zu greifen, um bestimmte Ziele zu erreichen – den Rückzug der Schupo – und um spezifischen Mentalitäten – der Wut über den als „Provokation" empfundenen Einmarsch – einen plakativen, „fühlbaren" Ausdruck zu verleihen.[135]

Walter Benjamin hat in seiner 1921 erschienen „Kritik der Gewalt", die sich von der „tiefen, sittlichen und echt revolutionären Konzeption" des Sorelschen Mythos beeindruckt zeigte,[136] dessen Ambivalenz herausgestrichen, indem er zwischen einer „mythischen" und einer „göttlichen" Gewalt unterschied. Während er einzig der „göttlichen" Gewalt die Möglichkeit revolutionärer Veränderung zutraute, zählte er die „mythische" Gewalt „zu den sichtbarsten Ausbrüchen von Gewalt, die sich nicht als Mittel auf einen vorgesetzten Zweck bezieht. Sie ist nicht Mittel, sondern Manifestation."[137] In diesem Sinne war die „Märzaktion" eine Manifestation des „totalen Protestes" (Michael Geyer), der Empörung und Enttäuschung über die steckengebliebene Revolution und

132 Geyer, Der Radikalismus in der deutschen Arbeiterbewegung (Anm. 1), S. 34.

133 Detlev J. K. Peukert, Die Weimarer Republik. Krisenjahre der Klassischen Moderne, Frankfurt a. M. 1987, S. 44.

134 Norbert Elias, Die Zersetzung des staatlichen Gewaltmonopols in der Weimarer Republik, in: Studien über die Deutschen. Machtkämpfe und Habitusentwicklung im 19. und 20. Jahrhundert, 4. Aufl., Frankfurt a. M. 1990, S. 282–294, hier S. 284.

135 Dirk Schumann, Gewalt als Grenzüberschreitung. Überlegungen zur Sozialgeschichte der Gewalt im 19. und 20. Jahrhundert, in: *Archiv für Sozialgeschichte*, Jg. 37 (1998), S. 366–386, hier S. 373.

136 Benjamin, Zur Kritik der Gewalt und andere Aufsätze (Anm. 98), S. 57; zu Walter Benjamins Sorel-Rezeption vgl. Chryssoula Kambas, Walter Benjamin liest Georges Sorel: „Reflexions sur la violence", in: Aber ein Sturm weht vom Paradiese her. Texte zu Walter Benjamin. Hrsg. von Michael Opitz und Erdmut Wizisla, Leipzig 1992, S. 250–269; vgl. auch Jacques Derrida, Gesetzeskraft. Der „mystische Grund der Autorität", Frankfurt a. M. 1999, S. 100 ff.

137 Benjamin, Zur Kritik der Gewalt und andere Aufsätze (Anm. 98), S. 60.

mit ihr verknüpften, eher diffusen Hoffnungen auf „soziale Befreiung" wie auch über den Aufmarsch der Gegenrevolution in Gestalt der Sicherheitskräfte.[138]

Entgegen der ungebrochen kampfentschlossenen kommunistischen Propaganda blieb die „Märzaktion" jedoch das letzte Gewaltereignis, bei dem größere Gruppen von Bewaffneten den staatlichen Sicherheitskräften gegenüberstanden und regelrechte Gefechte austrugen. Die Preisung der „Moralität der Gewalt" ließ indes auch in den folgenden Jahren nicht nach, fand ihre Institutionalisierung etwa im Roten Frontkämpferbund ab 1924.[139] Dennoch galt sie fortan weniger der Eroberung der politischen Macht als wirklichen und imaginierten politischen Gegnern.[140] Der Rekurs auf den „Mythos der Gewalt" verdeckte dabei jedoch vielmehr die Spannung zwischen dem im Grunde gesellschaftlich erzeugten Drang nach Gewaltsamkeit und den Zielen der Partei als daß er der Herstellung eines handlungsfähigen Kollektivs – des „Proletariats" – diente.

Carl Schmitt, der am Sorelschen Mythos die „Fähigkeit zum Handeln und zum Heroismus" rühmte, sollte – mit Blick auf die Entwicklung nach 1933 – recht behalten, als er 1923, unter dem Eindruck der faschistischen Machtübernahme in Italien, davon ausging, daß „die Energie des Nationalen größer ist als die des Klassenkampfmythus".[141] Trotz Mussolinis Preisung von Sorel als Wegbereiter des Faschismus wurde auch in den folgenden Jahren versucht, Sorel allein für die Sache des Sozialismus zu reklamieren.[142] Die „Undurchdringlichkeit" (Michel Prat) seines Werkes verhinderte jedoch solcherart Versuche und machte seine Mythenlehre, die ursprünglich der Revitalisierung des Marxismus jenseits von Parteienpolitik und Parlamentarismus gegolten hatte, zu

138 In der Tat rekrutierten sich die Schupoeinheiten, die im Verlauf der „Märzaktion" zum Einsatz kamen, auch aus antirepublikanisch gesinnten Freikorps. So wurde der Panzerzug, der beim Gefecht in Sangerhausen am 26. 3. 1921 zum Einsatz kam, vom damaligen Freikorpsführer Oskar Dirlewanger befehligt, der im Zweiten Weltkrieg als Kommandeur der „Brigade Dirlewanger" zu zweifelhaftem Ruhm gelangen sollte; vgl. dazu Christian Ingrao, Les chasseurs noirs. La brigade Dirlewanger, Perrin 2006, S. 71 f.

139 Zum Roten Frontkämpferbund vgl. Kurt G. P. Schuster, Der Rote Frontkämpferbund 1924–1929. Beiträge zur Geschichte und Organisationsstruktur eines politischen Kampfbundes, Düsseldorf 1975; Kurt Finker, Geschichte des Roten Frontkämpferbundes, Berlin 1981.

140 Vgl. dazu: Schumann, Politische Gewalt in der Weimarer Republik 1918–1933, (Anm. 21).

141 Carl Schmitt, Die geistesgeschichtliche Lage des heutigen Parlamentarismus, 2. Aufl., München und Leipzig 1926 [Erstausgabe 1923), S. 88 f.; die „Märzaktion" kam jedoch im „Arbeiter-und-Bauern-Staat" der DDR zu späten, mythischen Weihen: die „Kampfgruppen der Arbeiterklasse", eine paramilitärische Miliz der SED, deren Aufgabe nominell in der Pflege und Fortführung der revolutionären Traditionen der deutschen Arbeiterklasse bestand, begriffen sich explizit als Nachfolger der „Märzkämpfer" und huldigten deren Kampf alljährlich in Manövern und Aufmärschen; vgl. dazu: Tilmann Siebeneichner, Proletarian Myth and Political Mobilization. The "Kampfgruppen der Arbeiterklasse" (Working-Class Combat Groups) in the GDR 1953–1989/90, erscheint voraussichtlich im Frühjahr 2008 in: *Social Evolution and History.*

142 Vgl. dazu Ernst H. Posse, Georges Sorel (1847–1922), in: *Zeitschrift für Politik,* Jg. 18 (1929), S. 742 bis 761; ders., Bemerkungen zur Einführung in Georges Sorels Werk: Über die Gewalt, in: *Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik,* Jg. 131 (1929), S. 841–860; ders., Sorels „Faschismus" und sein Sozialismus, in: *Archiv für die Geschichte des Sozialismus und der Arbeiterbewegung,* Jg. 15 (1930), S. 161–193; ders., Der antidemokratische Denker und der moderne Sozialismus, in: Georges Sorel, Die Auflösung des Marxismus, Jena 1930, S. 1–19.

einer lagerübergreifenden „Eschatologie für die Entwurzelten der Moderne".[143] Neben faschistischen Wegbereitern und Wegelagerern[144] waren es auch und vor allem unorthodoxe Marxisten und politische Grenzgänger wie Walter Benjamin, Robert Michels, Karl Korsch oder auch Hendrik de Man, die sich von Sorel fasziniert zeigten.[145]

In einer apokalyptisch gesinnten politischen Kultur wie jener der Weimarer Republik kam Sorels ethische Deutung des Sozialismus einem Pulverfaß gleich. In diesem Sinne war der Verfasser der „Reflexions" ein „Trimmer" (Otto-Ernst Schüddekopf): Sein „irrationalistischer Sprung ins total Unbekannte"[146] wurde zum Vehikel eines Radikalismus der Tat, der „jede Revolution begrüßt und doch zu keiner mehr gepaßt" hätte, „weil er [...] die Gegensätze von rechts und links [...] bereits hinter sich gelassen hatte", wie Helmuth Plessner rückblickend feststellte.[147] Die Wirkungsmächtigkeit seines Gewaltmythos in der politischen Kultur der Weimarer Republik erklärt sich vielmehr aus dessen Funktion als lagerübergreifender „polemischer Richtungssinn des extremen Denkens".[148]

143 Hartmut Ruddies, Flottierende Versatzstücke und ideologische Austauscheffekte. Theologische Antworten auf die Ambivalenz der Moderne, in: Intellektuellendiskurse in der Weimarer Republik (Anm. 15), S. 19–37, hier S. 23.

144 Vgl. dazu Helmut Berding, Der politische Mythos in der Theorie Georges Sorels und in der Praxis des Faschismus, in: Politische Ideologien und nationalstaatliche Ordnung. Hrsg. von Kurt Kluxen und Wolfgang J. Mommsen, München 1968, S. 239–252.

145 Vgl. dazu: Gangl, Mythos der Gewalt und Gewalt des Mythos (Anm. 15).

146 Georg Lukacs, Die Zerstörung der Vernunft, Berlin 1954, S. 27.

147 Helmuth Plessner, Die Legende von den zwanziger Jahren, in: ders., Gesammelte Schriften, Bd. 6: Die verspätete Nation. Hrsg. von Günter Dux, Frankfurt a. M. 1982, S. 261–280, hier S. 264.

148 Norbert Bolz, Auszug aus der entzauberten Welt. Philosophischer Extremismus zwischen den Weltkriegen, München 1989, S. 86.

„... ein deutsch-malaiischer Mischling"

Eine Denunziation im nationalsozialistischen Hamburg

Von Lars Amenda, Hamburg

Daß die deutsche Bevölkerung während der NS-Herrschaft erheblich zur Durchsetzung der staatlichen Rassenpolitik und Verfolgung beigetragen hat, ist mittlerweile durch zahlreiche Studien belegt worden.[1] Daß dies nicht nur aus einer rassistischen Motivation erfolgte, sondern gerade auch private Belange von großer Bedeutung waren, hat die historische Denunziationsforschung deutlich aufzeigen können.[2] Am Beispiel einer Denunziation sollen die Schnittstelle von NS-Rassenpolitik und „Volksgemeinschaft", das private und staatliche Zusammenwirken in der Verfolgung und die Handlungsspielräume der Bevölkerung gezeigt und bewertet werden. Die überlieferten Dokumente dieses Einzelfalls basieren vor allem auf Aufzeichnungen der Hamburger Gestapo, die sich im Besitz der Staatsanwaltschaft beim Landgericht Hamburg befanden – und die als Quelle aufgrund dieser Einseitigkeit recht problematisch sind.[3] Diese Schriftstücke ermöglichen jedoch einen anschaulichen Einblick in den nationalsozialistischen und alltäglichen Rassismus in einer deutschen Großstadt während der Kriegszeit. Trotz der schwierigen Quellenlage ist es meines Erachtens zudem möglich, den „Eigen-Sinn"[4] eines historischen Akteurs zu rekonstruieren – gleichzeitig wird die gesellschaftliche Wirkung der historischen Kategorien „Rasse", Klasse und Geschlecht gegenüber einem als Außenseiter Stigmatisierten während der Weimarer Republik und des „Dritten Reiches" deutlich.[5]

Die Geschichte einer Denunziation im nationalsozialistischen Hamburg

Am 30. März 1942 erschien „unaufgefordert" ein Ehepaar Rieck bei der Hamburger Gestapo und zeigte den Maschinenkonstrukteur Franz Müller wegen staatsfeindlicher

1 Siehe beispielsweise Robert Gellately, Hingeschaut und weggesehen. Hitler und sein Volk, Stuttgart 2002; ders., Die Gestapo und die deutsche Gesellschaft. Die Durchsetzung der Rassenpolitik 1933–1945, Paderborn u. a. 1993; Michael Wildt, Volksgemeinschaft als Selbstermächtigung. Gewalt gegen Juden in der deutschen Provinz 1919 bis 1939, Hamburg 2007.

2 Gisela Diewald-Kerkmann, Politische Denunziation im NS-Regime oder Die kleine Macht der „Volksgenossen", Bonn 1995, S. 7, 9, charakterisiert Denunziationen während der NS-Zeit als „Massenphänomen" und konstatiert eine „Anzeige- und Verfolgungsfreudigkeit".

3 Staatsarchiv Hamburg [künftig zitiert: StAHH], Staatsanwaltschaft bei dem Landgericht Hamburg – Strafsachen (213-11), 5948/42.

4 Vgl. Alf Lüdtke, Eigen-Sinn. Fabrikalltag, Arbeitererfahrungen und Politik vom Kaiserreich bis in den Faschismus, Hamburg 1993.

5 Eine theoretische Diskussion dieses Zusammenhangs findet sich bei Etienne Balibar und Immanuel Wallerstein, Rasse – Klasse – Nation. Ambivalente Identitäten, Berlin 1990.

Äußerungen an.[6] Dieser habe sich abfällig über Adolf Hitler geäußert, glaube nicht an einen deutschen Sieg, habe vom angeblichen Tod Himmlers berichtet, ihrer Tochter von einem Eintritt in die NSDAP abgeraten und geäußert, daß nach Kriegsende Rieck und sein Sohn (ein SS-Mann) in ein Konzentrationslager kämen, was sie wohl nicht überleben würden. Paul Rieck sagte laut Protokoll zudem aus: „*Müller* ist staatenlos und hat sich in den Kopf gesetzt, meine Tochter zu heiraten."[7] Damit sprach er seine wirkliche Motivation für die Denunziation bereits aus, gab aber offiziell als Grund an: „Da mir bekannt ist, daß Müller früher mit dem Kommunismus sympathisiert hat und ich aus seinen Äußerungen entnommen habe, daß er auch heute noch eine staatsgegnerische Einstellung besitzt, gebe ich diesen Vorfall der Staatspolizei zur Kenntnis." Auch Frau Rieck wollte etwas zu den vermeintlichen Verwerfungen Franz Müllers beitragen und erzählte dem Gestapobeamten vom Referat II A 1, Kriminaloberassistent Rudolf Wiese,[8] daß jener von „der schlechten Stimmung der Arbeiter im Ottenseneer Eisenwerk" in Hamburg-Altona berichtet habe, wo er als Maschinenkonstrukteur arbeite. Sie habe ihn daraufhin direkt gefragt, ob denn die Gestapo dagegen nicht einschreite, worauf Müller erwidert habe: „Die Staatspolizei wagt sich da gar nicht hin." Die Eheleute mußten sich bewußt sein, daß die von ihnen gegenüber der Gestapo erhobenen Anschuldigungen sehr schwer wogen, und es macht den Eindruck, als ob sie die Gestapo anstacheln wollten, möglichst scharf gegen Müller vorzugehen.

Die Hamburger Gestapo leitete sofort Untersuchungen ein und bestellte für den nächsten Tag die Tochter des Ehepaares zur Vernehmung. Monika Rieck (geb. 1918) sagte vorsichtig und offenbar unter erheblichen Druck aus, daß Franz Müller „nicht mit allen Maßnahmen" des NS-Staates einverstanden sei.[9] Als Erklärung dafür gab sie an, daß er „vom heutigen Deutschland nicht anerkannt wird", was an seiner Herkunft läge: „Hierzu möchte ich bemerken, daß Müller ein deutsch-malaiischer Mischling

6 StAHH, 213-11, 5948/42, Bl. 1, Vermerk der Geheimen Staatspolizei, Staatspolizeistelle Hamburg, II A 1 – 1781/42, Kriminaloberassistent Wiese, 30. 3. 1942 (dort auch die folgenden Zitate). Zur Hamburger Gestapo siehe Ludwig Eiber, Unter Führung des NSDAP-Gauleiters. Die Hamburger Staatspolizei (1933–1937), in: Die Gestapo. Mythos und Realität. Hrsg. von Gerhard Paul und Klaus-Michael Mallmann. Mit einem Vorwort von Peter Steinbach, Darmstadt 1995 [künftig zitiert: Die Gestapo], S. 101 bis 117; Helmut Fangmann, Udo Reifner und Norbert Steinborn, „Parteisoldaten". Die Hamburger Polizei im „3. Reich", Hamburg 1987, bes. S. 51–61; Michael Wildt, Der Hamburger Gestapochef Bruno Streckenbach. Eine nationalsozialistische Karriere, in: Hamburg in der NS-Zeit. Ergebnisse neuerer Forschungen. Hrsg. von Frank Bajohr und Joachim Szodrzynski, Hamburg 1995, S. 93–123.

7 StAHH, 213-11, 5948/42, Bl. 1, Vermerk der Gestapo Hamburg, II A 1 (Wiese), 30. 3. 1942. Dort auch die folgenden Zitate.

8 Rudolf Wiese war ab dem 1. 4. 1939 als Kriminalassistent bei der Gestapo Hamburg tätig und hatte zuvor seit 1929 in der Hamburger Ordnungspolizei Dienst getan. Seit dem 1. 7. 1937 NSDAP-Mitglied, war er in verschiedenen Gestaporeferaten tätig, seit Juli 1941 war er Mitarbeiter von II A 1 und somit für die Bekämpfung von Kommunistinnen und Kommunisten zuständig. Zum 1. 7. 1943 wurde er zum Kriminalsekretär befördert, erhielt den Rang eines SS-Sturmführers und wurde im September 1943 zur neu geschaffenen Stapoleitstelle Kopenhagen versetzt. Vgl. dazu Gertrud Meyer, Nacht über Hamburg. Berichte und Dokumente [Ergänzungsband zu: Ursel Hochmuth und Gertrud Meyer, Streiflichter aus dem Hamburger Widerstand 1933–1945], Frankfurt a. M. 1971, S. 132 f.

9 StAHH, 213-11, 5948/42, Bl. 1–2, hier Bl. 1, Vernehmungsprotokoll der Gestapo Hamburg (Wiese), 31. 3. 1942. Dort auch die folgenden Zitate.

ist." Im weiteren Verlauf des Verhörs erwähnte Monika Rieck, wohl unter Druck, auch einige NS-kritische Äußerungen Franz Müllers. So habe dieser ihr erzählt, daß Hitler 1933 „sein Programm" Großindustriellen zur Genehmigung vorgelegt habe und daß der „Führer" verschwinden müsse, weil er in seinem „Größenwahn" zu weit gegangen sei. Ihr Freund sei zudem früher ein Mitglied der KPD gewesen und habe sich eine Zeitlang in der Sowjetunion aufgehalten.

Die Gestapo ermittelte daraufhin, daß Franz Müller während der 1920er Jahre aktives Mitglied der KPD und des Roten Frontkämpferbundes (RFB) in Berlin gewesen sei, mehrmals wegen politischer Betätigung verurteilt worden sei und „noch im Mai 1933" mit ehemaligen Kommunisten in Verbindung gestanden habe.[10] Zu seinem Status als Staatenloser hieß es: „Der Einbürgerung von Müller stehen die Vorstrafen und der fremde Rasseeinschlag entgegen. Von der Staatspolizeileitstelle Hamburg sind noch im Jahre 1937 gegen seine Einbürgerung politische Bedenken erhoben worden."[11] Für die Gestapo war neben den politischen Äußerungen insbesondere der Umstand von Belang, daß der Beschuldigte als „Fremdrassiger" Kontakte zu einer jungen deutschen Frau hatte, was als eklatanter Verstoß gegen die Richtlinien der NS-Rassenpolitik gewertet wurde.[12] Nach den ersten Ermittlungen verhafteten ihn Gestapobeamte am 10. April 1942 „wegen des Verdachts der Verbreitung von staatsfeindlichen Äußerungen" an seinem Arbeitsplatz in der Ottensener Eisenwerk AG.[13] In den darauffolgenden Tagen verhörten Gestapobeamte den Verhafteten in der Staatspolizeistelle im Stadthaus in der Hamburger Innenstadt. Was während der Verhöre geschah, läßt sich anhand der Protokolle nicht zweifelsfrei feststellen, da Mißhandlungen und Folter selbstverständlich nicht aktenkundig wurden.[14] Es ist jedoch auffällig, daß an mehreren Vernehmungstagen das Protokoll sehr knapp bemessen ist und daß Müller mehrfach zusätzliche Details seines politischen Werdegangs in der KPD und

10 Ebd., Bl. 2, Vermerk der Gestapo Hamburg, II A 1 (Wiese), 1. 4. 1942.

11 Ebd.

12 Zur antijüdischen und „rassischen" Gesetzgebung im Nationalsozialismus siehe Cornelia Essner, Die „Nürnberger Gesetze" oder Die Verwaltung des Rassenwahns 1933–1945, Paderborn u. a. 2002; Alexandra Przyrembel, „Rassenschande". Reinheitsmythos und Vernichtungslegitimation im Nationalsozialismus, Göttingen 2003; zu Hamburg siehe auch die ältere Studie von Hans Robinsohn, Justiz als politische Verfolgung. Die Rechtsprechung in „Rassenschandefällen" beim Landgericht Hamburg 1936–1943, Stuttgart 1977.

13 StAHH, 213-11, 5948/42, Bl. 2, Vermerk der Gestapo Hamburg, II A 1 (Wiese), 1. 4. 1942. Die 1880 gegründete Ottensener Eisenwerk AG war auf die Herstellung von Dampfkesseln für Schiffe spezialisiert und belieferte insbesondere die Hamburger Werfen. Während der 1930er Jahre stellte das recht große Werk auch Zentralheizungsanlagen für Arbeitslager und Flugzeughallen her. Zum Ottensener Eisenwerk siehe Ausstellungsgruppe Ottensen / Altonaer Museum, Ottensen. Zur Geschichte eines Stadtteils, o. O. u. J., S. 112, 126; eine Reihe von Fotografien und Unterlagen über das Werk befindet sich im Stadtteilarchiv Ottensen in Hamburg.

14 „Die Vernehmungsprotokolle geben [...] in erster Linie das jeweilige Verfolgungsinteresse der Gestapo wieder. Alle Äußerungen, in denen sich der Beschuldigte selbst belastete, stehen deshalb unter dem Verdacht, dem Vernommenen durch mehr oder minder deutliche Drohungen oder Mißhandlungen abgepreßt worden zu sein." Bernward Dörner, Gestapo und „Heimtücke". Zur Praxis der Geheimen Staatspolizei bei der Verfolgung von Verstößen gegen das „Heimtücke-Gesetz", in: Die Gestapo, S. 325–342, hier S. 335. Zu Verhören der Gestapo siehe auch Isabell Richter, Entwürfe des Widerstehens. Männer und Frauen aus dem linken Widerstand in Verhören der Gestapo (1934 bis

der Roten Hilfe zugab – ein Indiz dafür, daß die Gestapobeamten zumindest erheblichen Druck auf den Beschuldigten ausübten. Es ist aber angesichts der politischen Vergangenheit und – in den Augen der Gestapo – der „rassischen" Differenz von Franz Müller wahrscheinlich, daß die vernehmenden Gestapobeamten ihn gefoltert und mißhandelt haben. Auch die überlieferte Brutalität des verantwortlichen Beamten Wiese spricht für diese Vermutung.[15]

Zwischen kolonialem Niederländisch-Indien, demokratischem und nationalsozialistischem Deutschland

Aus den Vernehmungsprotokollen der Gestapo lassen sich auch die Eckdaten einer ungewöhnlichen Biographie erschließen. Franz Müller wurde 1905 als unehelicher Sohn eines Deutschen, der in den Diensten der holländischen Kolonialarmee stand, und einer Malaiin in Banjoe Biroe auf Java im damaligen Niederländisch-Indien geboren.[16] Sein Vater habe ihn ungeachtet der fremden Umgebung „deutschnational" erzogen. 1921 verstarben seine Eltern nur kurze Zeit hintereinander auf Borneo, woraufhin ein Freund seines Vaters ihn mit nach Berlin nahm. Die folgenden Jahre lebte er dort bei einem Onkel. Zwischen 1922 bis 1924 erlernte er den Beruf des Maschinenbauers, arbeitete anschließend bei einer Firma, bildete sich nebenbei fort und qualifizierte sich zum Elektromaschinenbaukonstrukteur. Weil sein Vater seine Geburt beim zuständigen deutschen Konsulat in Batavia seinerzeit nicht gemeldet hatte, wurde er automatisch niederländischer Staatsbürger. Ohne sein Wissen endete die niederländische Staatsangehörigkeit jedoch mit dem Erreichen seiner Volljährigkeit 1926 – er wurde staatenlos.

Nach der Mitgliedschaft in nationalistischen Jugendorganisationen wie dem Bismarck- und Wikingbund trat er 1927 der KPD und dem RFB bei. Er beteiligte sich aktiv an den politischen Auseinandersetzungen Ende der 1920er Jahre und wurde beispielsweise 1929 wegen der Teilnahme an einer nicht genehmigten Demonstration der KPD zu drei Wochen Gefängnis verurteilt. 1931 wurde er arbeitslos und ging in die Sowjetunion, kehrte aber bereits nach acht Wochen nach Berlin zurück, weil ihm die dortigen Arbeits- und Lebensverhältnisse nicht gefallen hätten. Nach seiner Rückkehr wurde er im September/Oktober 1931 wegen „Antisowjetpropaganda" aus der KPD ausgeschlossen und habe sich daraufhin an politischen Kämpfen nicht mehr beteiligt.

Von April bis Mai 1933 war er wegen seiner Mitgliedschaft in der KPD in Berlin in „Schutzhaft" und wurde anschließend aus Preußen ausgewiesen, woraufhin er zu Verwandten nach Hamburg zog. Weil er wenig später auch aus der Hansestadt

1939), in: *WerkstattGeschichte*, Jg. 26 (2000), S. 47–70; Klaus-Michael Mallmann und Gerhard Paul, Allwissend, allmächtig, allgegenwärtig? Gestapo, Gesellschaft und Widerstand, in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft*, Jg. 41 (1993), S. 984–999, hier S. 996.

15 Vgl. Meyer, Nacht über Hamburg (Anm. 8), S. 132 f.

16 Zum Folgenden siehe StAHH, 213-11, 5948/42, Bl. 3–6, Vernehmungsprotokolle der Gestapo Hamburg, II A 1 (Wiese), 11.–15. 4. 1942.

ausgewiesen werden sollte, habe er sich über die NSDAP/AO um eine Rückkehr nach Niederländisch-Indien bemüht, was aber an Geldmangel gescheitert sei. 1934 erteilte ihm die Hamburger Polizeibehörde wegen der Undurchführbarkeit seiner Ausweisung eine Aufenthaltsgenehmigung. Im darauf folgenden Jahr trat er eine Stellung bei der Ottensener Eisenwerk AG in Altona an und arbeitete die nächsten Jahre als Maschinenkonstrukteur. Die Gestapo konnte für die Zeit seit 1933 keine politische Betätigung des Verhafteten nachweisen; möglicherweise hat sich Franz Müller nach seinem Ausschluß aus der KPD lediglich von politischen Organisationen ferngehalten und im Kreis von Freunden seine politische Ansichten diskutiert, wie es auch die oben zitierte Aussage der Gestapo über seine Kontakte zu ehemaligen KPD-Mitgliedern im Laufe des Jahres 1933 andeutet.

Ein Beispiel für Rassismus „von unten" während der NS-Herrschaft

Im Januar 1941 lernte Franz Müller in der Straßenbahn eine junge Frau kennen. Weil beide den gleichen Weg zur Arbeit hatten, trafen sie sich regelmäßig. Aus dieser Freundschaft zu Monika Rieck entwickelte sich eine Liebesbeziehung. Franz Müller besuchte in den folgenden Monaten regelmäßig die Wohnung seiner Freundin und half ihr beispielsweise wiederholt bei ihren Schulaufgaben. Die Eltern lehnten die Beziehung zwischen Franz Müller und ihrer Tochter ihren eigenen Aussagen zufolge strikt ab. Frau Rieck sagt dazu aus: „Mein Mann hat den Beschuldigten einmal in unserem Hause gesehen. Dabei sagte mir mein Mann, er könne unser Kind gar nicht verstehen, wie sie den Beschuldigten mit dem negroiden Einschlag gern haben könnte. Der Beschuldigte erklärte mir gegenüber, Monika weiß durchaus die Grenzen zu wahren, ich liebe sie. Ob es tatsächlich zu geschlechtlichen Beziehungen zwischen meiner Tochter und dem Beschuldigten gekommen ist, weiß ich nicht, nehme es auch nicht an."[17] Dieses Zitat belegt, daß Rassismus die eigentliche Antriebsfeder für die Denunziation bei der Gestapo war. Erkennbar ist auch, daß die Mutter ihre Tochter in Schutz nehmen möchte, da sie den Beamten insinuierte, es habe keine sexuellen Kontakte zwischen dem Paar gegeben. Die protokollierten Aussagen der Eltern zeugen folglich von einer genauen Kenntnis der nationalsozialistischen Normen und einer privat motivierten Instrumentalisierung der rassenpolitischen Prinzipien.

Frau Rieck legte Müller nahe, das Liebesverhältnis unverzüglich zu beenden, was das Paar aber nicht befolgte. Auch nachdem Monika Rieck in Bad Harzburg eine Ausbildung zur Arzthelferin angefangen hatte, blieb das Paar in brieflichem Kontakt und war nicht bereit, die Beziehung zu beenden. Ende März 1942 – Monika Rieck hielt sich gerade besuchsweise in Hamburg in der Wohnung Franz Müllers auf – kam es schließlich zum Eklat. Die Eheleute Rieck besuchten das Paar dort unangemeldet und forderten unmißverständlich, daß sich ihre Tochter und deren Freund unverzüglich

17 StAHH, 213-11, 5948/42, Bl. 15, Urteil des Hanseatischen Sondergerichts (Landgerichtsrat Ebers), 29. 4. 1942.

trennen sollten. In der Vernehmung der Gestapo schilderte Franz Müller diese Auseinandersetzung folgendermaßen: Herr Rieck sei in den Hausflur gestürmt und habe im Befehlston gesagt: „Jetzt wird Schluß gemacht."[18] Auch die Ehefrau wollte ihre Abneigung gegenüber der Beziehung ihrer Tochter noch einmal deutlich zum Ausdruck bringen. „Frau *Rieck*, die sich in einer sehr erregten Stimmung befand, sagte zu ihrer Tochter: ‚Du gehörst ins KZ.' Hierauf erwiderte ich: ‚Wenn Sie durchaus jemand ins KZ haben wollen, dann nehmen Sie mich.' Frau *Rieck* antwortete darauf: ‚Desto besser.' In ihrer Erregung ließ sie sich dann noch zu Beleidigungen gegen mich hinreißen." In der Aussage des Beschuldigten wird die Wut der Eltern auf ihre Tochter sehr deutlich, was jene gegenüber der Gestapo aus strategischen Gründen verheimlichten.

Vermutlich haben die Eheleute Rieck ihrer Tochter und deren Freund auch direkt mit Konsequenzen gedroht, falls sie sich nicht trennen sollten. Für Franz Müller war es jedenfalls klar, daß Monikas Eltern ihn angezeigt haben mußten. Die offensichtlich private Motivation für die Anzeige war auch ein wesentlicher Bestandteil seiner Verteidigungsstrategie gegenüber der Gestapo. So wies er den vernehmenden Gestapobeamten darauf hin, daß der Zeitpunkt der Anzeige doch ungewöhnlich sei: „Wenn ich ein derart staatsfeindliches Verhalten offenbart haben soll, wie die Eheleute *Rieck* in ihrer Anzeige zum Ausdruck gebracht haben, hätten sie meines Erachtens schon im Jahre 1941 mich der Staatspolizei melden müssen."[19] Damit spielte er direkt darauf an, daß es den Eltern gar nicht um die inkriminierten Aussagen gehe, sondern sie die Denunziation vielmehr als Lösung eines privaten Problems ansahen. Sie hätten seiner Meinung nach auch vom Gang zur Gestapo abgesehen, wenn er sich von Monika getrennt hätte, was ihm jedoch aus „Liebesgründen" nicht möglich gewesen sei. Die Gespräche seien im engsten Kreis und bei gegenseitig versicherter Vertraulichkeit gefallen, einige Äußerungen seien zudem entstellt und übertrieben wiedergegeben. Zu seiner weiteren Verteidigung gab Franz Müller an, er sei seit 1935 Mitglied der „Sportgemeinschaft der Ordnungspolizei Hamburg" und leite seit Herbst 1939 die dortige Judoabteilung. Des weiteren sei er „Bannfach- und Lehrwart für Judo" beim Hamburger HJ-Bann 424. Auch Nachforschungen bei seinem Arbeitgeber, dem Ottensener Eisenwerk, ergaben keine Hinweise darauf, daß Müller dort das NS-Regime kritisiert hatte; mehrere Kollegen erwähnten lediglich seine „japanfeindliche Haltung", von der er nicht abzubringen gewesen sei, die er aber nach mehreren Ermahnungen nicht weiter öffentlich geäußert habe.[20]

Ebenso wie bereits seine Freundin verwies auch Franz Müller im Verlauf des Verhörs auf Benachteiligungen seiner Person aus „rassischen" Gründen. Er habe wiederholt deutlich zu spüren bekommen, daß er im „Dritten Reich" als nicht gleichberechtigt und vollwertig gelte. Vor allem die Ablehnung der Einbürgerung habe ihm deutlich zu

18 Ebd., Bl. 7, Vernehmungsprotokoll der Gestapo Hamburg, II A 1 (Wiese), 16.4.1942. Dort auch die folgenden Zitate.

19 Ebd.

20 Ebd., Bl. 11, Schlußbericht der Gestapo Hamburg, II A 1 (Wiese), 19.4.1942. Japan verfolgte seit 1931 in Südostasien eine offene Politik der militärischen Aggression und erlangte damit die Anerkennung vieler Nationalsozialisten.

verstehen gegeben, er sei nicht willkommen im nationalsozialistischen Deutschland. Gegenüber dem Gestapobeamten sagte er aus, daß er unter diesem rassenpolitischen Ausschluß persönlich gelitten habe: „Ich gebe zu, daß ich manchmal unter schweren Unmutsanwandlungen zu leiden habe, weil man meine wiederholten Anträge um Aufnahme in den deutschen Staatsverband und Erteilung einer Eheerlaubnis infolge meines fremdrassischen Einschlags stets abschlägig beschieden hat."[21] Damit reproduzierte Müller für die Gestapo, möglicherweise beabsichtigt, ein wichtiges Theorem der nationalsozialistischen Rassenpolitik, wonach „Mischlinge" durch charakterliche „Zerrissenheit" gekennzeichnet seien.[22] Eine genaue Lektüre des Protokolls der Gestapo offenbart, daß der Verhaftete versteckte Kritik an der NS-Rassenpolitik äußerte, diese aber persönlich verklausulierte. Zu diesem Zweck bediente er sich einiger Floskeln, die während des „Dritten Reiches" inflationär verbreitet waren und die ihm für seine Verteidigung nützlich erschienen: „Es ist auch heute noch mein sehnlichster Wunsch, durch den Erwerb der deutschen Staatsangehörigkeit, ein vollwertiges Mitglied in der deutschen Volksgemeinschaft zu werden."

Zur Verteidigungsstrategie von Franz Müller gehörte es auch, daß er laut Protokoll die ihm vorgeworfenen Aussagen gegenüber der Gestapo bereute. Er betonte dabei ausdrücklich, daß er sich diese nicht selber ausgedacht, sondern lediglich aufgriffen habe: „Meine Äußerungen habe ich nicht aus staatsfeindlichen Trieben oder propagandistischen Gründen gemacht. Sie gründeten sich teils nur auf Vermutungen, teils auf Gerüchte [sic!], die in der Bevölkerung in Umlauf waren. Ich bereue heute schwer, mich in einer so staatsabträglichen Weise ausgelassen zu haben." Aus der anfangs geradezu offensiven Verteidigungshaltung wurde nach einigen Tagen eine deutlich unterwürfige Haltung, was vermutlich auch an der Einschüchterung und den wahrscheinlichen Mißhandlungen durch Gestapobeamte lag.

Zwar war der Rassismus der Gestapobeamten offensichtlich und wird sich für Müller in der Verhörsituation auch gewiß als nachteilig erwiesen haben, dennoch wirkten sich die rassistischen Klischees über „Mischlinge" zu seinen Gunsten aus. So unterstrich der Schlußbericht der Gestapo, daß Müller aus „rassischen" Gründen nicht zur deutschen „Volksgemeinschaft" gehöre und gerade in der aktuellen Kriegszeit abseits von ihr stehe: „Infolge seiner rassischen Zerrissenheit und seiner Staatenlosigkeit ist Müller ein zwiespältiger Mensch, der den gegenwärtigen schicksalhaften Lebenskampf des deutschen Volkes nur als Außenstehender betrachtet und deshalb für die Schwere der Zeit nicht das erforderliche Verständnis aufzubringen vermag." Damit fand die Gestapo eine einfache „biologische" Erklärung für die Unzufriedenheit des „Mischlings" Franz Müller, was den politischen Gehalt und die Brisanz seiner Aussagen gleichzeitig deutlich reduzierte. Dieser Interpretation schloß sich auch das Hanseatische Sondergericht an, das zu diesem Punkt feststellte: „Seine gegenüber

21 Ebd., Bl. 10, Vernehmungsprotokoll der Gestapo Hamburg, II A 1 (Wiese), 20. 4. 1942.

22 Die NS-Literatur zu diesem Thema ist Legion, für ein exemplarisches Beispiel siehe Der Reichsführer-SS / SS-Hauptamt, Rassenpolitik, o. O. u. J. [1940–1942], S. 48: „Der Mischling, der ‚Mensch mit den zwei Seelen in einer Brust', besitzt nicht mehr das einheitliche Lebensgefühl des Reinrassigen; sein Wesen ist zwiespältig, gebrochen und voller Hemmungen."

Frau Rieck und der Zeugin Monika Rieck, also im engsten Kreise gemachten heimtückischen Äußerungen stellten sich deshalb nach der Überzeugung des Gerichts als Äußerungen eines politisch Unsicheren und als Mischling und Staatenloser innerlich nicht an die deutsche Volksgemeinschaft gebundenen Menschen dar."[23] Der politische Zickzackkurs zwischen deutschnationaler Erziehung, Mitgliedschaft in der KPD und Ausschluß aus der Partei wegen antisowjetischer Äußerungen schien für die Gestapobeamten und Richter beim Sondergericht diese Annahme zu bestätigen.

Das Hanseatische Sondergericht verurteilte Franz Müller Ende August 1942 wegen „Heimtücke" zu vier Monaten Gefängnis, die mit der Zeit in der Untersuchungshaft als verbüßt galten.[24] Damit verhängte das Gericht ein vergleichsweise „mildes" Urteil, was wohl an der offensichtlich privaten Motivation der Anzeige und an dem sehr begrenzten Wirkungskreis der Äußerungen Müllers lag. Die Richter des Hanseatischen Sondergerichts verpaßten es aber nicht, bei dieser Gelegenheit die Grundsätze der NS-Rassenpolitik zu bejahen und den Verurteilten als „Störenfried" zu brandmarken. Sein Verhalten sei um so verwerflicher, da er als Staatenloser nur Gastrecht genieße und sich dementsprechend zu benehmen habe. Weil er aber Kontakte zu deutschen Frauen und zuvor bereits ein uneheliches Kind mit einer anderen Frau gezeugt hatte, habe der Beschuldigte eklatant gegen die rassenpolitischen Richtlinien verstoßen. In den Worten des Oberstaatsanwalts klang der Vorwurf folgendermaßen: „Eine Bekanntschaft mit einem deutschen Mädchen führte zu der Geburt eines rassisch unerwünschten Kindes. Sein Verhalten gegenüber der Zeugin Monika Rieck und die in seinen politischen Gesprächen gemachten Äußerungen, die auf eine ausgeprägte staatsfeindliche Gesinnung schließen lassen, zeigen, daß der Beschuldigte nicht gewillt ist, sich den Grundsätzen des nationalsozialistischen Staates einzuordnen."[25]

Die Denunziation der Eheleute fand vor dem Hintergrund statt, daß insbesondere in der Kriegszeit Kontakte von deutschen Frauen und Mädchen zu ausländischen Männern eine besondere Aufmerksamkeit widerfuhren. Die geheimen Stimmungsberichte des Sicherheitsdienstes der SS berichteten seit 1939 regelmäßig über solche Beziehungen, die angeblich die deutsche Bevölkerung in den Großstädten provozierten.[26] Die Berichterstatter des SD erklärten dieses Phänomen damit, daß neben der kriegsbedingten Abwesenheit vieler deutscher Männer diese deutschen Frauen eine

23 StAHH, 213-11, 5948/42, Bl. 43, Urteil des Hanseatischen Sondergerichts, Kammer 3 (Oberlandesgerichtsrat Haack als Vorsitzender, Oberlandesgerichtsrat Tiede und Oberlandesgerichtsrat Ebers als beisitzende Richter), 31. 8. 1942.

24 Zum juristischen Konstrukt der „Heimtücke" während der NS-Zeit siehe Bernward Dörner, „Heimtücke". Das Gesetz als Waffe. Kontrolle, Abschreckung und Verfolgung in Deutschland 1933–1945, Paderborn u. a. 1998; ein „Heimtücke"-Urteil der Hamburger Justiz wird ausführlich dokumentiert und kommentiert in „Von Gewohnheitsverbrechern, Volksschädlingen und Asozialen …". Hamburger Strafurteile im Nationalsozialismus. Hrsg. von der Justizbehörde Hamburg, Hamburg 1995, S. 342–354.

25 StAHH, 213-11, 5948/42, Berichtsheft Müller, Bl. 1, Der Oberstaatsanwalt als Leiter der Anklagebehörde bei dem Sondergericht an den Reichminister der Justiz durch Generalstaatsanwalt, 24. 6. 1942 (Entwurf).

26 Meldungen aus dem Reich 1938–1945. Die geheimen Lageberichte des Sicherheitsdienstes der SS. 17 Bde. Hrsg. von Heinz Boberach, Herrsching 1984. Auch in der Rubrik „Völkische Lebensfragen. Das Rassenpolitische Amt gibt Auskunft" der populären rassistischen Zeitschrift „Neues Volk. Blätter des

Anziehung zu ausländischen Männern empfänden: „Neben den schon genannten Motiven taucht bei den Frauen und Mädchen oft auch eine gewisse Sucht zum *Fremdvölkischen* auf. Im Ausländer werde etwas Interessantes, etwas Neuartiges erblickt."[27] Daß Liebesbeziehungen zwischen Deutschen und Menschen ohne deutschen Paß möglich waren, war für Nationalsozialisten und viele andere deutsche Männer gesellschaftlich nicht vorstellbar.

Wegen des alltäglichen und nationalsozialistischen Rassismus war es für die Eheleute Rieck eine große Zumutung, daß gerade ihre Tochter einen „Fremdrassigen" zum Freund hatte. Neben der offensichtlichen charakterlichen Veranlagung des Hamburger Ehepaares zeigt dies auch, daß die stetige Propagierung der NS-Rassenpolitik, zumal während des Krieges, auf viele eine Wirkung hatte. Vielleicht stand hinter den Bemühungen der Eltern aber auch die Angst vor sozialer Degradierung, daß sie wegen der Beziehung ihrer Tochter auffallen und zum Gespräch werden könnten. Denn selbst in einer Großstadt wie Hamburg war die Zahl der Menschen mit einer anderen als einer „weißen" Hautfarbe während der NS-Herrschaft gering.[28] So sehr die nationalsozialistische „Volksgemeinschaft" auch von der Propaganda beschworen wurde, fungierte der Rassismus „von unten" in der deutschen Gesellschaft doch als ein gemeinsamer Nenner, wie es nicht nur der geschilderte Einzelfall zeigt. Auch die hier dokumentierte Denunziation verdeutlicht, wie entscheidend private Motive im „Dritten Reich" waren.[29] Im Fall von Franz Müller wollte der Vater seiner Freundin mit der Einschaltung der Gestapo die Beziehung beenden. Ob dies letztendlich gelang, ist nicht bekannt; ebenso war über das weitere Schicksal von Franz Müller nichts in Erfahrung zu bringen.

---

rassenpolitischen Amtes der N. S. D. A. P." waren beabsichtigte Eheschließungen zwischen deutschen Frauen und „fremdvölkischen" Männern wiederholt Thema und wurden brüsk abgelehnt. Im Jahr 1942 war dort beispielsweise zu lesen: „*Frage:* ‚Als deutsch-marokkanischer Mischling beabsichtige ich, ein deutsches Mädchen zu heiraten, das auf Grund des Gesetzes zur Verhütung erbkranken Nachwuchses unfruchtbar gemacht worden ist. Ist diese beabsichtigte Eheschließung für mich möglich?' *Antwort:* ‚Eine solche Eheschließung ist nicht möglich, da sie gegen die Grundsätze verstoßen würde, die zum Gesetz zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre geführt haben. Solche Ehen sind nicht bloß wegen der Nachkommenschaft für das deutsche Volk nicht erwünscht, sondern darüber hinaus muß aus Gründen der Ehre und aus erzieherischen Gründen das familiäre Zusammenleben mit Mischlingen auch dann verneint werden, wenn eine den Bestand des deutschen Volkes gefährdende Nachkommenschaft nicht zu erwarten ist.'" *Neues Volk*, Jg. 10 (1942), H. 2, S. 11.

27 Boberach, Meldungen aus dem Reich (Anm. 26), Bd. 14, S. 5340 (10. 6. 1943).

28 Vgl. den autobiographischen Bericht von Hans J. Massaquoi, „Neger, Neger, Schornsteinfeger!". Meine Kindheit in Deutschland. Mit einem Nachwort von Ralph Giordano, Bern, München und Wien 1999, der als junger schwarzer Deutscher im nationalsozialistischen Hamburg aufwuchs und die Ubiquität des Rassismus eindringlich beschreibt. Zur Geschichte und Verfolgung chinesischer Migranten siehe meine Studien: Fremde – Hafen – Stadt. Chinesische Migration und ihre Wahrnehmung in Hamburg 1897–1972, München und Hamburg 2006; „Chinesenaktion". Zur Rassenpolitik und Verfolgung im nationalsozialistischen Hamburg, in: *Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte*, Jg. 91 (2005), S. 103–132.

29 Zur privaten Instrumentalisierung der Denunziation während der NS-Herrschaft siehe Diewald-Kerkmann (Anm. 2), S. 136–149.

Fazit

Die hier untersuchte Denunziation und ihre Hintergründe veranschaulichen, wie sich der alltägliche und staatliche Rassismus während der NS-Zeit ergänzen konnten. Auch in anderen deutschen Großstädten waren „farbige" Menschen Opfer von Diskriminierungen und Ausgrenzung. Andererseits hatte die massiv propagierte „Volksgemeinschaft" deutliche Risse, wie es die Liebesbeziehung der jungen deutschen Frau zu einem „Mischling" verdeutlicht. Gerade die Kontakte von deutschen Mädchen und Frauen zu ausländischen Männern waren vor allem während des Zweiten Weltkrieges ein ständiges Thema der nationalsozialistischen Rassenpolitiker und ein steter Stein des Anstoßes. Dies wird auch den Eheleuten Rieck nicht entgangen sein. Der alltägliche Rassismus, die nationalsozialistische Rassenpolitik und die Kriegssituation führten dazu, daß Menschen, die aus politischen „rassischen" Gründen nicht zur „Volkgemeinschaft" gehören durften, eine leichte Beute der denunziationsbereiten deutschen Gesellschaft werden konnten. Neben Juden betraf dies wie beschrieben auch „Mischlinge", was die weite Verbreitung des Rassismus während der NS-Herrschaft unterstreicht.

Zwei unveröffentlichte Reden Rosa Luxemburgs vom Sommer 1913 zum Thema Massenstreik

Aus den Akten der politischen Polizei Berlin*

Von Ottokar Luban, Berlin

Es ist viel zu wenig bekannt, daß die sozialdemokratische Arbeiterbewegung in Deutschland während der Zeit des Kaiserreichs bis 1918 einer intensiven Beobachtung durch die politische Polizei ausgesetzt war. Mit Hilfe von Spitzeln wurde versucht, an interne Informationen über den innerparteilichen Meinungsbildungsprozeß zu kommen. Öffentliche SPD-Versammlungen wurden überwacht und eventuell vom anwesenden Polizeibeamten abgebrochen, wenn er die Äußerungen des Referenten oder der Diskussionsredner für ungesetzlich hielt. Der überwachende Polizist verfaßte ein ausführliches Protokoll, meist anhand seiner stenographischen Aufzeichnungen. Dies geht beispielsweise aus dem Polizeibericht mit einer Rede Rosa Luxemburgs am 14. November 1905 in Hamburg zum Thema Massenstreik hervor. Dieses Referat ist fast wortwörtlich in den Polizeiakten der Stadt Hamburg erhalten geblieben ist. Ulla Plener hat dieses Dokument zusammen mit Zeitungsberichten über diese Veranstaltung publiziert.[1]

Auch in den Akten der politischen Polizei in Berlin existieren genaue Berichte über eine Reihe von Veranstaltungen der SPD, nicht nur von öffentlichen Versammlungen, sondern sogar von parteiinternen Treffen, wie von einer Reihe von Sitzungen des zentralen Parteivorstandes und von inoffiziellen Zusammenkünften. Wie diese Informationen erlangt wurden, geht zu einem Teil aus einer Akte über „Spitzelsachen" hervor. Demnach sollen durch Angestellte im technischen Apparat des zentralen SPD-Parteibüros in der Lindenstraße in Berlin-Mitte parteiinterne Materialien an die politische Polizei weitergegeben worden sein.[2] In diesen Polizeidokumenten sind auch zwei bisher unveröffentlichte Reden Rosa Luxemburgs enthalten. Es handelt sich erstens um eine erweiterte Parteivorstandssitzung Anfang August 1913[3] und zweitens um eine vom Vorstand einberufene inoffizielle Konferenz am Rande des SPD-Parteitages in

* Referat auf der Konferenz der Internationalen Rosa-Luxemburg-Gesellschaft in Tokio, 1./2. April 2007.

1 Rosa Luxemburg, Die Russische Revolution 1905. Rede, nach einem Spitzelbericht. Hrsg. von Ulla Plener, in: *Utopie kreativ*, H. 171 (Januar 2005), S. 55–66.

2 Landesarchiv Berlin [künftig zitiert: LA Berlin], A Pr. Br. Rep. 030, Nr. 15944 (Akte betr. „das Verhalten der Sozialdemokratie gegenüber der Polizei, Spitzelsachen, 1889–1918"), hier vor allem Bl. 167.

3 LA Berlin, A Pr. Br. Rep. 030, Nr. 15908 (Akte betr. „den politischen Massenstreik und den sozial-d[emokratischen] Generalstreik", Bd. 1, 1910–1913), Bl. 237–248 Rs. (gesamtes Protokoll), Bl. 245–246 (Diskussionsbeitrag von Rosa Luxemburg). In dem Polizeibericht vom 7. August 1913 mit dem Protokoll wird kein Datum der Vorstandssitzung angegeben. Die Sitzung müßte vor dem 3. August stattgefunden haben, da Rosa Luxemburg vom 3. bis 8. August zu Besuch bei Clara Zetkin in Stuttgart weilte (Annelies Laschitza, Im Lebensrausch, trotz alledem. Eine Biographie, Berlin 1996, S. 423, S. 224).

Jena, wahrscheinlich am 19. oder 20. September 1913, mit ca. 100 Delegierten, darunter viele führende Partei- und Gewerkschaftsfunktionäre sowie ausländische Parteitagsgäste.[4] Auf beiden Parteiveranstaltungen wurde „Der Massenstreik" als zentrales Thema diskutiert, wobei neben anderen Genossen auch Rosa Luxemburg zu Wort kam, im Parteivorstand mit einer längeren Ansprache und in Jena mit einem ausführlichen Referat.[5]

Die Situation in der SPD im Sommer 1913

Rosa Luxemburg gehörte bereits seit dem Ausbruch der Revolution in Rußland im Jahre 1905 zu den aktivsten Befürwortern der Anwendung des Massenstreiks in Deutschland.[6] Nachdem sie im damals zum russischen Zarenreich gehörenden Warschau einige Monate selbst an der Aufstandsbewegung mitgewirkt hatte, begründete sie in ihrer Ende 1906 herausgegebenen Broschüre „Massenstreik, Partei und Gewerkschaften"[7] nochmals ausführlich die besondere Bedeutung dieses offensiven Mittels im proletarischen Klassenkampf.

Im Sommer 1913 wurde die Diskussion in der deutschen Sozialdemokratie um die Anwendung des Massenstreiks erneut entfacht. Nachdem die SPD im Sommer 1913 bei den Wahlen zum preußischen Landtag zwar einen erheblichen Stimmengewinn, aber wegen des undemokratischen Dreiklassenwahlrechts nur eine Steigerung von acht auf zehn Mandate erzielt hatte, sprach sich sogar der führende Vertreter des rechten Flügels, der Reichstagsabgeordnete Ludwig Frank aus Baden, für den Massenstreik zur Erkämpfung des gleichen Wahlrechts in Preußen aus. Der SPD-Parteivorstand und die Gewerkschaftsführung mußten befürchten, daß auf dem im September 1913 stattfindenden Parteitag in Jena radikale Beschlüsse zum Massenstreik verabschiedet werden könnten. Um ein Ventil für die in der Mitgliedschaft und bei vielen Funktionären vorhandene Unzufriedenheit über die Passivität der Parteiführung zu schaffen, bot der Parteivorstand in mehreren internen Veranstaltungen die Gelegenheit zur Aussprache.[8]

4 LA Berlin, A Pr. Br. Rep. 030, Nr. 15909 (Akte betr. „den politischen Massenstreik und den sozialdemokratischen] Generalstreik", Bd. 2, 1913), Bl. 190–206 (gesamtes Protokoll einschließlich Ankündigung des Berichtes durch den Polizeibeamten), Bl. 193–197 Rs. (Referat Rosa Luxemburgs).

5 In Rosa Luxemburgs Briefen ist nichts über diese Sitzungen zu finden. Das muß nichts besagen, weil nicht jede Parteiveranstaltung, an der sie teilgenommen hatte, von ihr erwähnt wurde.

6 Laschitza (Anm. 3), S. 224 ff.

7 Rosa Luxemburg, Massenstreik, Partei und Gewerkschaften, in: Rosa Luxemburg, Gesammelte Werke, Bd. 2: 1906 – Juni 1911. Hrsg. von der Rosa-Luxemburg-Stiftung Gesellschaftsanalyse und Politische Bildung e. V., wissenschaftliche Betreuung der 6. Auflage: Annelies Laschitza, 6., überarb. Aufl., Berlin 2004, S. 93–170.

8 Dieter Groh, Negative Integration und politischer Attentismus. Die deutsche Sozialdemokratie am Vorabend des Ersten Weltkrieges, Frankfurt a. M. u. a. 1973, S. 463–503, hier S. 477 (zu Ludwig Frank), S. 492–496 (zur Taktik des SPD-Parteivorstandes bei der Vorbereitung und Durchführung des Parteitages in Jena, September 1913).

Rosa Luxemburgs Stellungnahme im Parteivorstand Anfang August 1913

Anfang August 1913 behandelte der Parteivorstand das Thema „Massenstreik". Außer den Vorstandsmitgliedern waren neben Gewerkschaftsführern, die dem politischen Massenstreik ablehnend gegenüberstanden, prominente Parteimitglieder eingeladen, um Stellungnahmen abzugeben. Dazu gehörten u. a. der Cheftheoretiker Karl Kautsky, der damalige Leiter des SPD-Pressedienstes Emil Eichhorn sowie die Reichstagsabgeordneten Paul Lensch, Richard Fischer und Daniel Stücklen sowie Rosa Luxemburg als führende linke Vertreterin des Massenstreiksgedankens.[9]

Rosa Luxemburg unterzog zunächst die Politik der Gewerkschaftsführung einer scharfen Kritik: „Das Fühlen und Denken mit der Masse ist den Gewerkschaftsführern abhanden gekommen." An Beispielen versuchte Luxemburg aufzuzeigen, „wie fremd und erhaben unsere Gewerkschaftsführer der Masse und deren Aktion gegenüberstehen [im Original: „gegenübersteht"]." Diese kritischen Ausführungen Luxemburgs waren so ausführlich geraten, daß der Vorsitzende sie ermahnte, zum Thema Massenstreik zu kommen.[10]

Rosa Luxemburg griff dann den „Vorwärts" an. In den Parteikämpfen versuche das Zentralorgan, als „unparteiische Presse" aufzutreten, vermeide fundierte Stellungnahmen und verstärke „dadurch die Verwirrung und Unsicherheit". An den Parteiführern vermißte Luxemburg „Entschlossenheit und Tatbereitschaft" und erwartete von den Massen, „sich selbst im gegebenen Moment an die Spitze zu stellen". Sie schloß ihre Ansprache mit einem Appell an die führenden Genossinnen und Genossen: „Die Massen drängen zur Aktion, sie wünschen den Kampf. Sorgen Sie dafür, daß das Feuer, welches die Massen jetzt ergriffen hat, kein Strohfeuer bleibt. Lassen Sie die Kampfeslust der Arbeiterschaft nicht einschlafen, es würde uns nachher schwer fallen, die Massen wieder aufzurütteln."[11]

Während Rosa Luxemburg auf dieser erweiterten Parteivorstandssitzung von Anfang August 1913 äußerst polemisch auftrat, gestaltete sie ihr ausführliches Referat vor einem internen Kreis von Delegierten des Parteitages in Jena (15. bis 21. September 1913) im dozierenden Stile eines betont sachlich gehaltenen Parteischulvortrages.

Rosa Luxemburgs Referat am Rande des Jenaer Parteitages September 1913

Zunächst arbeitete Rosa Luxemburg den Unterschied zwischen dem Massenstreik als politischem Streik gegenüber den von den Gewerkschaften gegen die Arbeitgeber geführten Streiks heraus. „Der politische Streik berührt unmittelbar die Sozialdemokratie als politische Partei. Der andere Streik ist Sache der Gewerkschaften allein,

9 LA Berlin, A Pr. Br. Rep. 030, Nr. 15908, Bl. 237.
10 Ebd., Bl. 245, Bl. 245 Rs.
11 Ebd., Bl. 245 Rs., Bl. 246.

obgleich unstreitbar jeder große ökonomische Streik auch das Staatsleben berührt und deshalb leicht in einen politischen umschlagen kann."[12]

Luxemburg grenzte sich gegenüber putschistischen und syndikalistischen Auffassungen deutlich ab. Der politische Streik sei weder ein „Ersatzmittel für die parlamentarische oder politische Organisation" noch „eine Taktik, die ohne fortwährende Werbung, Propaganda und Organisation durch und für den parlamentarischen Kampf" die Arbeiterschaft „zur defensiven oder offensiven Aktion gegen die Regierung aufrufen könnte".[13] Die Referentin betonte die Bedeutung einer sozialistischen Organisation „in möglichst festen, gut und lange geschulten und disziplinierten Verbänden" als „das einzige Mittel, immer und überall die Bourgeoisie zu besiegen oder sich mit gutem Erfolg ihrer zu erwehren".[14] Dann wandte sich die Rednerin gegen die einseitige Festlegung auf ein einziges Kampfmittel: „Die Sozialdemokratie prophezeit nicht so utopistisch die Zukunft bis in Einzelheiten hinein. Aus dem Werdegang der Entwicklung selber sucht sie ihre Mittel hervor, ohne sie deshalb für ewig und einzig gültig zu erklären [...] weder die Genossenschaft allein, noch die Gewerkschaftsaktion allein, noch die parlamentarische Aktion [allein] kann den Kapitalismus besiegen [...] Deshalb bedienen wir uns jedes Mal derjenigen Mittel, die uns im gegebenen Falle als die zweckmäßigsten erscheinen. Wir sind bereit und rechnen auf [sic!] die Möglichkeit, unsere jetzigen Waffen gegen andere vertauschen zu müssen."[15]

Rosa Luxemburg wies auf die Vernetzung der Wirtschaftszweige in und zwischen den einzelnen Ländern hin. Ausbeutung und Unterdrückung der Arbeiter hätten zugenommen.[16] Damit leitete Rosa Luxemburg vorsichtig zu dem Thema „Notwendigkeit des Massenstreiks" hin. Dieses Kampfmittel sei „dasjenige, über das am meisten gesprochen wird und in verschiedenen Ländern zur Anwendung gekommen ist. Gleichviel wie unser Urteil über dieses Mittel an sich lautet, die Tatsache, dass wir durch das Wachsen des Kampfes gezwungen wurden, dessen Anwendung in Erwägung zu ziehen, muß einen jeden mit Freude erfüllen. Das Wachsen des Kampfes kann nur das Zeichen entscheidenderer Schläge, das Näherkommen des Sieges sein. (Lebhafter Beifall)".[17] Rosa Luxemburg wertete den politischen Streik als „ein extremes, ein *wenigstens noch zur Zeit gefährliches Mittel*", weil es die Machtposition der Bourgeoisie in Gefahr bringe.[18] Andere Machtmittel für das Proletariat im Kampf gegen die Bourgeoisie wie der bewaffnete Aufstand, die Steuer- und die Militärdienstverweigerung schieden aus. „Das *einzige Mittel, das übrig bleibt, ist der politische Streik.*"[19] Rosa Luxemburg machte darauf aufmerksam, daß in der bevorstehenden Zeit reaktionäre Maßnahmen des Staates einsetzen könnten: die bestehenden Möglichkeiten für

12 Ebd., Nr. 15909, Bl. 193.
13 Ebd., Bl. 193, Bl. 193 Rs.
14 Ebd., Bl. 193 Rs.
15 Ebd., Bl. 194, Bl. 194 Rs.
16 Ebd., Bl. 194 Rs., Bl. 195.
17 Ebd., Bl. 195 Rs.
18 Ebd., Bl. 195 Rs., Bl. 196.
19 Ebd., Bl. 196.

„das allmähliche, gesetzmäßige Wachstum, das die Sozialdemokratie wünscht", durch „Gewerkschaft, Wahlrecht, Genossenschaft, sie können mit einem Male gesetzlich beseitigt werden [...]. *Was soll dann geschehen, wenn es kein Gewaltmittel* [für das Proletariat] *gibt?* [...] *Was tut ihr,* wenn ihr dieses Mittel *absolut verwerft?*"[20] Wenn jemand glaube, „dass ein ausschlaggebender Teil der Bourgeoisie" zu deutlichen Kompromissen gegenüber der Sozialdemokratie bereit sei,[21] daß keine tiefe Kluft „zwischen Besitzenden und Nichtbesitzenden" bestehe, so könne er den politischen Streik verwerfen. Doch „in allen Ländern hat die Reaktion das Wort [...] Von einer Abschwächung der Klassengegensätze ist keine Rede, höchstens von einem Stehenbleiben auf einem toten Punkte." Rosa Luxemburg konzedierte zwar die Möglichkeit, daß „ein Teil der Bourgeoisie [...] den Sozialismus als einzigen Ausweg aus den steigenden Nöten des Kapitalismus annimmt".[22] Doch „vorläufig sehen wir das Entgegengesetzte, [...] im besonderen: Wachstum der reaktionären Ideen". Rosa Luxemburg rechnete damit, „dass die Gegensätze sich noch verschärfen werden", und schloß ihre Rede mit den Sätzen: „Soweit ich dann urteilen kann, wird das Proletariat noch oft Gewalt wider Gewalt stellen müssen. Ich rate also dazu, in erster Linie unsere alte Taktik weiter zu befolgen, bei unseren Betrachtungen zu rechnen auf [sic!] den ungünstigsten Fall, das heißt auf die Verschärfung des Klassenkampfes, und daher auf [sic!] das Mittel des politischen Streiks wenigstens nicht deshalb zu verwerfen, weil die ökonomische Entwicklung uns schon von selber dahin führen werde, wo wir hingelangen wollen. (Lebhafter Beifall)".[23]

Bemerkenswert an diesem offensichtlich gut vorbereiteten Referat Rosa Luxemburgs ist, daß sie sich jeglicher Angriffe auf die Partei- und Gewerkschaftsführungen enthielt und sehr zurückhaltend, teilweise sogar defensiv argumentierte. Durch eine schlüssige sachliche Beweisführung versuchte sie, auch jene Parteigenossen für den Massenstreikgedanken zu gewinnen, die ihm skeptisch oder ablehnend gegenüberstanden. Dies gelang Rosa Luxemburg offensichtlich mit dieser Rede in erheblichem Maß. Denn der Protokollführer vermerkte zum Schluß: „Der mit stellenweise lebhaften [sic!] Beifall aufgenommene Vortrag der Genossin Luxemburg dauerte 1¼ Stunde."[24]

Diese beiden bisher unveröffentlichten Reden verdeutlichen die zwei Seiten der Politikerin Rosa Luxemburg: einerseits – wie in ihrer Ansprache im erweiterten Parteivorstand – die polemische Rednerin und Journalistin, die sich teilweise in einer maßlosen Kritik verliert, andererseits die wirkungsvolle Agitatorin und Publizistin, die – wie in der internen Konferenz der Parteitagsdelegierten – mit schlüssigen, auf die Mentalität der jeweiligen Zuhörerschaft oder des Leserkreises zugeschnittenen

20 Ebd., Bl. 196 Rs.
21 Ebd., Bl. 196 Rs., Bl. 197.
22 Ebd., Bl. 197.
23 Ebd., Bl. 197 Rs.
24 Ebd.

Argumenten erfolgreich zu überzeugen versteht, ohne auf griffige Formulierungen zu verzichten.[25]

Während die Stimmung auf dieser internen Sitzung mit Parteivorstand und den ca. 100 Delegierten zugunsten Rosa Luxemburgs Auffassungen zu sein schien, hatte sie auf dem Parteitag selbst keinen Erfolg gegen den Parteivorstand, dessen unverbindlich und allgemein formulierte Massenstreikresolution mit 333 Stimmen eine deutliche Mehrheit erzielte, während für ihren Gegenantrag lediglich 142 Delegierte stimmten.[26] Es war für Rosa Luxemburg selbstverständlich, daß sie weiterhin für die Anwendung des Massenstreiks kämpfte. Im Juni 1914 konnte sie durch die Annahme ihres Antrages zum Massenstreik auf der Großberliner Verbandsgeneralversammlung der SPD einen vorübergehenden Erfolg erzielten.[27] Durch den Ausbruch des Weltkrieges Anfang August 1914 wurde zunächst die Diskussion um den Massenstreik abgebrochen.

Doch bald waren es wieder Rosa Luxemburg und ihre politischen Freunde – Clara Zetkin, Franz Mehring, Karl Liebknecht, Leo Jogiches –, die trotz schwerer staatlicher Repressionen als „Gruppe Internationale (Spartakusgruppe)" Massenaktionen zur Beendigung des Krieges und zur Einführung einer sozialistischen Demokratie propagierten. Ihre revolutionäre Antikriegsagitation trug mit dazu bei, daß es in Deutschland trotz schwerer staatlicher Repressionen im April 1917 und im Januar 1918 zu Massenstreiks und im November 1918 zum Ausbruch der Revolution kam. Das Ziel einer sozialistischen Gesellschaft konnte allerdings nicht erreicht werden. Doch das ist eine andere Geschichte.[28]

25 So spricht ein paar Jahre später nach einer Auseinandersetzung auf der Verbandsgeneralversammlung der Großberliner SPD-Organisation im Juni 1916 Hugo Haase, der Fraktionsvorsitzende der oppositionellen „Sozialdemokratischen Arbeitsgemeinschaft" im Reichstag, von „einer oratorisch glänzenden und überaus geschickt aufgebauten Rede" seiner Kontrahentin Rosa Luxemburg (zitiert nach: Ottokar Luban, Die revolutionäre Ungeduld. Rosa Luxemburg und ihre Verbindung zu den Massen [August 1914 bis Januar 1919], in: *Mitteilungsblatt des Instituts für soziale Bewegungen*, H. 29 [2003], S. 25).

26 Groh (Anm. 8), S. 495.

27 Ebd., S. 561 f.

28 Vgl. Ottokar Luban, Rosa Luxemburg, Spartakus und die Massen. Vier Beispiele zur Taktik der Spartakusgruppe bzw. des Spartakusbundes (Referat, 8. Tagung der Internationalen Rosa-Luxemburg-Gesellschaft, September 1996 in Warschau), in: *Supplement der Zeitschrift Sozialismus*, 1997, Nr. 5, S. 11–27; ders., Demokratische Sozialistin oder ‚blutige Rosa'? Rosa Luxemburg und die KPD-Führung im Januaraufstand 1919, in: *IWK*, Jg. 35 (1999), H. 2, S. 176–207 (als englische Fassung: Rosa at a Loss. The KPD Leadership and the Berlin Uprising of January 1919. Legend and Reality, in: *Revolutionary History*, Vol. 8 [London 2004], Nr. 4, S. 19–45).

Der verrutschte Schlips des bärtigen Zollbeamten in Frankfurt

Anmerkungen zur Zeitgeschichtsforschung – „Die Umkehr" Konrad H. Jarauschs*

Von Ilko-Sascha Kowalczuk, Berlin

In den letzten Jahren haben Zeithistoriker immer wieder gefordert, die deutsch-deutsche Nachkriegsgeschichte als eine Geschichte zweier Gesellschaften in antagonistischen Systemen, zumal im europäischen Maßstab, zu beschreiben und zu analysieren. Dennoch ist Christoph Kleßmanns Syntheseversuch aus den achtziger Jahren nach wie vor die Darstellung, in der die beiden Teilgeschichten am ausgewogensten behandelt worden sind. Gleichwohl sind hier die beiden deutschen Nachkriegsgeschichten nebeneinander abgehandelt worden, so daß die Verzahnungen, Verflechtungen, aber auch die Abgrenzungen eher implizit deutlich werden, als daß der Autor sie explizit ins Zentrum seiner Darstellung hätte rücken können. Verantwortlich zeichnete dafür die Quellenlage, die sich erst nach der Revolution von 1989/90 signifikant veränderte. Der Standard dieser Pionierstudie von Kleßmann ist dennoch seither nicht mehr wesentlich verändert worden. Die meisten Gesamtdarstellungen behandeln die deutsch-deutsche Nachkriegsgeschichte additiv. In einer solchen Forschungs- und Debattensituation ist es anregend und produktiv, wenn sich ein Historiker mit ausdrücklich apostrophierten transnationalen und transatlantischen Perspektiven an das methodisch anspruchsvolle und bislang nicht befriedigend umgesetzte Unternehmen heranwagt, die deutsch-deutsche Nachkriegsgeschichte als Abgrenzungs- und Verflechtungsgeschichte zu analysieren. Konrad H. Jarausch legte einen solchen anspruchsvollen Syntheseversuch vor, den er „Die Umkehr. Deutsche Wandlungen 1945–1995" nannte.

Nach mehreren Jahrzehnten wissenschaftlichen Arbeitens sind die wesentlichen Grundpositionen von Autoren hinlänglich bekannt. So auch im Falle Konrad H. Jarauschs. Es kann beispielsweise als bekannt vorausgesetzt werden, daß er die zeithistorische Fachwelt in Deutschland in drei Gruppen einteilt: eine „normativ-anklagende" Gruppe, eine „pragmatisch-entlastende" sowie jene, die eine „kritische Historisierung" betreibt, gemeinhin jene, die als einzige das prädikative Adjektiv „wissenschaftlich" verdient. Es bedarf keiner näheren Ausführungen, welcher Gruppe sich Jarausch selbst zuordnet. Dabei treiben auch ihn durchaus Werturteile um. So glaubt Jarausch, die DDR-Geschichtswissenschaft sei bislang unter Wert eingeschätzt worden, weil sich ihre Texte wegen ihrer dogmatischen und oft normierten Sprache

* Rezension und Diskussion von:
Jarausch, Konrad H.: **Die Umkehr. Deutsche Wandlungen 1945–1995.** – München: Deutsche Verlags-Anstalt 2004. 500 S.

„heute gewissermaßen selbst im Wege" stehen, „denn ihre normierte Oberfläche verbirgt weitgehend ihre innere, oft spannungsgeladene Botschaft".[1] Jarausch glaubt, diese Sprache verdecke „das kreative Interpretationspotential eines demokratischen Sozialismus".[2]

In mehreren Aufsätzen verdeutlichte Jarausch, der den realen Sozialismus in der DDR als „Fürsorgediktatur" begreift, daß die DDR-Geschichte „differenziert" betrachtet werden müsse, wiederum eine Forderung, die angesichts ihrer Banalität geradezu entwaffnend wirkt und nie falsch ist. Jarausch warnte immer wieder vor Nationalismus und „rechten" Umdeutungen der Vergangenheit. „Linke", sprich ebenso ideologisch motivierte Umdeutungen hingegen schienen ihm nicht störend. 1999 hielt Jarausch zum Beispiel in einem Aufsatz als Fazit fest: „Ist der sozialistische Gegenentwurf auf deutschem Boden nun an den inhärenten Strukturfehlern des Marxismus oder an der ‚schlechten' Umsetzung einer an sich positiven Utopie gescheitert? Die Beantwortung dieser Frage spaltet die ‚Berliner Republik' in Skeptiker, welche die Überzogenheit der Ideologie für ihren Fehlschlag verantwortlich machen, und Idealisten, die weiterhin glauben, der Sozialismus sei ‚seinerzeit an zu wenig Sozialismus zugrunde gegangen'. Aus gesellschaftsgeschichtlicher Perspektive geht diese vereinfachende Alternative jedoch am eigentlichen Kern des Problems vorbei. Eher sieht es so aus, als ob Ausmaß und Geschwindigkeit des politisch induzierten Sozialexperiments der DDR die zivilgesellschaftlichen Kräfte gefesselt und lahmgelegt hätten, so daß sie ihre kreative Dynamik nicht mehr entfalten konnten. Die Fürsorgediktatur von Partei und Stasi organisierte das soziale Leben bis auf einen nicht erfaßten Rest an privaten Nischen und zwang alle Gesellschaftsinitiativen in ein politisches Korsett, das in Kombination mit dem weitgehenden Fehlen einer Öffentlichkeit Diskussionen verhinderte und Konflikte verdrängte. Durch ihre hermetische Geschlossenheit verlor die ostdeutsche Gesellschaft ihre Lernfähigkeit und Dynamik, bis sich als Reaktion auf den Druck von oben in den 1980er Jahren kleine, neue Gegenformationen an der Basis bildeten, die durch Ausbruch und Aufbruch ihre Autonomie zurückeroberten und in Kumulation ihrer Kräfte in der besonderen Situation der ausgehenden 1980er Jahre schließlich das ganze System überwanden."[3]

Hier begegnen uns eine Reihe von Denkfiguren und Argumentationsmustern, die nicht untypisch für eine „kritische Historisierung" zu sein scheinen. Nachdem zunächst unhaltbare Positionen als Gegenpole gezeichnet worden sind, kommt der „kritische Historisierer" zum Zuge und erklärt aus „gesellschaftsgeschichtlicher" Perspektive den eigentlichen Kern des Problems. Das Sozialexperiment in der DDR habe die zivilgesellschaftlichen Kräfte gefesselt, so daß sie ihre Eigendynamik gar nicht entfalten konnten. Die von Jarausch noch implizit vorgetragene These haben die beiden Sozialutopisten Michael Hardt und Antonio Negri in ihrer Fibel „Empire" konsequent

1 Konrad H. Jarausch, Historische Texte der DDR aus der Perspektive des linguistic turn, in: Die DDR-Geschichtswissenschaft als Forschungsproblem. Hrsg. von Georg G. Iggers u. a., München 1998, S. 262.

2 Ebd., S. 279.

3 Ders., Die gescheiterte Gegengesellschaft. Überlegungen zu einer Sozialgeschichte der DDR, in: *Archiv für Sozialgeschichte*, Jg. 39 (1999), S. 17.

zu Ende formuliert. In der Sowjetunion unter Stalin und Chruschtschow habe es „eine produktive Zivilgesellschaft mit einem hohen Entwicklungsniveau" gegeben, die dann von Breschnew eingefroren (nicht einmal abgeschafft!) worden sei.[4] Allein die „massive Propaganda des Kalten Krieges" (gemeint ist der Westen) habe „uns" davon abgehalten, „die wirklichen Entwicklungen in der sowjetischen Gesellschaft und die sich dort entfaltende politische Dialektik wahrzunehmen." Was nun kommt, meinen die beiden ernst: „Die Ideologie des kalten Krieges nannte die Gesellschaft totalitär, doch war sie in Wahrheit eine von starken und vielfältigen Momenten der Kreativität und Freiheit durchzogene Gesellschaft, ebenso stark wie die Rhythmen ökonomischer Entwicklung und kultureller Modernisierung."[5]

So weit geht Jarausch nicht. Aber seine These beinhaltet die Behauptung, dieses Potential, das Hardt und Negri ohne empirische Beweisführung als historische Tatsache behaupten, habe es im alternativen Gesellschaftsentwurf der Kommunisten durchaus gegeben. Zu dieser These gehört auch Jarauschs zitierte Behauptung, die Fürsorgediktatur habe alle Gesellschaftsinitiativen in ein politisches Korsett gezwängt. Das Problem vieler Historiker, die sich ausdrücklich und programmatisch als „Gesellschaftshistoriker" begreifen, besteht darin, daß sie in ihren Arbeiten die Gesellschaft oft vernachlässigen und statt dessen ihre eigenen Vorurteile „in szientifischer Manier" befestigen.[6] Auch Jarausch spricht von Gesellschaft und meint viel zu oft die Absichten und Handlungen der Machtausübenden. Und wenn er gar behauptet, diese hätten ein „politisches Korsett" verordnet, dann scheint hier nicht nur eine Begriffsverwirrung vorzulegen, sondern tatsächlich ein demokratiegeschulter Blick, der an der Diktatur zerbricht. Denn das Korsett war nicht „politisch", sondern „ideologisch" – ein inhaltlich so gewichtiger Unterschied, daß eine Begriffsverwechselung ausgeschlossen werden kann.

Insgesamt ist für die Arbeiten Konrad H. Jarauschs über die deutsche Kommunismusgeschichte zu konstatieren, daß er Modernisierungs- und Entwicklungspotentiale ausmacht, die diesen Gesellschaftstyp als Alternativsystem zur Geltung bringen. Der Kommunismus als Idee wird von ihm nicht ohne weiteres als historisches Phänomen verortet, der in die Reihe totalitärer Ideologien gehört. Er sieht vielmehr soziale Herausforderungen in Theorie und Praxis angelegt, die den Kommunismus nicht a priori entwerten. Freiheit spielt in *dieser* Perspektive eher eine nachgeordnete Rolle.

„Den Anstoß zu diesen Überlegungen", führt Konrad H. Jarausch in sein Buch ein, „gab ein an sich triviales Erlebnis. Anfang der siebziger Jahre kam ich wieder einmal nach einem transatlantischen Flug etwas übernächtigt in Frankfurt an. Nach dem üblichen Gedränge beim Aussteigen traute ich an der Paßkontrolle kaum meinen Augen: Der junge Grenzbeamte trug einen Vollbart, sein Kragen war offen und der Schlips verrutscht, er lächelte sogar und wünschte mir einen schönen Aufenthalt! Ich war so

4 Michael Hardt und Antonio Negri, Empire. Die neue Weltordnung. Frankfurt a. M. und New York 2002, S. 288.

5 Ebd.

6 Klaus Hildebrand, Wo liegt des Deutschen Staatsraison? Was von Hans-Peter Schwarz zur Geschichte zu lernen ist, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 16. Oktober 2004, S. 38.

erstaunt über diesen freundlichen Empfang, daß ich nur eine Höflichkeitsfloskel murmelte und rasch weiterging. Erst als sich bei späteren Ankünften die Zöllner ähnlich unautoritär verhielten, dämmerte mir, daß ihr Verhalten ein Anzeichen eines breiteren Wandlungsprozesses sein könne. Wenn sogar uniformierte Hoheitsträger sich durchaus leger benahmen, war dies nicht ein Indiz für eine allgemeinere Transformation deutscher Gesellschaft und Kultur?" (S. 7). Wenig später schreibt Jarausch in seinem Vorwort: „Dieser graduelle Wandlungsprozeß, der aus Deutschland ein angenehmeres Land machte, ist keineswegs selbstverständlich, sondern höchst erklärungsbedürftig" (S. 8). Die deutsche Geschichte habe in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts einen „positiveren Verlauf" genommen, den es zu erklären gelte (S. 9). Als Ziel seiner Darlegungen sieht er, „die Schlüsselfrage nach der Überwindung der NS-Katastrophe zu beantworten, die diesem Prozeß eine exemplarische Bedeutung verleiht: Wie gelang es den Deutschen, aus der durch Vernichtungskrieg und Holocaust selbstverschuldeten physischen Zerstörung und moralischen Diskreditierung wieder herauszukommen? Im Kern geht es dabei um die Rekonstruktion der konfliktreichen Abwendung von aggressiven Tendenzen und vom autoritären Habitus unter den erschwerenden Rahmenbedingungen von Teilung und Kaltem Krieg" (S. 9–10).

In der folgenden Einleitung (S. 12–30) erläutert Jarausch seine Grundideen und seine These einer „kritischen Wandlungsgeschichte der Deutschen" (S. 30) nach 1945. Im Kern geht es ihm darum, die in den letzten Jahren durch westliche Sozialwissenschaftler neu entdeckten Theorien einer Zivilgesellschaft – er betont selbst zutreffend, daß in Osteuropa „Zivilgesellschaft" das Schlüsselwort antidiktatorischer Kritik war (S. 24) – als Grundlage seiner historischen Analyse einzuführen. Dieses anspruchsvolle Unterfangen will er umsetzen, indem er in seiner Darstellung „individuelle Erfahrungsgeschichte" und eine „Analyse des öffentlichen Diskurses" gleichermaßen einfließen lassen will. „Im Zentrum werden daher weniger Regierungshandlungen als individuelle Erfahrungen und kollektive Debatten über Kernfragen der politischen Kultur stehen. Als Quellen dazu dienen vor allem Tagebücher, Autobiographien und Memoiren aus Walter Kempowskis privater Sammlung sowie zahlreiche Gespräche mit Zeitzeugen, die durch eine selektive Auswertung von Printmedien etwa aus dem Pressearchiv des Otto-Suhr-Instituts der Freien Universität Berlin ergänzt werden" (S. 9).

In diesen Ausführungen finden sich bereits einige jener Schwächen und kritischen Punkte, die das Buch prägen und die Jarauschs weiter oben skizzierten theoretischen und methodischen Ansprüchen partiell zuwiderlaufen. Und da dies nicht die soziokulturell individuelle Handschrift des Historikers Konrad H. Jarausch allein betrifft, sondern einen generellen Trend in der deutschen Zeitgeschichtsschreibung charakterisiert, kommt dieser Kritik – wenigstens in meiner Sicht – Bedeutung über das Buch von Jarausch hinaus zu.

Der US-Amerikaner mit deutschen Wurzeln Konrad H. Jarausch kommt also Anfang der siebziger Jahre auf einen deutschem Flughafen an und reibt sich nicht wegen Übernächtigung, sondern wegen kultureller Überraschungen erstaunt die Augen. Das ist durchaus nachvollziehbar, eine nette Anekdote. Sie bildet die Auftaktmetapher, die einen mentalen und kulturellen Wandlungsprozeß in Deutschland versinnbildlichen

soll. Würde sie dem Tagebuch des Historikers entstammen, wäre man gespannt auf die diskursive Ausdeutung des Autors. Jarausch aber zitiert nicht, sondern erinnert sich über dreißig Jahre später. Und genau da fängt das Problem an, kein politisches Problem, sehr wohl aber ein wissenschaftliches, ein theoretisches, eine methodisches, ein kulturelles, ein mentales, ein Grundproblem der deutschen Zeitgeschichtsschreibung. Denn Jarausch kommt nicht in Frankfurt an, sondern in Frankfurt am Main, er kann auch nicht „deutsche" Wandlungen gespürt haben, sondern „lediglich" bundesdeutsche. Zur Erinnerung: „Wenn sogar uniformierte Hoheitsträger sich durchaus leger benahmen, war dies nicht ein Indiz für eine allgemeinere Transformation deutscher Gesellschaft und Kultur?" (S. 7).

Es ist nicht nur die intellektuelle Seelenverwandtschaft zwischen Jarausch und Heinrich August Winkler, die mit „Westen" und „deutsch" ziemlich unreflektiert die „westliche Demokratie" ohne Schatten und mit „Deutschland" die „Bundesrepublik" assoziieren, die irritiert. Es ist die Arroganz der Vergangenheit gegenüber, wissenschaftlich vorgetragen, die Geschichtsbilder kreiert, die eine „hauchdünne Gegenwart" zu benötigen scheint, dabei aber mehr zuschüttet als offenlegt, die verärgert, weil sie Erkenntnismöglichkeiten verschüttet statt Erkenntnisblockaden abbaut. Ein seit 1990 zu beobachtender diffuser Mainstream im politischen, kulturellen, öffentlichen und wissenschaftlichen Deutschland, der kaum auf Widerspruch stößt, weil die Zeitgeschichtsschreibung, zumal ihre maßgeblichen Institutionen, so bestückt sind, daß „Frankfurt", „deutsch" und „Deutschland" ganz selbstverständlich „eindeutig" assoziiert werden. Bürger und Bürgerinnen, die bei „Frankfurt" zuerst an die „Oder" denken, gibt es im öffentlichen Raum eigentlich nicht, höchstens als absurde Randfiguren.

Mit anderen Worten: Jarausch nimmt „Wandlungen" in den Blick, die er theoretisch gesamtdeutsch verortet – ein methodisch anspruchsvolles Unterfangen –, die er aber empirisch bundesdeutsch bestimmt. Noch mehr sogar: Er geht von einer „Norm" aus (wieder wie Winkler), an der sich alles andere auszurichten habe. Diese „Norm" bildet Jarauschs Gradmesser. Das zeigt sich nicht nur an Jarauschs eingeschränktem Blick gegenüber Ostdeutschland, sondern auch an seiner zumeist impliziten Annahme, die deutsche Gesellschaft sei „weiß" und „christlich". Er erwähnt zwar ganz am Ende seines Buches eher beiläufig und in einem globalen Maßstab „postkoloniale Kritik" (S. 368), kommt aber in seiner neuen methodischen Synthese nicht einmal ansatzweise auf die Idee, die deutsche Geschichte auch postkolonial zu befragen.[7] Nun mag man einwenden, der Autor könne ja nicht alles machen. Gewiß, aber hier geht es nicht prinzipiell um das Fehlen einer Frage oder eines theoretischen Ansatzes, sondern um die das Buch strikt durchziehende Erhöhung einer „Norm", die zwar diffus bleibt, aber letztlich im historischen Ergebnis selbst die „Norm" erkennt. Das schlägt sich nicht nur in den Überschriften nieder, sondern in einem Argumentationsstil, der beständig

7 Siehe dazu nur als Beispiele den Erfahrungsbericht von Nuruddin Farah, Yesterday, Tomorrow. Stimmen aus der somalischen Diaspora, Frankfurt a. M. 2003; sowie als wissenschaftliches Beispiel: Mythen, Masken und Subjekte. Kritische Weißseinsforschung in Deutschland. Hrsg. von Maisha Eggers, Grada Kilomba, Peggy Piesche und Susan Arndt, Münster 2005.

das wissenschaftliche Ergebnis und die moralische Absicht des Autors so mischt, daß kaum erkennbar ist, was das eine und was das andere ist.

Konrad H. Jarauschs Buch gliedert sich neben der erwähnten Einleitung und einer Schlußbetrachtung in drei Teile: 1. „Erzwungene Neuorientierungen", 2. „Widersprüchliche Modernisierungsschübe", 3. „Zivilgesellschaftliche Herausforderungen". Jeder Teil wiederum ist in drei Kapitel untergliedert. Das Buch stellt keine chronologisch erzählte Politikgeschichte dar, sondern ist als problemorientierte Darlegung konzipiert. Eine Leserschaft, die einen raschen, faktenorientierten Einblick in die deutsche Nachkriegsgeschichte erhalten möchte, hatte der Autor nicht im Blick. Vielmehr möchte er anhand ausgewählter Diskurse das Werden der Deutschen seit 1945 nachzeichnen, mehr erklärend denn erzählend. Letztlich schreibt Jarausch eine bundesdeutsche Erfolgsgeschichte, die schließlich zur gesamtdeutschen Erfolgsgeschichte wurde. Die Adenauerzeit begreift er als Periode der relativen Stabilisierung, die nicht nur den viel kritisierten Mief, sondern auch die Potentiale beherbergte, die in den sechziger Jahren „dynamische Zeiten" und den Durchbruch zur modernen Zivilgesellschaft, so Jarausch, ermöglichten. Die zunächst von den Westalliierten betriebene Westernisierung der Bundesrepublik sei in den sechziger Jahren von „kritischen Deutschen" weiter betrieben und zum Erfolg geführt worden. Die Verinnerlichung freiheitlicher Werte sei ein zäher Prozeß gewesen, der ebenfalls in den sechziger und siebziger Jahren erfolgreich und irreversibel geworden sei. Die DDR-Gesellschaft habe an diesen Emanzipationsprozessen nicht partizipieren können. Die ostdeutsche Bürgerrevolution von 1989/90 habe allerdings nicht nur Ostdeutschland, sondern Gesamtdeutschland einen neuerlichen Schub zur „zivilisatorischen Normalität" gegeben. Die Revolution selbst sei Ausdruck der entstandenen Zivilgesellschaft in der DDR. Aber auch die nunmehr in der „Berliner Republik" bestehende Zivilgesellschaft sei ein Torso, müsse immer ein Torso bleiben, weil eine Zivilgesellschaft niemals als abgeschlossen gelten könne, sondern eine dauernde, zukunftsoffene Herausforderung bleibe.

Die Grundidee des Buches ist nicht nur interessant und weiterführend, sie ist auch provozierend und herausfordernd. Jarausch hat nicht nur die Literatur und originelles Quellenmaterial gesichtet, er hat es auch einsichtig geordnet und so ein Buch entstehen lassen, das von seiner inneren Struktur her überzeugt. Auch die skizzierte Grundthese des Buches kann überzeugen und mindestens in ihrer Reichweite für die „alte" Bundesrepublik Geltung beanspruchen. Gleichwohl: das Buch insgesamt bleibt angesichts der selbst gestellten Ansprüche ein Torso. Hauptursache dafür ist, daß Jarauschs „Umkehr", wie es dieser Titel ja bereits impliziert, eine Geschichte der Bundesrepublik bleibt, mindestens für die Zeit bis 1989/90. Für eine gesamtdeutsche Geschichte erscheinen Jarauschs Ausführungen zur DDR zu zufällig, zu schablonenhaft, oftmals zu einfach, letztlich zu angehängt. Seine Sicht auf die bundesdeutsche Geschichte freilich ist nicht weniger problematisch. Im Prinzip stellt das Buch einen sehr lang geratenen politisch-moralischen Essay eines Vertreters der sogenannten 68er-Generation dar, der seiner heutigen Leserschaft erneut und mit „wissenschaftlichen Mitteln" erklären will, daß „1968" die zentrale Zäsur in der Bundesrepublik darstellte und für die nachfolgende freiheitliche Entwicklung fundamental war. Das äußert sich nicht

so sehr in einer eventuell übersteigerten Darstellung von „1968" und den „Folgen", vielmehr legt davon die teilweise nur schwer verdauliche und zu ertragene Sprache des Autors Zeugnis ab. Es wimmelt in diesem Buch nur so von Propaganda- und Ideologiefloskeln, ständig ist etwas „rechts" und „links", „wahr", „fortschrittlich", „progressiv", „reaktionär" usw. usf., ohne daß der Autor auch nur andeuten würde, was er eigentlich damit genau meint. In einem Buch eines Zeithistorikers sollte man dies aber erwarten dürfen. Zu allem Überfluß erklärt Jarausch auch noch ständig, daß dies „kritisch" sei, so betrachtet werden müsse oder eine solche Sicht verlange. Das Buch stellt genau das dar, was Jarausch sehr gern und heftig kritisiert: nämlich eine normative Abhandlung, wobei die Werturteile des Autors nicht einmal in einem klar erkennbaren Wertehorizont verortet sind.

So haben wir es letztlich mit einem Buch zu tun, dessen zahlreiche publizierte Vorarbeiten substantieller erscheinen als das eigentliche Produkt. Konrad H. Jarausch verfehlt seine selbst immer wieder postulierten Ziele nicht haarscharf, sondern weit. Er hat kein wissenschaftliches Buch verfaßt, sondern eine mit Fußnoten und Quellenmaterial versehene persönliche Rückschau auf die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts in Deutschland. Abgesehen von der unfreiwilligen Komik, die der Rezensent anläßlich des verrutschten Schlipses des bärtigen Beamten am Flughafen Frankfurt am Main empfand, gab es in diesem Buch sonst nichts zu lachen. Schade eigentlich, denn zu lernen oder zu erkennen gab es auch nicht viel.

Hugo Chávez*

Von Andreas Knobloch, Berlin

Seit Hugo Chávez' Amtsantritt 1998 ist in Venezuela ein bemerkenswerter politischer Prozeß in Gang gekommen. Die Auseinandersetzungen zwischen Opposition und Regierung sorgten 2002/03 zwar für eine schwere Wirtschaftskrise, die das Land an den Rand des Zusammenbruchs brachte, doch gleichzeitig nahm die Regierung Chávez tiefgreifende Reformen im Bildungs- und Gesundheitswesen in Angriff. Das politische Geschehen in Venezuela ist ordentlich in Bewegung geraten; entlang der Klassengrenzen geht damit eine rigide gesellschaftliche Polarisation einher.

Doch die mediale Wahrnehmung der sozialen Prozesse in Venezuela dreht sich fast ausschließlich um die Figur des 52jährigen ehemaligen Luftwaffenkommandanten Hugo Chávez Frías. Schon kurz nach seinem Wahlsieg beschuldigten Teile der internationalen Presse Chávez schnell des „autoritären Jakobinertums", „des autokratischen Machtmissbrauchs" und der „Vorbereitung einer modernen Form des Staatsstreichs". Die Stimmung im Lande ist zwar äußerst lebendig und leidenschaftlich, doch gab es bisher keinerlei Zensur der politischen Opposition oder der Medien. Die hysterische Berichterstattung (und Verteufelung) deuten eher auf politische Motive.

Vor allem seine innenpolitischen Gegner sind gar nicht gut auf Chávez zu sprechen. Abwechselnd wird er als Autokrat, Tyrann, Diktator oder Führer, der viel rede, aber nichts tue, denunziert. Bestenfalls räumen sie ein, daß seine Vorgänger kaum besser waren. Aber er ruiniere das Land. Die Oligarchie, die Finanzwelt und die städtischen Mittelschichten hassen diesen Eindringling. Mit seiner dunklen Hautfarbe und seinem losen Mundwerk habe er etwas von einem Taxifahrer, Hotelportier oder Landarbeiter. Andere äußern sich zwar moderater, aber nicht weniger irritiert. Freilich können selbst seine Gegner eine gewisse Verwunderung nicht verbergen. Auf der anderen Seite ist Chávez zu einer Symbolfigur und zum Hoffnungsträger der weltweiten globalisierungskritischen Bewegung geworden, auch wenn ihm antiautoritäre und autonome Gruppen wegen seines populistischen Stils eher ablehnend gegenüberstehen. Eine in jedem Fall polarisierende und ambivalente Figur.

Christoph Twickel beleuchtet in seiner Biographie vor allem die politische Figur Chávez. Er beschreibt, von dem Moment ausgehend, wo Chávez das erste Mal die öffentliche Bühne betritt, von der er so schnell nicht mehr verschwinden sollte – dem Putsch progressiver Militärs im Februar 1992, der ihn zu einem Symbol des Widerstandes machte –, in einem sehr bild-, ja fast romanhaften und damit sehr gut zu lesenden Stil Chávez' Weg an die Macht, die ersten Regierungsjahre, den Putsch der rechten Oligarchie vom April 2002, den Streik und die Aussperrungen in der Erdölindustrie im

* Rezension und Diskussion von:
TWICKEL, Christoph: **Hugo Chávez. Eine Biographie.** – Hamburg: Edition Nautilus 2006. 349 S.

Dezember desselben Jahres bis hin zu seiner außenpolitischen Annäherung an Kuba und seinem Konfrontationskurs gegenüber den USA. Dabei sind dem Autor durchaus Sympathien für das bolivarianische Projekt Chávez' in Venezuela anzumerken, auch wenn ein kritischer Unterton immer mitschwingt.

Trotzdem gelingt es Twickel nicht immer, das Spezifische an Chávez und seinem „Bolivarianismus" herauszuarbeiten, was wohl auch mit seiner allzustarken Fokussierung auf die Figur Chávez zusammenhängt. Der besondere Charakter des politischen Projekts geht bei ihm so ein bißchen unter.

Die Rolle Chávez' ist durchaus ambivalent und seine Inszenierung als unentbehrliche Führerfigur kritisch zu betrachten. Wenn grundlegende Richtungsentscheidungen nicht das Ergebnis öffentlicher Diskussionen sind, sondern in langen Sonntagsreden als Eingebungen eines Heilsbringers in die Welt gesetzt werden, müssen Zweifel daran erlaubt sein, ob dieses pittoreske Verfahren als Basis einer revolutionären Politik taugen kann. Zugleich aber verweist das populistische Element auf die Krise der repräsentativen Demokratie, die weite Teile der heute von Chávez präsentierten Subjekte unsichtbar gemacht hat. Paradoxerweise befördert eben diese extreme Fixierung auf eine Person unabhängige Aktivitäten „von unten". Bisher kann sich nämlich fast jeder mit eigenen Ideen auf Chávez berufen und „innerhalb des Prozesses" (der bolivarianischen Revolution) ansiedeln: es gibt (noch) keine monolithische Partei, die ihn der Abweichungen von einer (auch gar nicht vorhandenen) Generallinie überführen könnte. Aber sie ist geplant, wenn man neueren Verlautbarungen Chávez' Glauben schenkt.

Einerseits gibt es Ansätze der Stärkung von Selbstorganisation, des Koregierens, von Koverwaltung, die den Widerstand bestehender Institutionen provoziert haben, d. h. jenes „alten" Staates, der trotz Veränderung in Venezuela fortbesteht. Medien, Land und Produktionsmittel sind zum größten Teil weiterhin in privatwirtschaftlicher Hand verblieben. Eine hohe Arbeitslosigkeit, Versorgungsprobleme, Korruption und Vetternwirtschaft existieren weiterhin. Der Staats- und Verwaltungsapparat besteht immer noch mehrheitlich aus Anhängern der alten Regierungsparteien. Und dieses Heer mittlerer Beamter und Angestellter bremst die Programme der Regierung, sabotiert Projekte, paralysiert den Transfer der Ressourcen in den Gemeinden und Städten. Im Land herrscht kein Machtvakuum, sondern eine seltsame Koexistenz von Parallelmächten: die traditionellen Eliten kontrollieren nach wie vor Verwaltung, Polizeieinheiten, das Justizwesen, zunächst auch das Erdölunternehmen PDVSA und nicht zuletzt die Medien. Politische und reale Macht fallen oft auseinander. Um trotz solcher Strukturen handlungsfähig zu sein, muß sich Chávez auf zwei Pfeiler stützen: die Armee, der er entstammt, und die nicht organisierte Bevölkerung, die ihm zur Macht verholfen hat.

Undemokratisch sind die Verhältnisse also nicht wegen einer tatsächlichen oder vermeintlichen Diskriminierung der Mittel- und Oberschichten, sondern weil die besitzlose Bevölkerungsmehrheit auch unter der Regierung Chávez von Entscheidungsprozessen und politischer Repräsentation weitgehend ausgeschlossen bleibt. Zwar finanziert die Linksregierung weltweit einzigartige Bildungs-, Wohlfahrts- und

Gesundheitsprogramme, doch von der versprochenen politischen Umgestaltung der Gesellschaft ist bislang wenig zu spüren. Verfassungsrechtlich verbriefte Rechte wie Bürgerbeteiligung, direktdemokratische Einrichtungen und Selbstverwaltung sind weiter eher blasse Theorie oder nur in Ansätzen vorhanden. Unbestreitbar sind im ganzen Land Basisorganisationen entstanden, und in den Armenviertel artikuliert sich ein bemerkenswertes Selbstbewußtsein. Doch strukturell ähnelt Chávez' fünfte Republik der alten Ordnung erschreckend. Die ständige Anrufung des „Kommandanten Chávez" bereitet Opportunismus und Claqueurswesen das Feld. Die politische Repräsentation schließlich wird ganz ähnlich ausgehandelt wie in den vier Jahrzehnten des von Sozial- und Christdemokraten dominierten Punto-Fijo-Systems. Die Kandidatenkür vor Wahlen ist genau von jenem Klientelsystem bestimmt, über das in Venezuela seit jeher politische Posten und damit auch Öleinnahmen und gesellschaftlicher Einfluß verteilt wurden. Es ist nicht auszuschließen, daß der gesellschaftliche Aufbruch in Venezuela von den Führungs- und Kontrollphantasien neuer politischer Eliten schon bald wieder erstickt werden wird.

Auf internationaler Ebene praktiziert Chávez eine voluntaristische Politik. Er bekennt sich offen zu einer multipolaren Welt und setzt auf zwei Bündnisachsen: zum einen auf die Achse der „Erdöl"-Partner, die durch eine engere Zusammenarbeit der OPEC gestärkt werden soll und bei deren Wiederbelebung die venezolanische Regierung eine aktive Rolle spielt; zum anderen hat Chávez sich der Etablierung einer gesamtamerikanischen Freihandelszone widersetzt und statt dessen auf eine Integration der Länder Lateinamerikas hingearbeitet. Dabei spielen die riesigen Ölreserven des Landes als strategisches Mittel durchaus eine bedeutende Rolle.

Diese Maßnahmen sind deutlich gegen Hegemoniebestrebungen der USA in den beiden Amerikas gerichtet. Überhaupt profiliert sich die Regierung Chávez durch eine von den USA unabhängigere Außenpolitik. Dieser Versuch, sich dem Einfluß der USA zu entziehen und einen gewissen Spielraum zu verschaffen, ist durchaus legitim. Ohne bewußte und unbewußte Provokationen in Richtung USA kommt die Regierung Chávez dabei allerdings nicht aus. Und die guten Beziehungen zu Ländern wie China und dem Iran oder Rüstungskäufe in Spanien machen auch deutlich, wie problematisch die internationale Politik der Chávez-Regierung ist: von moralischer Integrität kann kaum die Rede sein. Die Besuche bei Muammar al-Gaddafi oder Mahmud Ahmadinedschad haben zudem gezeigt, daß Chávez als linke Identifikationsfigur nur bedingt taugt.

In den letzten Jahren ist in Venezuela eine Linke entstanden, die repräsentationspolitisch unsichtbar, aber als gesellschaftliche Kraft dafür um so präsenter ist. Die Bewegungen des Kontinents haben sich proletarisiert. Während der Linken früher vorgehalten wurde, sich hauptsächlich aus Mittelschichtangehörigen zu rekrutieren, wirft die bürgerliche Presse ihr heute vor, nur noch aus Bauern und Barrio-Bewohnern (sozial Marginalisierten) zu bestehen. Diese Veränderung wirkt sich zwar negativ auf die mediale Wahrnehmung, aber nicht auf die politische Praxis aus.

Die Entwicklung Venezuelas ist daher mit den klassischen Kategorien nicht zu verstehen. Normalerweise ist der Staat in erster Linie ein Instrument der Besitzenden, um

die Kapitalakkumulation sicherzustellen. In Venezuela hingegen wurde der Staat selbst zum Ort privatkapitalistischer Akkumulation, weil die Erdölrente die einzige echte Einkommensquelle des Landes ist. Daran sind alle, die sich im Staat bewegt haben, kaputtgegangen: Gewerkschaften, politische Parteien, die reformistische Linke, weil sie Bestandteil des Akkumulationsmechanismus geworden sind.

Die in Venezuela entstandenen Subjekte und Subjektivitäten haben nichts mit dem gemein, was man sonst als politische Akteure kennt: keine Parteien, Organisationen oder Gewerkschaften. Die traditionellen Konzepte gehen von organisierten, um die Macht kämpfenden Minderheiten auf der Linken und Rechten aus. Der venezolanische Prozeß ist ein anderer, ein Prozeß der sich konstituierenden Macht. Hier geht es nicht um Regierung gegen Opposition. In gewisser Weise gibt es drei parallele Welten: einen revolutionären Prozeß, der von den Basisbewegungen getragen wird; eine Regierung, die oft nicht eindeutig Stellung bezieht; und schließlich die rechte Opposition der Oligarchie und der von ihr ideologisch hegemonisierten Mittelschichten.

Es ist eine diffuse Linke entstanden, die nicht an Organisationsstrukturen arbeitet, sondern an Hegemoniefeldern: in alternativen Medien, Bauernbewegungen, pädagogischen Netzwerken. Deswegen ist Chávez so wichtig. Er hat die unmittelbaren Organisationsformen zusammengebracht, sie gebündelt. Dabei repräsentiert er nicht die Avantgarde, sondern den massenhaften Charakter der Bewegung. Die Regierung Chávez fungiert als eine Art Schutzmauer – der Prozeß selbst aber reicht über sie hinaus. Chávez ist nicht das Zentrum dieses Prozesses, er ist sein Kommunikator. Aufgabe der Regierung ist es, den Protagonismus der Massen zu ermöglichen, ohne ihm eine Richtung aufzuzwingen. Aber die Regierung hat nicht nur die Rechte gestoppt, sondern oft auch die Basisbewegungen und den sozialen Prozeß.

Die Analyse der sozialen Prozesse von unten nimmt bei Twickels jedoch nur eine untergeordnete Rolle ein. Zu sehr dreht sich alles um die Person des Präsidenten, seine Rolle scheint oft überbewertet. Doch der soziale Prozeß im Land läßt sich nicht auf Chavéz reduzieren. Die entstandenen Bewegungen würden, auch wenn es der Opposition gelänge, die Regierung Chávez per Wahlen oder mit Gewalt zu beseitigen, nicht einfach von der Bildfläche verschwinden. Zudem widersetzt sich die Entwicklung in Venezuela hartnäckig gängigen Interpretationsmustern. Das, was als „bolivarianischer Prozeß" bezeichnet wird, ist ein von einem ehemaligen Putschisten angeführter gesellschaftlicher Demokratisierungsprozeß, der gleichermaßen reformistische wie revolutionäre Züge trägt. Chávez formuliert eine Alternative zum traditionellen politischen System und versucht, diese auch durchzusetzen. Der Staatschef mit dem Unterschichtengesicht, der sich zu seinen afrikanischen und indigenen Vorfahren bekennt, repräsentiert das unsichtbare Venezuela – man könnte sagen, Chávez sei eine Art „individuelle Partei": er benennt die gesellschaftlichen Widersprüche und trägt dazu bei, daß der soziale Bruch auch politisch wahrgenommen wird.

Chávez beherrscht als quasi messianische Erscheinung die Bilderwelt dieses Prozesses, gleichzeitig jedoch hat das Fehlen von funktionierenden Parteien der Dynamik von unten weitreichende Bewegungsräume eröffnet. Die venezolanische Situation zeichnet sich durch einen ausgeprägten Caudillismus aus, ist aber gleichzeitig

basisdemokratischer als vorangegangene revolutionäre Bewegungen in Lateinamerika. Chávez beansprucht, die Hoffnungen auf Veränderung zu verkörpern. Unterhalb dieser als kollektive Projektionsfläche fungierenden Gestalt fehlt jedoch bislang jener Repräsentationsapparat, der in parlamentarischen Demokratien, aber auch in sozialistischen Bewegungen bislang zuverlässige Spaltungen in Repräsentanten und Repräsentierte und damit Machtverhältnisse produzierte.

In Venezuela wird in gewisser Weise über die Formierung einer Nation verhandelt, weil dieser für die politische Moderne konstitutive Prozeß in Lateinamerika nie zugelassen worden ist. Das eine Element der bolivarianischen Revolution ist dieses Nationbuilding und die Erlangung der nationalen Souveränität. Das mag nicht besonders fortschrittlich klingen. Aber es verbindet sich mit einem radikalen Moment: mit der Krise der Repräsentation. Die Leute, die die Veränderungen tragen, vertrauen weder den Massenmedien noch den politischen Parteien, Avantgarden oder Intellektuellen. Sie haben in den vergangenen Jahren Chávez als Führer und kollektive Projektionsfläche akzeptiert und sich dabei doch vor allem selbst als historische Subjekte entdeckt. Und diese Verweigerung gegenüber der Repräsentation bedeutet eine Art von Bruch, die weit über die venezolanischen Grenzen hinausreicht und vielleicht das Wegweisende dieses Prozesses ist.

Dieser Prozeß, der sich in Stadtteilkomitees, Piratenradios, städtischen Gemüsegärten, bolivarianischen Aktionsgrüppchen usw. herstellt, kann nicht politisch repräsentiert werden. Die genannten singulären Momente sind zwar paradoxerweise durch eine extreme Form der Repräsentation katalysiert worden, aber die Singularitäten decken sich nicht mit dem Repräsentanten, sie gehen nicht in ihm auf. Chávez' Rolle ist also in gewisser Weise die zwischen den Stühlen. Es existieren vielfältige gesellschaftliche Praxen, die zwar auf die Figur Chávez Bezug nehmen, aber nicht zentral dirigiert werden. Vielleicht ist das sogar das Sympathischste an der Politik der Chávez-Regierung, daß sie in den vergangenen Jahren enorme Organisierungsdynamiken von unten ermöglicht oder sogar selbst initiiert hat.

Der Staat und Chávez üben damit in Venezuela eine seltsame Funktion aus. Denn der Staat und vor allem die oberste Repräsentation des Prozesses, nämlich Chávez, sind gleichermaßen Voraussetzung und Haupthindernis der Emanzipation. Dem dynamischen Ausbruch aus der Unmündigkeit der klientelistischen Repräsentation, der ohne das Gravitationszentrum Chávez nicht möglich gewesen wäre, folgt die Einschreibung in ein neues Gefüge von Repräsentation, in der der Präsident gleichermaßen Projektionsfläche und Stichwortgeber gesellschaftlicher Wunschproduktion ist.

Dieses Gravitationszentrum Chávez und seine politische Biographie beschreibt Christoph Twickel, und vor allem für mit den Entwicklungen in Venezuela bisher noch nicht so Vertraute ist sein Buch eine gute, wenn auch etwas einseitige Annäherung an den bolivarianischen Prozeß im Lande.

Neue Literatur

ENGLER, Wolfgang: **Unerhörte Freiheit. Arbeit und Bildung in Zukunft.** – Berlin: Aufbau Verlag 2007. 175 S.

Der Berliner Kultursoziologe Wolfgang Engler hat seine Studie „Bürger ohne Arbeit. Für eine radikale Neugestaltung der Gesellschaft" (2005) um eine selbstkritische Korrektur erweitert. „Unerhörte Freiheit. Arbeit und Bildung in Zukunft", heißt es nun. Die Arbeit versteht sich als eine grundlegende Präzisierung der Debatte über die Zukunft des Sozialstaates. Hatte Engler die Frage eines „uneingeschränkten Grundeinkommens" (in Gestalt der tendenziellen Entkoppelung von Arbeit und Einkommen im gegenwärtigen Kapitalismus) historisch, soziologisch und sozialphilosophisch durchdekliniert, so diskutiert er die weiteren Schritte einer „Zivilisierung der Marktwirtschaft" nunmehr bildungssoziologisch. Wer in Zukunft nicht arbeiten müsse, aber trotzdem auskömmlich leben dürfe, solle erzogen, besser: *gebildet* werden.

Eine neue Gängelung der „arbeiterlichen" bzw. arbeitslosen kapitalistischen Unterschichten in ihrem Kampf um bessere Arbeits- und Lebensbedingungen? Was oberflächlich wie eine Kapitulation vorm sozialdemokratischen Diktat „Fordern und Fördern" klingt, erweist sich beim näheren Hinsehen als eine tiefe Auseinandersetzung mit der kapitalistischen Gegenwart in ihrer postfordistischen Gestalt, nachdem die klassische fordistische Trennung von „notwendiger Arbeitszeit und Freiheit" in den hochentwickelten kapitalistischen Gesellschaften nicht mehr greift. Dazu verfaßt Engler 43 kurze Kapitel und eine Schlußfolgerung, „Calvin und wir", die seine essayistische Schärfe deutlich illustrieren. Friedrich Schiller wird mit seinen Briefen „Über die ästhetische Erziehung des Menschen" in Englers „Postskriptum" zitiert: „Alle Verbesserung des Politischen soll von Veredlung des Charakters ausgehen." Und daher: „Erst die Kultivierung der ‚Gesinnungen und Gesittungen' und dann die Erweiterung des allgemeinen Handlungsspielraums." Rief diese Satz bei früherer Lektüre ihm eher Stirnrunzeln hervor, stellen sich heute „dort aus demselben Anlass Grübelfalten ein". Das gibt Engler zu denken.

Engler will jedenfalls diese „unerhörte Freiheit", die die postfordistische, „ökonomisch hoch effiziente Gesellschaft" des krisenhaften Gegenwartskapitalismus als Tendenz bereithält, nicht ihrer bisherigen Abstraktheit überlassen. Natürlich steht hier *Arbeit* als anthropologische Konstante (als Stoffwechsel zwischen Mensch und Natur) nicht zur Debatte, sondern ihre Mystifizierung als Quelle allen Reichtums *qua Lohnarbeit*. Es ist ein altes Thema, das bereits Karl Marx in seiner „Kritik des Gothaer Programms" trefflich formulierte und Ferdinand Lassalle tödlich traf. Wer wollte das ignorieren, die kapitalistische Gesellschaft als Arbeitsgesellschaft zur „ewigen" erklären oder verhimmelte Verhältnisse anstreben, wo die Welt immerfort im Reich der Notwendigkeit verharrt? Wer Freiheit postuliert, kann über die (immer gesellschaftlich gegebene) Notwendigkeit nicht schweigen. Das gilt ebenso umgekehrt. Engler weiß das natürlich.

Arbeit als gesellschaftlich und staatlich nicht sanktionierte *Option*, als absetzbare, revidierbare Handlung, Platzhalterin fürs Tätigsein ohne ökonomische Verwertbarkeit; folglich das Recht auf Leben ohne (Lohn-)Arbeit, nunmehr bedingt und angereichert mit einem gesellschaftlich notwendigen Bildungsauftrag – das ist Englers Thema, das in die Praxis umgesetzt, die „ideologischen" Arbeitsapologeten des Kapitalismus und ihre „freiheitlichen" utopischen Feinde „zivilisieren" könnte: „Wir leben in einer Zeit des Übergangs, mitten auf der Grenze zweier sozialer Modelle. Schauen wir in die eine Richtung, dann werden wir einer noch immer erwerbsfixierten Gesellschaft gewahr, die Bürgerrechte und Menschenwürde zum natürlichen Ausfluss der Arbeit erklärt. Je weniger sie dem Anspruch genügt, den sie erhebt, desto verbitterter verficht sie ihn. Wenden wir den Blick, dann stehen uns Auflösungserscheinungen der Lohnarbeitsgesellschaft deutlicher vor Augen als sozial schon gefestigte Formen einer neuen Art zu arbeiten und zu leben. Die Gesellschaft der Zukunft existiert mehr als Ahnung, als tastender Versuch, denn als greifbare Realität. So wie der Arbeitsapostel die Krise des Alten leugnet, leugnet der Freiheitsapostel die Nöte des Neuen. Jener behängt die Menschen mit Blei, auf dass sie im Alten verharren, dieser

beehrt sie mit Luftballons, in der Hoffnung, damit sei die Ausfahrt ins Neue gesichert."

Erst eine Strategie zur Bildung der aus dem ökonomischen Reproduktionsprozeß herausgefallenen „Unterschichten", eine neue „Bildungsoffensive", könne die abstrakte Forderung eines „uneingeschränkten Grundeinkommens" sinnvoll spezifizieren, zugleich aber den Ausgang aus der ökonomischen Unmündigkeit sozialpolitisch verallgemeinern. Wer indes auf ein uneingeschränktes Grundeinkommen in toto pocht – auch aus unternehmerischer Perspektive, wie die Vorschläge des dm-Unternehmers Götz Werner deutlich machen –, zeigt nur die Krise der gegenwärtigen Gesellschaft, ist aber politisch nicht in der Lage, das Programm in die Tat umzusetzen.

Engler seinerseits entwirft, diskutiert, wechselt die Perspektiven, relativiert, versucht Elemente des vorgestellten Problems zu bündeln. Hier wird eine reale Tendenz gedanklich antizipiert. Was folgt – sollte es politisch ernst werden mit seiner Umsetzung, die vieler Schritte, der nationalstaatlichen und internationalen Anpassung bedürfte – aus einem „uneingeschränkten Grundeinkommen" oder einem „Bürgergeld", wenn die Menschen nicht gelernt haben, mit der neuen Freiheit umzugehen? Antworten sind hier eher die Ausnahme. Hier steht Engler in der Tradition einer „Sociological Imagination" des US-Amerikaners C. Wright Mills, die keine Rezepte liefern, sondern „nur" konkrete Tendenzen aufzeigen kann: „Hat es mit dem Gedanken gute Weile, das, was vernünftig ist, auch einmal wirklich wird? Schlösse man das aus, wäre Denken die reinste Zeitverschwendung." So endet seine „unerhörte Freiheit", die wie von selbst auf Michel de Montaignes Sentenz zu folgen scheint: „Dem dient kein Wind, der keinen Hafen hat, nach dem er segelt."

Hugo Velarde, Berlin

Klassiker der Geschichtswissenschaft. 2 Bde. Hrsg. von Lutz Raphael. Bd. I: Von Edward Gibbon bis Marc Bloch (= Becksche Reihe, Bd. 1687). Bd. II: Von Fernand Braudel bis Natalie Z. Davis (= Becksche Reihe, Bd. 1688). – München: Verlag C. H. Beck 2006. Bd. I: 255 S. Bd. II: 284 S.

50 Klassiker der Zeitgeschichte. Hrsg. von Jürgen Danyel, Jan-Holger Kirsch und Martin Sabrow. – Göttingen: Verlag Vandenhoeck & Ruprecht 2007. 247 S.

Zum Beruf als Historiker gehört es zu lesen. Die Bücherstapel werden selten kleiner. Die Bücher werden – wohl dank der Computer – auch noch immer dicker. Die meisten sind langweilig. Die allermeisten werden nicht gelesen, aber fleißig zitiert.[1] Historiographie ist vor allem Handwerk. Ein Uhrmacher, Elektriker oder Maurer findet es auch nicht sonderlich aufregend, einem Fachkollegen bei Routinearbeiten zuzuschauen. Man kennt die Abläufe, die Handgriffe, die Werkzeuge und die erwarteten Ergebnisse. Lesen gehört zum Handwerk des Historikers wie das Stellen der Frage nach dem „Warum" oder die Quellenkritik. Die Ergebnisse unserer Arbeit sind für andere meist weder aufregend noch anschaulich und ganz oft nicht einmal interessant. Auch das gehört zum Handwerk dazu. Die meisten Historiker rackern und mühen sich in der Hoffnung, daß andere, die „Überflieger" der „Zunft", sie in ihren wichtigen und übergreifenden Darstellungen, die den Weg in die Auslagen von Buchhandlungen und womöglich in Bestsellerlisten finden, wenigstens mit einer Fußnote berücksichtigen, vielleicht sogar würdigen. Dann scheint die alltägliche Plackerei wenigstens einen Sinn gehabt zu haben. Historiker nehmen Fußnoten ja besonders ernst und wiegen sich mit der Erwähnung in einer solchen dann in der Gewißheit, daß eines Tages jemand kommen und fragen wird, was ist denn das für ein erwähntes Buch, wer steckt dahinter. Und schon avanciert der Historiker selbst zum Objekt der Forschung, wahrscheinlich.

Wir nennen das disziplinäre Selbstvergewisserung.[2] Die Liste der Publikationen, die diesem Ziel dienen, schwillt unaufhörlich an. Gleichwohl ist unbestritten, daß konzise Überblicksdarstellungen zur Geschichte des eigenen Faches und biographische Nachschlagewerke sowohl Studierenden als auch Forschenden unentbehrliche Hilfsmittel sind. Und so braucht auch jede Generation ihre eigenen, ihren Erkenntnisbedürfnissen entsprechende Werke zur „Selbstvergewisserung".

Die von Lutz Raphael zusammengestellten Bände „Klassiker der Geschichtswissenschaft" versuchen, genau dieses Bedürfnis zu stillen. Raphael, der vor einigen Jahren eine hervorzuhebende Darstellung der Historiographie im 20. Jahrhundert vorlegte,[3] ist sich bewußt, daß

gerade in der Historiographie die Suche nach „Klassikern" besonders prekär ist. Das braucht in einer Fachzeitschrift nicht vertieft zu werden. Für die 25 Historiker und die eine Historikerin, die in das Werk aufgenommen wurden, galt prinzipiell, so Raphael in seiner Einführung: „Die hier präsentierten ‚Klassiker' stehen damit exemplarisch für Ideen und Theorien, Methoden und Arbeitsweisen des Faches Geschichte am Beginn des 21. Jahrhunderts" (Bd. I, S. 10). Möglichen Kritikern begegnet der Herausgeber mit dem Einwand, das Buch beanspruche nicht, „das einzig mögliche oder gar das einzig richtige zu sein, es behauptet nur, gute Gründe für die eigene Auswahl in Anspruch nehmen zu können" (ebd.). Die Westzentrierung des Werkes selbstkritisch aufgreifend, prognostiziert er, „2030" würde das Buch wahrscheinlich eine andere, internationalere Zusammensetzung aufweisen. Anschließend erläutert Raphael seine vier grundlegenden Auswahlkriterien. Erstens gehört dazu „Präsenz" in gegenwärtigen Fachdebatten, die das spezielle Wirken der Historiker ebenso umfaßt wie deren Bedeutung für die gesamte Breite des Faches. Zweitens sollen von Klassikern „Impulse" ausgegangen sein, die schulbildend oder ideengeschichtlich nachhaltig wirkten, weshalb auch Personen Aufnahme fanden, die im eigentlichen Sinne nicht zuerst als Historiker gelten. Als drittes Kriterium nennt Raphael „das große Werk", das ein „Klassiker" vorgelegt haben müsse. Darin zeige sich seine methodische und theoretische Innovation und, noch mehr, seine besondere Darstellungskraft, Stringenz, Quellenkritik, Bewältigung des Stoffes. Viertens schließlich seien „Zeiterfahrungen" zentral, die exemplarisch und besonders prominent generationstypische Reflexionsmuster spiegeln und so die „Klassiker" als Reflektoren ihrer Zeit erscheinen lassen.

Diese Auswahlkriterien sind nachvollziehbar und überzeugend. Sie bleiben abstrakt. Die Entscheidung, wer Aufnahme findet, ist konkret und deshalb kritikwürdig. Im einzelnen handelt es sich, chronologisch gegliedert, um: Gibbon, Ranke, Michelet, Mommsen, Burckhardt, Marx, M. Weber, Rostovtzeff, Huizinga, Beard/Robinson, Bloch, Kantorowicz, Needham, Braudel, Finley, Venturi, Hobsbawm, Stone, Duby, Curtin, Koselleck, Thompson, Foucault, N. Z. Davis sowie Pocock/Skinner. Es wäre ein leichtes zu fragen, warum diese oder jene fehlen.[4] Warum fehlen Johann Gustav Droysen, Karl Lamprecht oder Edward H. Carr? Wäre Hayden White als „Impulsgeber" nun nicht wirklich zu berücksichtigen? Und wenn lebende Historiker wie Natalie Zemon Davis, John Pocock und Quentin Skinner berücksichtigt werden, warum dann nicht Jacques LeGoff, Fritz Stern oder Hans-Ulrich Wehler? Das ließe sich ewig fortsetzen. Und natürlich müßte gefragt werden, warum ausschließlich westliche Historiker Gnade fanden. Der 2006 verstorbene Joseph Ki-Zerbo aus Burkina Faso hat die selbstbestimmte Geschichtsschreibung über Afrika gegen das westliche Bild der Hegelschen Geschichtslosigkeit Afrikas auf dem größten Kontinent der Erde wohl dann doch mehr beeinflußt als die westlichen Hegelianer und Antihegelianer, die hier gewürdigt werden. Ich habe zwar keine Ahnung davon, aber ich weiß es dennoch: Auch in China, in Japan, in Indien, in Südamerika gab es im 20. Jahrhundert Historiker, die als Klassiker gelten, die eine den Kriterienkatalog des Herausgebers erfüllende Wirkung entfalteten und entfalten, die auch schon 2006 und nicht erst 2030 hätten berücksichtigt werden müssen.

Es gibt aber auch eine Kritik, der der Herausgeber in seiner Einleitung nicht zuvorkommt. Diese betrifft die Auswahl der Autoren. Es schreiben nicht nur jeweils die Fachvertreter über ihre „Klassiker", was einerseits praktisch ist, andererseits aber das Kriterium der allgemeinhistoriographischen Präsenz nur ungenügend erfüllt. Natürlich wäre es interessanter gewesen, wenn der klassische Althistoriker von einem Neuzeithistoriker (und umgekehrt) vorgestellt und gewürdigt worden wäre. Problematisch aber wird dies vor allem dann, wenn der methodische/theoretische Ansatz des Porträtierten mit dem des Porträtierenden weitgehend übereinstimmt. Wie Raphael ja selbst betont, ist der „Klassiker" mehr oder weniger durch „universelle", d. h. gesamthistoriographische Wirkungskraft charakterisiert. Gerade das für „heute" zu beweisen, wäre einsichtiger, wenn „andere" als Fans oder kritische Wegbegleiter den Klassikerstatus hergeleitet und begründet hätten. Diese Einlassung spricht nicht gegen die Komposition des Werkes, alle aufgenommenen Personen stehen für ihre Zeit, für (ihre) nachwirkenden Ideen und für methodische Innovationen. Sie soll aber veranschaulichen, daß die Kanonisierung von Klassikern, die Raphael zwar ablehnt und doch zugleich mit

diesem Buch betreibt, umstritten ist und nicht restlos zu überzeugen vermag. Und wenn er auf einige überflüssige Artikel, etwa über Marx, Weber oder Foucault, mit dem Hinweis auf andere Bände derselben Reihe verzichtet hätte, wäre die Chance gegeben gewesen, den traditionellen westlichen Mainstream zu brechen und die tatsächliche Bandbreite der „Klassiker der Geschichtswissenschaft" wenigstens anzudeuten. Wissenschaft ist eine internationale Angelegenheit, keine westliche. Edward Saids Befunde des Orientialismus sind hier merkwürdig aktuell geblieben.

Insofern haben wir es mit einem Werk zu tun, das klug und gelehrt in Leben, Werk und Rezeption der vorgestellten Personen einführt. Es ist allen zu empfehlen, die die westliche Geschichtswissenschaft in ihrer Entwicklung markant nachvollziehen wollen. Wer aber etwas über die Geschichtswissenschaft als globale Veranstaltung und Entwicklung erfahren will, schaut entweder wißbegierig in andere Publikationen oder wartet geduldig auf das Jahr 2030. Aber bitte nicht dem Ratschlag des Marxisten und Autors der Porträts von Marx und Hobsbawm, Matthias Middell, folgen und die fürchterlichen Ideologiefibeln von Toni Negri und Michael Hardt als Ersatz für die „weißen Flecken" verstehen.

Die eher kleinliche Kritik an den „Klassikern der Geschichtswissenschaft" von Lutz Raphael verblaßt nach der Lektüre der „50 Klassiker der Zeitgeschichte", die Jürgen Danyel, Jan-Holger Kirsch und Martin Sabrow ihrem emeritierten Direktor des ZZF Potsdam, Konrad H. Jarausch, zu dessen 65. Geburtstag kredenzten. Schon der Titel ist eine bloße Täuschung. Es geht nicht um „Klassiker der Zeitgeschichte", sondern um „Klassiker der *deutschen* Zeitgeschichte". Das ist zwar den Herausgebern ausweislich ihrer Einführung durchaus bewußt. Merkwürdig mutet freilich an, daß sie selbst eine solche nationalstaatlich verengte Sicht, gerade auch im Blick auf ihren Jubilar (der übrigens nicht als „Klassiker" berücksichtigt wird), als eventuell „anachronistisch" (S. 16) hinstellen, zugleich aber immer wieder suggerieren, deutsche Geschichte im 20. Jahrhundert sei Panoramageschichte des 20. Jahrhundert schlechthin (S. 13).

Das Coverfoto korrespondiert übrigens mit dem Titel und erweckt zunächst auch die Erwartungshaltung, die der Band nicht einlöst. Dort sind Bücher, einflußreiche Bücher zu identifizieren, die im Buch gerade nicht behandelt werden. Etwa Eric Hobsbawms „Das Zeitalter der Extreme" oder Timothy Garton Ashs „Ein Jahrhundert wird abgewählt". Von der (durchaus umstrittenen) Liste der 100 wichtigsten Bücher, die den westlichen öffentlichen Diskurs am nachhaltigsten seit 1945 beeinflußt hätten, finden sich in dieser „Klassikerschau" gerade zwei (Hannah Arendt, Franz L. Neumann).[5] Hält der Band also zunächst nicht, was Titel und Cover suggerieren, so ist nun zu prüfen, wie die Auswahl der 50 (zumeist deutschen) „Klassiker" zur deutschen Zeitgeschichte (1914 bis zur Gegenwart) zustande kam. Die Herausgeber erklären, daß die Liste aus den eigenen Lektüreerfahrungen und den Hinweisen der Autoren erstellt wurde. Dadurch gelingt es zwar, die tatsächliche Zusammenstellung plausibel zu machen, zugleich aber wird der Bandtitel ein zweites Mal entwertet: es geht also eingeschränkt nicht nur um „Klassiker der deutschen Zeitgeschichte", sondern letztlich nur noch um Bücher, die Leseerfahrungen einiger weniger Historiker spiegeln. Es ist der Versuch, einen Kanon zu etablieren, den (fast) niemand benötigt.

Wenn schon „Leseerfahrungen" als Kriterium geltend gemacht werden, so kann man getrost eigene „Leseerfahrungen" als Prüfstein entgegenhalten. So sind von den 50 vorgestellten Büchern als „Klassiker der deutschen Zeitgeschichte" für mich akzeptabel: Fraenkels „Doppelstaat" (1941), Kogons „SS-Staat" (1946), Rothfels' „Deutsche Opposition gegen Hitler" (1948), Arendts „Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft" (1951/55), Brachers „Auflösung der Weimarer Republik" (1955), Friedrichs und Brzezinskis „Totalitäre Diktatur" (1956), Brachers, Sauers und Schulz' „Nationalsozialistische Machtergreifung" (1960), Fischers „Griff nach der Weltmacht" (1961), Hilbergs „Vernichtung der europäischen Juden" (1961), Noltes „Faschismus in seiner Epoche" (1963), „Schoenbaums braune Revolution" (1966), Ludz' „Parteielite im Wandel" (1968), Broszats „Staat Hitlers" (1969), Messerschmidts „Die Wehrmacht im NS-Staat" (1969), Fests „Hitler" (1973), Kockas „Klassengesellschaft" (1973), Mosses „Nationalisierung der Massen" (1975), Barings „Machtwechsel" (1982), Kleßmanns „Doppelte Staatsgründung" (1982/88), Schlögels „Die Mitte liegt ostwärts" (1989), Schwarz' „Adenauer" (1986/91), Broszats, Henkes und Wollers „Sozialgeschichte des Umbruchs" (1988), Alys und Heims „Vordenker"

(1991) und Falters „Hitlers Wähler" (1991). Das ist fast die Hälfte, genau 24 Bücher. Bei der anderen Hälfte würde ich jedenfalls stark hinterfragen, ob es sich hierbei wirklich um „Klassiker der deutschen Zeitgeschichte" mit entsprechenden Wirkungen, die in der Gegenwart (schon) gemessen werden könnten, handelt.

Nehmen wir einmal an, die „Klassiker" stellen einen Kanon dar, den fortgeschrittene Geschichtsstudenten mit künftigen wissenschaftlichen Ambitionen unbedingt kennen sollten, sei es, weil die Bücher wissenschaftlich noch heute unverzichtbar sind, sei es, weil sie ihre Zeit besonders gut spiegeln, oder sei es, weil ihre methodischen und/oder theoretischen Innovationen die Historiographie langfristig beeinflußten, dann erheben sich bei den anderen 26 aus unterschiedlichen Gründen doch erhebliche Fragezeichen. Dabei steht nicht ansatzweise in Abrede, daß alle anderen 26 Bände besonders wichtige Publikationen darstellten. Aber darum geht es ja nicht, es geht um „Klassiker". Fangen wir mal bei Sammelbänden, Dokumentationen und Nachschlagewerken an: Die „Dokumentation der Vertreibung" (1953–1962), „Sowjetsystem und demokratische Gesellschaft" (1966–1972), Niethammers „Ruhrgebiet" (1983–1985), Lüdtkes „Alltagsgeschichte" (1989), Loewys „Holocaust" (1992), Kaelbles, Kockas und Zwahrs „Sozialgeschichte der DDR" (1994) oder der Hamburger Katalog „Vernichtungskrieg" (1996) zur Wehrmachtsausstellung, allesamt bedeutungsvolle Publikationen. Auf die „Dokumentation" und das „Sowjetsystem" greifen Forschende selbstverständlich immer wieder zurück, aber dies macht sie natürlich noch lange nicht zu Klassikern, sonst müßte man den „Brockhaus" oder den „Duden" auch auflisten. Die Sammelbände wiederum lieferten „damals" wichtige Momentaufnahmen, die für eine kritische „Selbstvergewisserung" auch heute noch geeignet sein mögen, doch in allen genannten Fällen würde eine Kanonisierung dieser Bücher Studierende eher auf Abwege führen. Eine andere Gruppe bilden politische Zeitdiagnosen, die damals wie heute umstritten waren: Meineckes „Deutsche Katastrophe" (1946), Mitscherlichs und Mitscherlichs „Unfähigkeit zu trauern" (1967), Benders „Zehn Gründe für die Anerkennung der DDR" (1968) oder Haffners „Verratene Revolution" (1969) haben in ihrer Zeit gerade deshalb für Furore gesorgt, weil sie im Streit der Zeit lagen und so keine singulären Leuchttürme darstellten. Sie gaben ihre heftig umstrittenen Antworten auf Gegenwartsfragen, so wie zur selben Zeit viele andere Publikationen zum gleichen Thema auch, oft bildeten sie Reaktionen auf diese. Vielleicht läßt sich die deutsche Zeitgeschichte nicht ohne die Lektüre dieser Bände verstehen, aber ihr hoher Quellenwert kann sie natürlich nicht zum „Klassiker" der Zeitgeschichtsschreibung erheben. Ein Buch stellt eine eigene Gruppe dar, Wehlers „Modernisierungstheorie" (1975). Wahrscheinlich ist diese schmale Schrift wirklich ein „Klassiker", aber ganz gewiß nicht allein der „Zeitgeschichte". Wenigstens dieses Kriterium aus dem Titel aber sollte ernst genommen werden. Wehlers „Gesellschaftsgeschichte", Band 4 und getrost auch schon der noch nicht erschienene Band 5, werden bei aller Kritik hingegen „Klassiker" werden, ob man nun will oder nicht. Bleibt eine Gruppe von 14 Monographien, die so unterschiedliche Titel umfaßt wie Schoenberners „Der gelbe Stern" (1960), Webers „Ulbricht fälscht Geschichte" (1964), Abendroths „Sozialgeschichte der europäischen Arbeiterbewegung" (1965), Hannovers und Hannover-Drücks „Politische Justiz 1918–1933" (1966), Pingels „Häftlinge unter SS-Herrschaft" (1978), Streits „Keine Kameraden" (1978), Friedländers „Kitsch und Tod" (1982), Peukerts „Volksgenossen" (1982), Heinemanns „Verdrängte Niederlage" (1983), Herberts „Fremdarbeiter" (1985), Staritz' „Geschichte der DDR" (1985), Hillgrubers „Zweierlei Untergang" (1986), Groehlers „Bombenkrieg" (1990) und Meuschels „Legitimation" (1992). Auch hier wieder allesamt wichtige Publikationen, zweifellos. Aber „Klassiker"?

Das Hauptproblem ist letztlich der Herausgeberansatz, die eigenen Gegenwartserfahrungen zum Maßstab zu erheben. Es ist kein Zufall, daß die meisten umstrittenen Bände ein jüngeres Erscheinungsjahr aufweisen. Hier besteht am ehesten die Gefahr, Wunsch und Wirklichkeit, die gar nicht bekannt ist, zu verwechseln und eine Kanonbildung zu betreiben, die etwas beliebig erscheint. So könnte man nämlich fragend auflisten, warum etwa Winklers „Langer Weg" und dessen „Weimar", Wolles „Heile Welt", Neuberts „Geschichte der Opposition", Görtemakers „Geschichte der Bundesrepublik", Friedländers *opus magnum*, Frickes „Staatssicherheit", Austs „Baader-Meinhof-Komplex", Barings „17. Juni", Goldhagens „Willige Vollstrecker" oder Garton

Ashs „Im Namen der Freiheit" ebenso fehlen wie die insgesamt 33 Bände der Enquetekommissionen „SED-Diktatur" oder das „Schwarzbuch des Kommunismus". Die potentiell lange Liste ist nur angedeutet. Auch dies sind alles Werke, die fraglos Wirkungen erzielten und Debatten auslösten, ob einem das Werk nun paßt oder nicht (und ich, z. B., stehe etwa Barings oder Goldhagens erwähnten Büchern sehr kritisch gegenüber).

So wird der Band „50 Klassiker der Zeitgeschichte" voraussichtlich vielen Studierenden nützlich sein, ihren Leseradius beeinflussen und wohl nicht zuletzt dazu beitragen, daß sie über Bücher reden können, die sie gar nicht gelesen haben, eine immerhin erhebliche Wirkung, die ich prognostiziere und die den Band selbst vielleicht zum „Klassiker" in seinem eigenen Sinne machen könnte, aber er mußte so gründlich am Titelversprechen scheitern, daß man sich fragen muß, warum dieses offenkundige Scheitern Herausgeber wie Verlag am wohl zugkräftigen Titel festhalten ließen.

Positiv gewendet könnte man freilich auch sagen, die mittlerweile in vielen Zeitschriften übliche Rubrik „Neu gelesen", die die Herausgeber in ihrer Einleitung auch erwähnen, gekoppelt mit dem titelgebenden Hinweis, hier sei für Studierende eine andere Art der Einführung in die deutsche Zeitgeschichte experimentell versucht worden, stellt einen originellen Versuch dar, deutsche Zeitgeschichte in ihrer Vielschichtigkeit knapp und anschaulich nahezubringen. Das hätte man als Internetprojekt laufen lassen können. Die Möglichkeiten dafür sind ja schier unbegrenzt. Und vielleicht hätte sich über einen solchen modernen Weg tatsächlich ein Klassikerkanon der deutschen Zeitgeschichte 1914 bis 2000 herausgeschält. Im Jahre 2030.

1 *Vgl. den mutigen, ehrlichen, wohl zutreffenden und auch noch lustigen Essay des französischen Literaturwissenschaftlers Pierre Bayard, Wie man über Bücher spricht, die man nicht gelesen hat, München 2007.*

2 *Vgl. dazu auch meine Besprechung von Klaus Große Kracht, Die zankende Zunft. Historische Kontroversen in Deutschland nach 1945, Göttingen 2005, und Zeitgeschichte als Streitgeschichte. Große Kontroversen nach 1945. Hrsg. von Martin Sabrow, Ralph Jessen und Klaus Große Kracht, München 2003, im vorliegenden Heft, S. 524 f.*

3 *Vgl. Lutz Raphael, Geschichtswissenschaft im Zeitalter der Extreme. Theorien, Methoden, Tendenzen von 1900 bis zur Gegenwart, München 2003.*

4 *Dazu braucht man nur einschlägige andere Werke zur Hand zu nehmen und andere Namen aufzulisten, vgl. etwa Historikerlexikon. Von der Antike bis zur Gegenwart. Hrsg. von Rüdiger vom Bruch und Rainer A. Müller, 2., überarb. und erw. Aufl., München 2002, oder Europa-Historiker. Ein biographisches Handbuch, 3 Bde. Hrsg. von Heinz Duchhardt, Malgorzata Morawiec, Wolfgang Schmale und Winfried Schulze, Göttingen 2006–2007.*

5 *Vgl. Freedom for Publishing – Publishing for Freedom. The Central and East European Publishing Project. Hrsg. von Timothy Garton Ash, Budapest, London und New York 1995, S. 195–201.*

Ilko-Sascha Kowalczuk, Berlin

Grosse Kracht, Klaus: **Die zankende Zunft. Historische Kontroversen in Deutschland nach 1945.** – Göttingen: Verlag Vandenhoeck & Ruprecht 2005. 224 S.

Zeitgeschichte als Streitgeschichte. Große Kontroversen nach 1945. Hrsg. von Martin Sabrow, Ralph Jessen und Klaus Grosse Kracht (= Beck'sche Reihe, Bd. 1544). – München: Verlag C. H. Beck 2003. 377 S.

Vielleicht werden künftige Historikergenerationen dem 14. Februar 2007 einen besonderen Platz in der Historiographiegeschichte einräumen. An diesem Tag hielt der vorerst letzte öffentliche Ordinarius für Geschichte, Heinrich August Winkler, seine Abschiedsvorlesung an der Humboldt-Universität zu Berlin. Winkler sprach über Europa und europäische Werte. An der anschließenden Podiumsdiskussion mit dem Emeritus nahmen ein Altbundespräsident, eine Botschafterexzellenz, ein populärer Schriftsteller, der selbst Ordinarius ist, der evangelische Bischof von Berlin-Brandenburg sowie ein SPD-Politiker, der gegenwärtig für die Bundesregierung die transatlantischen Beziehungen koordiniert, teil. Alle großen Feuilletonredaktionen des Landes waren vertreten, Radiostationen und ein öffentlich-rechtlicher Fernsehsender zeichneten

auf. Das Auditorium Maximum war gefüllt mit kleinen und großen Berühmtheiten der Berliner Republik.

Der feierlichen Stimmung wohnte etwas Tragisches bei: offenbar war den meisten Zuhörern und Zuhörerinnen bewußt, daß sie an einem besonderen Ereignis teilnahmen. Mit Heinrich August Winkler trat nicht nur ein großer Vertreter seiner Zunft von der Universitätsbühne ab, zugleich verabschiedete sich mit ihm ein Historiker-, ein Intellektuellentypus, der nicht hinter Universitätsmauern verschanzt um jene Evaluierung, um diese Drittmittel oder um den nächsten aber nun auch wirklich ganz wichtigen Tagungsband stritt, sondern sein Wirken stets als öffentliches begriff und bestritt und sich so Einfluß, Deutungskompetenz und gesellschaftliche Reputation erarbeitete, erstritt und vor allem verdiente. Winkler gehört zu jenen ganz wenigen Historikerpersönlichkeiten der Bundesrepublik, die in ihrem gesellschaftspolitischen und öffentlich wahrnehmbaren Engagement an den politischen Professor des 19. Jahrhunderts erinnern. Damals „hatten die Historiker", wie Thomas Nipperdey schrieb, „einen besonderen Einfluß auf die Zeit- und Lebensinterpretation, sie waren Identitätspräsentierer, Erklärer, Sinndeuter und Zukunftsformer".[1]

Diese gesellschaftliche Funktion haben Historiker und Historikerinnen im 20. Jahrhundert in Deutschland eingebüßt, nicht schleichend, sondern relativ abrupt. Friedrich Meinecke meinte 1922 rückblickend auf das Jahr 1914: „Wir standen mehr in der Front als vor der Front."[2] Im übertragenen Sinne hat sich an dieser gesellschaftlichen Stellung der Historikerschaft seither auch nichts mehr geändert – abgesehen von ganz wenigen Einzelpersönlichkeiten. In den meisten großen historischen Debatten, die in den letzten Jahrzehnten geführt wurden, waren Historiker und Historikerinnen nur vereinzelt oder nur am Rande beteiligt. Die großen wissenschaftlichen Geschichtsdebatten wiederum fanden bis auf ganz wenigen Ausnahmen hinter geschlossenen Türen statt. Die Türen waren allerdings nicht von innen verriegelt worden. Die Gesellschaft hat die Türen angesichts des abgehobenen Tones, der teilweise verqueren Sprache und nicht zuletzt der entrückten Gegenstände gar nicht erst aufzumachen versucht. Insofern ist der von Klaus Große Kracht gewählte Titel „Die zankende Zunft" ziemlich zutreffend gewählt, weil am internen Klatsch und Tratsch einer Zunft tatsächlich Nichteingeweihte und Nichtzugehörige kein Interesse haben.

Das Problem der Geschichtswissenschaft in Deutschland besteht ja nicht nur darin, daß Forschung, Lehre und Rezeption (!) traditionell auf Ordinarien zugeschnitten sind, daß einige Großordinarien wie Sittenwächter der eigenen Spiegelbilder an den Eingangstoren der Zunft Wache stehen, das Problem besteht auch darin, daß die meisten Historiker und Historikerinnen immer noch glauben, ihre „Zunft" würde eine ähnliche gesellschaftliche Position einnehmen wie noch vor 100 Jahren. Und gerade weil dies so ist, reflektiert wohl auch kaum ein wissenschaftlicher Berufsstand so unentwegt über seine gesellschaftliche Bedeutung wie die Historikerschaft. Es vergeht kaum ein Monat, in dem nicht Sammelbände, Monographien und/oder Aufsätze publiziert werden, die letztlich in welcher Absicht auch immer zu vermitteln suchen, die Geschichte wäre ohne ihre professionellen Deuter ganz anders verlaufen.

Der von Martin Sabrow, Ralph Jessen und Klaus Große Kracht herausgegebene Sammelband vereinigt alles, was heute eine moderne Anthologie in der Geschichtswissenschaft zu vereinen hat, will sie überhaupt noch wenigstens innerhalb der „Zunft" wahrgenommen werden: einen bekannten Publikumsverlag, mehrere einflußreiche, d. h. in den einschlägigen Stiftungen und Gutachterausschüssen sitzende Autoren, eine internationale Perspektive (freilich meist ohne komparative Ansprüche) und die Aufnahme der wichtigsten Fachthemen ohne neue oder gar provokative Thesen. Letzteres ginge im Zusammenhang mit der eigenen Nabelschau überhaupt nicht, es sei denn, Autor und gegebenenfalls Herausgeber wollen sich zur Persona non grata aufspielen.

So begegnen uns in diesem Band die wichtigsten historischen Debatten der letzten vier Jahrzehnte (z. B. „Fischer-Kontroverse" – Konrad H. Jarausch, Immanuel Geiss, „Historikerstreit" – Ulrich Herbert, „1989" – Martin Sabrow, „Goldhagen" – Norbert Frei, Volker Ullrich, „Wehrmachtsausstellung" – Hans Ulrich Thamer, „1968" – Ingrid Gilcher-Holtey), und wir werden mit hinlänglich bekannten Interpretationen konfrontiert, ohne daß erkennbar würde, worin der tiefere Sinn dieser Aufsatzsammlung liegt. Martin Sabrows Überschrift „Die Historikerdebatte über den Umbruch von 1989" führt schon

deswegen in die Irre, weil es eine solche Debatte bislang nicht gegeben hat. Vielmehr ging es um die politische und moralische Frage, was mit den kommunistischen Historikern aus der DDR eigentlich geschehen soll. Das mittlerweile von ihm geleitete Institut hat darauf bekanntlich andere Antworten gegeben als die Kritiker der marxistisch-leninistischen Geschichtssicht. Die Goldhagen- und die Wehrmachtsdebatte waren zwar historische Debatten, in beiden spielten aber Historiker – abgesehen von Goldhagen selbst und den Ausstellungsmachern – nur Nebenrollen, die zumeist für „Nichtzünftler" nicht einmal wahrnehmbar waren. Den Grad der gesellschaftlichen Erregung bestimmten andere. Die Fischer-Kontroverse war vielleicht die letzte große öffentliche Fachdebatte, der sogenannte Historikerstreit hingegen war kein in der Öffentlichkeit ausgetragener Fachdisput, er war ein Streit zwischen Ideologen unterschiedlicher Provenienz, die hauptberuflich ihr Brot als Professoren verdienten. Heinrich August Winkler hat sich 14 Jahre danach und eine Epoche später dazu bekannt, ideologisch und nicht wissenschaftlich in diesem Streit argumentiert zu haben. Er prägte bereits 1988 den Begriff „posthume Adenauersche Linke" und meinte mit diesem Begriffsungetüm nichts anderes, als daß Sinnerklärer wie Hans-Ulrich Wehler, Jürgen Habermas, Jürgen Kocka oder er selbst die Westbindung der Bundesrepublik als wichtigste kulturelle und politische Errungenschaft der Bundesrepublik ansähen und auch noch zu allem Überfluß diese Bindung als Errungenschaft ihres eigenen Tuns erklären.[3] Daß sich ein einflußreicher Strang der deutschen Historiographie selbst als „Kritische Geschichtswissenschaft" glaubte apostrophieren zu müssen, deutete bereits eine ideologische Grundlegung des eigenen wissenschaftlichen Arbeitens an, die deren Hauptvertreter gern anderen unterstellten. So weit freilich gelangt in der Thesenbildung auch dieser Sammelband nicht, kein Wunder, schaut man sich nur an, wer mit welchem Hintergrund worüber schreibt.

Neben den bereits erwähnten Aufsätzen (und Autoren) zu einzelnen erinnerungswürdig erachteten Debatten kommen Essays, die nach dem gesellschaftlich veränderbaren Potential von Totenmalen fragen (Koselleck), die Debatte um die Alltagsgeschichte nachzeichnen (Lindenberger), nach dem Selbstverständnis der wissenschaftlich betriebenen Zeitgeschichte schürfen (Seebacher-Brandt, Kleßmann) und anhand von Fallstudien zu Frankreich (François), Polen (Borodziej), Schweiz (Zala), Österreich (Pollak) und Spanien (Ray) aufzeigen, daß auch anderswo nicht selten historische Debatten an der Gesellschaft vorbei geführt werden bzw. in historischen Debatten Historiker oft fehlen.

Was für den angezeigten Sammelband gilt, trifft auf die kleine Monographie von Klaus Große Kracht nicht minder zu: der Selbstbespiegelung durch Zunftmitglieder haftet der Charme an, den Auftragswerke nun einmal haben, wenn zum Firmenjubiläum verdiente und pensionierte Mitarbeiter eine Chronik vorlegen oder wenn gutbetuchte Konzerne ein paar Millionen locker machen, um eine viel- oder wenigstens dickleibige Geschichte vom Familienbetrieb zum Weltkonzern zu erhalten, die sich als Präsent gut eignet. Beiden Buchtypen fehlt es naturgemäß an Kritik, die schmerzt, um weiterzuhelfen. Und so stellt auch Große Kracht alles einleuchtend und nachvollziehbar dar, und ebenso haftet seiner Darstellung jene Sterilität an, die immer dann „die Zunft" anheim fällt, wenn es für sie selbst spannend werden könnte. Natürlich liegt es nahe, das Problem zu erörtern, welche künftige Rolle Zeithistoriker spielen können angesichts einer Medienkultur, in der der langweilig, zögernd, bedächtig und Schachtelsätze formulierende Experte nicht mehr zu Wort kommt, jedenfalls nicht mehr gehört wird. Denn hier bricht doch das eigentliche Problem von „zankender Zunft" und „Zeitgeschichte als Streitgeschichte" auf, nämlich der Komplex, wie innerwissenschaftliche Debatten, gesellschaftliche Bedürfnisse und mediale Möglichkeiten so miteinander vernetzt werden können, daß alle Seiten etwas davon haben.

Wenn Historiker und Historikerinnen, wie jüngst Wehler oder auch von Große Kracht zitierte, nicht realisieren oder akzeptieren können, daß ein Spielfilm mit historischem Hintergrund oder eine Geschichtsausstellung ungleich höhere Wirksamkeiten als jedes noch so gelehrte Buch entfalten und die Jammerei in der „Zunft" über die dauernden „Jubiläumsfeierlichkeiten" geradezu karrierefördernd ist, statt ein „Jubiläum" als Chance und Herausforderung zu begreifen und zu nutzen, dann zeigt sich ein Problemkomplex, den es ernsthaft und aus Zunftsicht selbstkritisch zu debattieren gilt. Klaus Große Kracht aber bricht genau an der Stelle, nachdem er all

das sehr intelligent und sehr einfühlsam wiederholt hat, was wahrscheinlich jeder Leser und jede Leserin seiner Schrift auch schon vorher wußte – ich wage zu bezweifeln, daß Nicht-Historiker sein Buch zur Hand nehmen (warum auch?) –, genau an der Stelle jedenfalls bricht er seine Darstellung ab. Es könnte ja wehtun! Ironischerweise heißt das letztes Buchkapitel auch noch: „Ausblick: Das Ende der Streitgeschichte?"

Nun ja, beide Bücher stehen mehr für ein Ausrufezeichen denn für ein Fragezeichen, weniger wegen des Inhalts, mehr wegen der Art und Weise, „Streitereien", die zum Teil in die Gegenwart reichen, darzustellen. Ich habe jedenfalls an keiner Stelle Kritik und Kritisches vernommen, die auch nur ansatzweise am herrschenden Mainstream gekratzt hätten. Wenn Martin Sabrow die DDR-Geschichtswissenschaft einmal mehr mißversteht und sie nunmehr als „Aushandlungsarena" (S. 123, Anm. 26) charakterisiert, so zeigt dies zunächst nur eine Kopfschütteln provozierende Geschichtssicht. Wenn er aber zugleich das von ihm mittlerweile geleitete Zentrum für Zeithistorische Forschung in Potsdam von jeder Kritik befreit, verweist dies auf den Gesamtband und letztlich fast alle abgedruckten Beiträge: sofern es an den eigenen Stall geht, aus dem die Autoren kommen und dem sie jetzt angehören, werden aus den „kritischen Historikern" kleine, langweilige Apologeten, deren Nichtwahrnehmbarkeit in der Gesellschaft im Zunftgebaren selbst begründet liegt. Wir haben es in der offenen Bundesrepublik mit einer Historiographie zu tun, die tatsächlich einer Aushandlungsarena nicht nur gleicht, sondern alle Charakteristika fast schon idealtypisch erfüllt. Leider!

Und das dies nicht nur auf die meisten von Sabrow, Jessen und Große Kracht versammelten Honoratioren zutrifft, sondern auch auf deren Nachwuchskräfte, zeigt Klaus Große Krachts Buch. Als Mitarbeiter des ZZF Potsdam geht er auch auf den Streit um das ZZF ein. Hier zeigt der Autor – singulär – Emotionen, verteidigt und weiß sich zugleich mit der Mehrheit seiner Leserschaft einig, weshalb ihm seine – zugegebenermaßen verhaltenen – Emotionen eher positiv ausgelegt werden. Wenn ich jetzt aber nachfolgend schreiben würde, der Autor hat wie die große Mehrheit der bundesdeutschen Historikerschaft „1989" nicht begriffen und ist lediglich wie wiederum die Mehrheit der bundesdeutschen Historikerschaft von Revolutionsneid befallen, so würde mir dies als „unwissenschaftlich", „emotional", „übertrieben" oder was weiß ich noch ausgelegt werden. Also lasse ich es lieber.

1 *Thomas Nipperdey, Deutsche Geschichte 1866 bis 1918. Erster Band: Arbeitswelt und Bürgergeist, 2. Aufl., München 1991, S. 592.*
2 *Friedrich Meinecke, Drei Generationen deutscher Gelehrtenpolitik, in: Historische Zeitschrift, H. 125 (1922), S. 252.*
3 *Vgl. Heinrich August Winkler, Der lange Weg nach Westen. Zweiter Band: Deutsche Geschichte vom „Dritten Reich" bis zur Wiedervereinigung, München 2000, S. 445.*

Ilko-Sascha Kowalczuk, Berlin

Klio ohne Fesseln? Historiographie im östlichen Europa nach dem Zusammenbruch des Kommunismus. Hrsg. von Alojz Ivanišević, Andreas Kappeler, Walter Lukan und Arnold Suppan (= Osthefte, Sonderbd. 16). – Wien, Frankfurt a. M., Berlin, Bern, Bruxelles, New York und Oxford: Verlag Peter Lang 2002. 548 S.

Albanien. Geographie – Historische Anthropologie – Geschichte – Kultur – Postkommunistische Transformation. Hrsg. von Peter Jordan, Karl Kaser, Walter Lukan, Stephanie Schwandner-Sievers und Holm Sundhausen (= Osthefte, Sonderbd. 17). – Wien, Frankfurt a. M., Berlin, Bern, Bruxelles, New York und Oxford: Verlag Peter Lang 2003. 416 S.

Ralf Dahrendorf bezeichnete die europäische Epochenwende von 1989/91 als „Wiederbeginn der Geschichte". Sollte die europäische Revolution von 1989/91 tatsächlich in einem Teil Europas zum „Wiederbeginn von Geschichte" geführt haben, so wäre erklärungsbedürftig, was den „Geschichtsstillstand" oder die „Geschichtspause" in der Periode zuvor charakterisiert habe. Auch wenn das Bild vom „Wiederbeginn" realhistorisch nur bedingt zutreffen mag – in einer gesellschaftshistorischen Perspektive stellen „Wiederbeginn" oder „Stillstand" kaum akzeptable Begrifflichkeiten dar –, mindestens in der Ideologie und Geschichtssicht der herrschenden Kommunisten existierte ein „gesetzmäßiger

Geschichtshöhepunkt" (= die Gesellschaftsformation Kommunismus), der zugleich als Endpunkt der Geschichte firmierte. Auch wenn sich die Gesellschaften wenig um diese Geschichtsideologie scherten, ihr ausgesetzt waren sie allemal. Dabei gab es zwischen Wladiwostok und Hötensleben, zwischen Kap Arkona und Achtopol erhebliche Differenzen, aber in allen kommunistischen Staaten war sich die kleine Machtelite darin einig, daß ihr (künftiges) Arkadien einer historischen Gesetzmäßigkeit entspringe. Diese „Gesetzmäßigkeit" bekamen die Gesellschaften zu spüren, sie ging an ihr nicht spurlos vorbei und bestimmte in ihren vielschichtigen ideologischen Ausformungen und Ausformulierungen den Alltag in allen kommunistischen Staaten.

Die Geschichtswissenschaft zählte in den kommunistischen Ländern Ost-, Ostmittel- und Südosteuropas zu jenen Wissenschaften, die systemlegitimierend eingesetzt wurde und die einen großen Teil ihrer Ressourcen für die Ideologie- und Propagandaarbeit der Regime vergeudeten, also zu einem nicht unbeträchtlichen Teil keine wissenschaftlichen Aufgaben verfolgen konnten. In vielen Staaten war ein Teil der Historiographie Magd der kommunistischen Partei, in manchen Teil des Herrschaftsapparates.

Seit der Revolution 1989/91 ist in Deutschland immer wieder betont worden, daß im Gegensatz zur DDR-Geschichtswissenschaft die Historiographien in anderen postkommunistischen Staaten bei weitem nicht so auf die Bedürfnisse der Machthaber abgestimmt gewesen seien. Dieser pauschalen Einschätzung ist zuweilen Skepsis entgegengebracht worden. Eine seriöse Kritik war zumeist nicht möglich, weil kaum verläßliche Angaben und Einschätzungen vorlagen, die über Analysen zumeist zu Polen, der Tschechoslowakei oder Ungarn hinausgingen. Der verdienstvolle Band „Klio ohne Fesseln?" vereint nun Analysen zur Geschichtsschreibung in 19 früheren kommunistischen Staaten. In ihrer Gesamtheit zeigen die insgesamt vierzig Beiträge von 42 Autoren und Autorinnen aus über zwanzig Ländern, daß sich die Historiographie in den kommunistischen und postkommunistischen Staaten weder auf einen einfachen Nenner bringen läßt noch in ihrer Entwicklungsgeschichte einheitlich zu bewerten wäre.

Die Beiträge unterstreichen, daß es zwischen professionell ausgerichteten Historiographien seit dem 19. Jahrhundert etwa in Polen, Ungarn, Rußland, Rumänien oder der Tschechen und Slowaken und noch wenig entwickelten Geschichtsschreibungen in jungen Nationalstaaten wie Makedonien, Moldawien oder Weißrußland erhebliche Unterschiede gibt. Diese Unterschiede haben nicht nur während der kommunistischen Periode zu unterschiedlichen historiographischen Produkten geführt, sie haben auch den Grad der kommunistischen Ideologisierung der Historiographien erheblich beeinflußt. Auch die Zugehörigkeitsdauer zum sowjetischen Hegemoniebereich war entscheidend dafür, wie stark die Geschichtsschreibung kommunistisch geprägt war. So wiesen die Staaten, die früher zur Sowjetunion gehörten, zumeist eine stärker ideologisierte Geschichtsschreibung auf als jene Länder, die erst später in den Herrschaftsraum Moskaus gerieten. Auch der Prozeß der Nationsbildung schlug sich in der Geschichtswissenschaft nieder. War *nation building* vor 1918 oder 1945 bereits weit vorangeschritten, so erwies sich die entsprechende nationale Geschichtsschreibung oftmals resistenter gegenüber den kommunistischen Machtansprüchen als bei einem weniger stark ausgeprägten Nationsbildungsprozeß. Schließlich schlug sich im Maß der kommunistischen Ideologisierung auch der Umstand nieder, welche Freiräume vor 1989 in den einzelnen Staaten den Historikern und Historikerinnen geboten worden sind bzw. welche politischen, ideologischen und/oder wissenschaftliche Freiräume diese sich erkämpfen konnten.

Wie die konkrete Situation in Staat und Gesellschaft in einem Land aussah, verdeutlicht der aufschlußreiche Studienband zu Albanien, wobei gewiß bedacht werden muß, daß Albanien in vielerlei Hinsicht gerade nicht exemplarisch für historische und aktuelle Entwicklungen in Osteuropa und Südosteuropa ist. Dennoch zeigt dieses eher singuläre europäische Beispiel einen Entwicklungspfad, der sowohl zur europäischen Vergangenheit und Gegenwart zählt als auch Teil der kommunistischen Geschichte ist.

Auch wenn sich in den meisten Ländern in den neunziger Jahren die Abhängigkeit der Geschichtswissenschaft von der Politik erheblich verringerte, so erweisen sich einzelne Geschichtsschreibungen generell immer noch erheblich abhängig von Staat und Politik, und zugleich ist in fast allen Staaten zu beobachten, daß in einzelnen Fragen kein sehr hoher Grad

an wissenschaftlicher und politischer Freiheit existiert. Besonders scharf ausgeprägt erscheint ein nachholender Nationalismus, der nicht nur die meisten postkommunistischen Staaten und Gesellschaften generell prägt, sondern der auch zugleich die Historiographien oftmals als Nationalgeschichtsschreibungen oder gar nationalistische Geschichtsschreibungen charakterisiert. In vielen Staaten hat der Nationalismus den Marxismus-Leninismus in seiner Funktion als Leitideologie abgelöst.

Fast in allen Ländern haben die Geschichtsschreibungen mit erheblichen materiellen Problemen zu tun, zugleich hat sich kaum ein institutioneller Wandel vollzogen, wenn man einmal davon absieht, daß die Parteiinstitute ihre Rolle und zumeist ihre Existenz einbüßten. Es sind zwar auch neue Institute gegründet worden, die vor allem die Geschichte des 20. Jahrhundert im Fokus haben, wichtiger noch aber erscheint die Dezentralisierung der Forschung, die fast überall erfolgte. Unabhängig davon konnte kein Elitenaustausch erfolgen, so daß auch ein großer Teil der alten kommunistischen Historikerschaft weiterhin aktiv ist, zumal sich die Nachwuchsrekrutierung aufgrund der schwierigen materiellen Situation als äußerst kompliziert erweist. Gerade die jüngeren Historikerinnen und Historiker aber, wenn auch nicht sie allein, haben in den letzten 15 Jahren erheblich zur methodischen, theoretischen und nicht zuletzt inhaltlichen Pluralisierung und Ausdifferenzierung der Historiographien beigetragen. Auch hier existieren erhebliche Unterschiede zwischen Ländern, wo das auch schon vor 1989 partiell der Fall war (wie z. B. Polen, Ungarn, Tschechien, Kroatien, Slowenien), und solchen, in denen dies vor 1989 eher nicht möglich und üblich war (wie z. B. Albanien, Moldawien, Weißrußland, Bosnien-Herzegowina).

Beide Bücher geben spannende Einblicke in die Geschichte und Transformation mehrerer ost-, mittel- und südosteuropäischer Länder. Die besondere Perspektive auf die Geschichtsschreibungen vermittelt nicht nur unerwartete Einblicke in diese Gesellschaften, zugleich wird der deutsche Leser oder die deutsche Leserin herausgefordert, ihre eigenen geschichtswissenschaftlichen Standpunkte, Methoden, Theorien, Themen und Arbeitsweisen kritisch zu prüfen. Das ist ein durchaus praktischer Gewinn, den nicht jede Lektüre nach sich zieht. Deshalb, aber nicht deshalb allein, ist die Lektüre der Bücher wärmstens zu empfehlen.

Ilko-Sascha Kowalczuk, Berlin

Inventar zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung in den staatlichen Archiven der Bundesrepublik Deutschland. Begonnen von Walter Momper. Hrsg. im Auftrag der Historischen Kommission zu Berlin von Heinz Boberach. Reihe B: Überlieferungen der Flächenstaaten. Bd. 2: **Überlieferungen aus der ehemaligen preußischen Rheinprovinz. Landeshauptarchiv Koblenz.** Bearb. von Marli Beck, Irma Löffler, Bernhard Simon und Manfred Simonis. Nordrhein-Westfälisches Hauptstaatsarchiv Düsseldorf. Bearb. von Dieter Lück. – München: Verlag K. G. Saur 1998. XIX, 254 S.

Inventar zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung in den staatlichen Archiven der Bundesrepublik Deutschland. Begonnen von Walter Momper. Hrsg. im Auftrag der Historischen Kommission zu Berlin von Heinz Boberach. Reihe B: Überlieferungen der Flächenstaaten. Bd. 3: **Hessisches Staatsarchiv Darmstadt. Überlieferung aus dem ehemaligen Großherzogtum und dem Volksstaat Hessen.** Bearb. von Manfred Kukowski. – München: Verlag K. G. Saur 1998. XXVIII, 175 S.

Inventar zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung in den staatlichen Archiven der Bundesrepublik Deutschland. Begonnen von Walter Momper. Hrsg. im Auftrag der Historischen Kommission zu Berlin von Heinz Boberach. Reihe B: Überlieferungen der Flächenstaaten. Bd. 4: **Brandenburgisches Landeshauptarchiv. Überlieferung aus der preußischen Provinz Brandenburg.** Bearb. von Lorenz Friedrich Beck. – München: Verlag K. G. Saur 1999. XIX, 372 S.

Inventar zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung in den staatlichen Archiven der Bundesrepublik Deutschland. Begonnen von Walter Momper. Hrsg. im Auftrag der Historischen Kommission zu Berlin von Heinz Boberach. Reihe C: Überlieferungen der Stadtstaaten. Bd. 2: **Staatsarchiv Hamburg. Teil 2.**

Bearb. von Klaus Weinhauer. **Archiv der Hansestadt Lübeck. Überlieferung aus der Staatsverwaltung bis 1937.** Bearb. von Otto Wiehmann. **Indices.** Staatsarchiv Hamburg Teil 1 und 2, Archiv der Hansestadt Lübeck sowie Staatsarchiv Bremen. Bearb. von Christian Schädlich. – München: Verlag K. G. Saur 1999. XVII, 196 S.

Ende der achtziger und Anfang der neunziger Jahre wurde bei der Historischen Kommission zu Berlin ein wahrhaft ambitioniertes Projekt angegangen. In einem „Inventar zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung in den staatlichen Archiven der Bundesrepublik Deutschland" sollte ein Überblick zu den archivalischen Materialien der deutschen Arbeiterbewegung gegeben werden. Dafür wurden drei Reihen konzipiert, die Reihe A für die Bestände der zentralen Reichs- und preußischen Archive, die Reihe B für die Bestände der Flächenstaaten und die Reihe C für die Bestände der Stadtstaaten. Ursprünglich war auch eine Reihe D für die Bestände der DDR vorgesehen, die sich aber durch den Beitritt der DDR und das Entstehen neuer Flächenstaaten auf ihrem Territorium erübrigte.

Als Herausgeber fungierten im Auftrag der Historischen Kommission Heinz Boberach, Wolfram Fischer und Peter Lösche.

In den Inventaren sollte Archivgut zu folgenden Sachverhalten, die man unter Arbeiterbewegung verstand, erfaßt werden: Parteien, Gewerkschaften, Genossenschaften, organisierte Sozialdemokraten, Kommunisten, Anarchisten, Syndikalisten, Christen, Liberale, Mitglieder der nationalen oder gelben Arbeiterbewegung, zusätzlich die Nationalsozialistische Betriebszellenorganisation (NSBO) und die Deutsche Arbeitsfront (DAF), Organisationen von Angestellten und Beamten nur als Mitgliederorganisationen in Verbänden der vormals definierten Arbeiterbewegungen, des weiteren Sachverhalte wie Lohnbewegungen, Arbeitskämpfe, Demonstrationen, Unruhen und Tumulte. Aufnahme finden sollten auch Handwerkerorganisationen und demokratische Bewegungen vor 1830, insoweit sie zur Vor- und Entstehungsgeschichte der Arbeiterbewegung zählen. Weiterhin sollten auch Quellen zu Fremdarbeitern und ausländischen Kriegsgefangenen im Ersten und Zweiten Weltkrieg aufgenommen werden.

Als erste Titel erschienen 1992 der Band zum Staatsarchiv Bremen und der erste Teilband zum Staatsarchiv Hamburg in der Reihe C. Dem schloß sich 1996 der erste Band der B-Reihe zum Hessischen Hauptstaatsarchiv Wiesbaden an. Im Jahr darauf, 1997, erschien in der C-Reihe der Band zum Landesarchiv Berlin, der in verdienstvoller Weise die Aussagen aus den zersplitterten Beständen des Staatsarchivs von West-Berlin und des Stadtarchivs von Ost-Berlin, welches in der DDR aber einem Staatsarchiv gleichgestellt war, zusammenfaßte. Alle diese Bände wurden in der IWK bereits rezensiert. Seitdem sind die oben aufgeführten Bände hinzugekommen. Mit dem Band zum Brandenburgischen Landeshauptarchiv von 1999 schließt das Inventar dann ungeplant ab.

Der 1998 erschienene zweite Band der B-Reihe umfaßt das ermittelte Archivgut der 1832 als preußisches Staatsarchiv für die Rheinprovinz gebildeten Archive, des Landeshauptarchivs Koblenz und des Nordrhein-Westfälischen Hauptstaatsarchivs Düsseldorf. Damit war die Rheinprovinz als einzige preußische Provinz in zwei Archivsprengel geteilt. In die Zuständigkeit des Koblenzer Archivs gehören das Oberpräsidium der Rheinprovinz, die Regierungsbezirke Koblenz, Trier und die ehemalige Provinz Jülich-Kleve-Berg; die Zuständigkeit des Düsseldorfer Archivs umfaßt die Regierungsbezirke Köln, Aachen, Düsseldorf und das Bergische Land.

In den Anfängen vermittelt die Koblenzer Überlieferung u. a. das Kurfürstentum Trier, die französische Besatzungszeit und die preußischen Behörden der südlichen Rheinprovinz. In ihre Zuständigkeit fällt auch das Archivgut von mittleren und unteren Reichsbehörden. Aufgrund der wirtschaftlichen Struktur sind die Quellen zur Geschichte der Arbeiterbewegung nicht sehr zahlreich, das Industriegebiet an der Saar ist zudem, bedingt durch politische Ereignisse, nur bis 1920 überliefert. Erhebliche Verluste im Zweiten Weltkrieg, vor allem am Schriftgut der NSDAP, beeinträchtigen den Wert der Überlieferung im Sinne der Aufgabenstellung zusätzlich. Die Bearbeiter räumen auch ein, daß die Aktentitel aus dem 19. Jahrhundert nur bedingt aussagefähig seien, so daß auch Archivgut in das Inventar aufgenommen sein kann, welches thematisch eigentlich nicht paßfähig ist.

Etwas günstiger ist die Quellenlage im Düsseldorfer Archiv. In seiner Zuständigkeit befinden sich mehrere Zentren früher Industrialisierung, so der Ruhrbergbau und Essen. Auch

hier sind aber hohe Kriegsverluste, vor allem im Regierungsbezirk Köln, zu verzeichnen. So sollen die Akten des Polizeipräsidiums Düsseldorf insgesamt verlustig gegangen sein. Einen Schatz des Archivs erwähnt der Bearbeiter nur en passant, fast möchte man meinen, daß ihm die Bedeutung dieser Überlieferung nicht aufgegangen ist: der Bestand „RW 58", der über 70 000 Personenakten der Gestapo(leit)stelle Düsseldorf enthält, eine der wichtigsten Überlieferungen der Gestapo überhaupt. Zu diesem Bestand existiert auch eine nach Parteien und Organisationen bzw. nach verfolgten Delikten aufgeschlüsselte Kartei, die auf Nachfrage zugänglich ist.

Für die Archive, deren Aktentitel durchlaufend numeriert sind, gibt es einen Personenindex, einen geographischen Index und einen Index der Organisationen und Institutionen, wobei der jeweilige Index für beide Archive aufgebaut ist.

Der gleichfalls 1998 erschienene dritte Band der B-Reihe listet die diesbezüglich erfaßten Quellen des Hessischen Staatsarchivs Darmstadt, somit die Überlieferung des ehemaligen Großherzogtums (1806–1918) und des Volksstaates Hessen bis 1945 auf. Die Erfassung der Quellen erfolgte hier sehr akribisch, z. T. wurden zu diesem Anlaß neue Enthält-Vermerke gebildet. Allerdings schätzt der Bearbeiter selbst die Überlieferung zur deutschen Arbeiterbewegung als „fragmentarisch" ein. Die Ursachen liegen in der Dominanz überwiegend agrarisch-kleingewerblicher Strukturen und auch starker Abwanderungsbewegungen im 19. Jahrhundert. Hinzu kommen erhebliche Kriegsverluste; so verlor das Hessische Staatsarchiv bei dem Bombenangriff auf Darmstadt zwei Drittel seiner Bestände.

Auch hier gibt es einen Personenindex, einen geographischen Index und einen Index zu Organisationen und Institutionen.

Quasi bereits nach dem Auslaufen des Projektes erschien noch 1999 der vierte Band der B-Reihe zu den Quellen der Arbeiterbewegung, die im Brandenburgischen Landeshauptarchiv in Potsdam überliefert sind. In seinem Vorwort reflektiert der Direktor des Archivs, Klaus Neitmann, auch das „Spezialinventar des Brandenburgischen Landeshauptarchivs Potsdam zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung", welches im Rahmen der „Archivalischen Quellennachweise zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung", die in den sechziger und siebziger Jahren in den staatlichen Archiven der DDR erarbeitet wurden, 1963 erschien. Freilich fand dessen Erarbeitung unter den ideologischen Prämissen der SED, die ja aus der deutschen Arbeiterbewegung ihre Legitimation zog, statt, was Heinz Boberach dazu bewegte, sie als „kritisch zu benutzend" zu verstehen. Nach dem Stand der Dinge, Klaus Neitmann schrieb sein Vorwort nach dem Ende des Projektes, wird es aber für die neuen Bundesländer auf (un)absehbare Zeit keinen Ersatz geben.

Seinem seit 1963 erreichten Erschließungszuwachs und der Rührigkeit seines seit einigen Jahren ausgeschiedenen Direktors, des Bearbeiters Lorenz Friedrich Beck, verdankt das Brandenburgische Landeshauptarchiv als einziges neues Bundesland sein Inventar, welches mit dem Untertitel „Überlieferung aus der preußischen Provinz Brandenburg" versehen ist. In der analytischen Einschätzung der Quellenlage wird darauf verwiesen, daß es zwischen der Überlieferung des Hauptstandortes der Industrialisierung, Berlin, und der regionalen Überlieferung des Umlandes ein deutliches Gefälle gibt. Der Schwerpunkt des Inventars liegt eindeutig auf dem Paradebestand „Polizeipräsidium Berlin", welcher von seiner Substanz her ungemein ergiebig ist. Insofern ergänzen sich die Inventare des Berliner Landesarchivs und des Brandenburgischen Landeshauptarchivs hier wirklich glücklich. Allerdings entsteht auch die Frage, wieso man diesen Bestand ausgerechnet hier antrifft und nicht im Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz (GStA PK) in Berlin-Dahlem etwa oder im Berliner Landesarchiv. Nicht jeder potentielle Nutzer des Inventars ist in der Archivgeschichte so bewandert, daß er die Umstände der Gründung des jüngsten Landesarchivs Deutschlands und das Schicksal der Auslagerungen aus dem Geheimen Preußischen Staatsarchiv in Berlin-Dahlem während des Krieges kennt. Mittlerweile ist allerdings besagter Paradebestand ins Berliner Landesarchiv „heim"gekehrt. Auch dieser Band enthält die zum Standard gewordenen sorgfältig erarbeiteten Indices.

Der letzte zu besprechende, 1999 erschienene Band vereint das Inventar des Staatsarchivs Hamburg mit dem Inventar des Archivs der Hansestadt Lübeck. Damit ist wenigstens die Reihe C zum Abschluß gekommen. Der Teil über das Archiv der Freien und Hansestadt Hamburg bezieht sich auf den Erschließungsstand von 1995.

Aus den reichhaltigen Informationen ragt der Bestand der Politischen Polizei für die Zeit des Kaiserreichs mit 400 laufenden Metern deutlich heraus. Auch die Bestände anderer Institutionen, wie u. a. der Ernst-Thälmann-Gedenkstätte und der Staats- und Universitätsbibliothek, sind archivalisch erfaßt. Dankenswerterweise wird ein zusätzlicher Überblick über neuere Monographien, die anhand der Archivalien des Archivs entstanden sind, gegeben.

Die erfaßbare Überlieferung des Archivs der Hansestadt Lübeck reicht nur bis 1937, da in diesem Jahr der Stadtstaat aufgelöst und Schleswig-Holstein zugeschlagen wurde. Auch wird seitens des Bearbeiters eingeräumt, daß die Überlieferung zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, trotz der Tatsache, daß Lübeck traditionell als sozialdemokratische Hochburg galt, nur „schwach dokumentiert" sei. Eine Durchsicht des Inventars bestätigt jedoch diese Einschätzung. Verwiesen wird auf die ergänzende Überlieferung der Reste der Gestapo Kiel und auf das Sondergericht Kiel im Landesarchiv Schleswig.

Die Indices vereinigen Teil 1 und Teil 2 des Staatsarchivs Hamburg; sie sind jeweils in einem Personen-, geographischen, Organisationen- und Institutionenindex erfaßt. Das Archiv der Hansestadt Lübeck teilt nur einen Index mit, in dem allerdings der Personen-, der geographische sowie der Organisationen- und Institutionenindex miteinander vereint sind. Abschließend folgen der Personen-, der geographische sowie der Organisationen- und Institutionenindex des Staatsarchivs Bremen.

Das letzte Vorwort des Herausgebers, Heinz Boberach, der nach dem Ausscheiden der Mitherausgeber Wolfram Fischer und Peter Lösche als Alleinherausgeber verblieben war, verweist darauf, daß eine 1996 vollzogene Änderung „in den Aufgaben und im Status der Historischen Kommission zu Berlin" die weitere Fortsetzung des Projektes verhindere. Gemeint war damit die Beschränkung der Historischen Kommission auf Berlin, Brandenburg und Preußen und damit einhergehend auch eine erhebliche Beschränkung ihrer finanziellen Möglichkeiten. Seit einigen Jahren ist nun auch die Historische Kommission de facto aufgelöst und nur noch als Verein existent.

Dies erscheint dann in der Tat als der Abgesang der Spezialinventare größeren Zuschnitts, zumindest für die Bundesrepublik. Seinerzeit in den sechziger Jahren auf den *tables rondes* der Archive diskutiert, sollten sie als eine Art verbesserte Dienstleistung der Archivare gegenüber den Nutzern ihrer Schätze, diesen einen schnelleren und umfassenderen Zutritt zu den Archivalien für alle erforderlichen Archive ermöglichen. Das Problem des sehr uneinheitlichen Zustandes der Findhilfsmittel in den einzelnen Archiven ist aber nicht so einfach zu lösen. In den „Hinweisen für die Benutzer" ist dann zu lesen: „Die Beschreibung der einzelnen Bestände ist ein Kompromiß zwischen möglichst umfassender und detailgenauer Wiedergabe der Angaben in den archivischen Findmitteln und den Erfordernissen einer benutzerfreundlichen, einheitlichen, ökonomischen und handhabbaren Textgestaltung." Darum sind die Inventare nicht als „Bestellkatalog" nutzbar, eine Befassung mit den eigentlichen Findhilfsmitteln bleibt unerläßlich. Das schränkt aber den Gebrauchswert der Inventare aus der Sicht der Nutzer dann doch etwas ein. Zudem kann es gerade bei langfristigen Projekten vorkommen, daß die Nutzer mit ihren Forschungsthemen einfach „abspringen". Die rudimentären Reste der Forschungen zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung belegen das. Historische Forschung folgt nun einmal auch in zunehmendem Maße der Konjunktur und damit dem Geld.

Ein weiterer Aspekt ist zu betrachten: das Eindringen der modernen Informationstechnologien in die Arbeit der Archive. Der zunehmende Trend scheint mir dabei zu sein, den archivischen Arbeitsprozeß der Ordnung durch den Einsatz immer größer dimensionierter „Suchmaschinen" abzulösen. Gewiß, es dauert wohl noch etwas, aber eines Tages wird sich der Nutzer sein Spezialinventar per Knopfdruck ausdrucken können. Diese Spezialinventare werden dann mitunter sehr unterschiedlich sein, nämlich abhängig von der Zahl und Qualität der Suchbegriffe. Billig wird das alles nicht, denn eine neue Generation von Datenträgern nach der anderen wird die vorangegangene Generation ablösen. Kein Datenträger wird mehr das Alter einer normalen Karteikarte erreichen. Billig wird in diesem Prozeß nur eines werden: der Archivar. Zum Dateneingeber degradiert, wird sich sein berufliches Profil auflösen.

Den Bemühungen des Förderkreises Archive und Bibliotheken zur Geschichte der Arbeiterbewegung e. V., das Projekt in irgendeiner Form

fortzubewegen, war leider kein Erfolg beschieden. Immerhin lagen zum Zeitpunkt des Endes des Projektes noch ca. 1500 bisher unveröffentlichte Seiten verschiedener Autoren in den Räumlichkeiten der Historischen Kommission vor. Alle seit 2001 unternommenen Versuche, das Projekt wiederzubeleben, scheiterten. Sei es aus Mangel an Geld, sei es auch zunehmend aus Desinteresse. Bleibt das Resümee von Günter Benser: „Ein großzügig begonnenes Projekt, in das viel Zeit und Geld investiert wurde, ist – wie es scheint – für immer verebbt."

Matthias Wagner, Potsdam

MÜHLHAUSEN, Walter: **Friedrich Ebert 1871 bis 1925. Reichspräsident der Weimarer Republik.** – Bonn: Verlag J. H. W. Dietz Nachf. 2006. 1064 S.

„Des Volkes Wohl ist meiner Arbeit Ziel", schrieb Friedrich Ebert unter sein Bild als Reichspräsident. Walter Mühlhausen versucht, nachzuweisen, daß Ebert, als Demokrat und verantwortlicher Politiker, diese Worte ernstgenommen hatte. In dieser bis jetzt ausführlichsten Biographie über Ebert liefert Mühlhausen dafür zahlreiche Belege.

Ebert war der erste deutsche Politiker, der vom Arbeiter zum Staatschef aufstieg. Was er als Politiker leistete, wird jedoch immer noch sehr kontrovers beurteilt.

Als Sohn eines Schneiders und gelernter Sattler bekannte sich Ebert früh zu den Zielen der deutschen Arbeiterbewegung. Vor dem ersten Weltkrieg hießen diese Ziele „Enteignung der herrschenden Klassen" (d. h. der Aristokraten und Kapitalisten) sowie „Umsturz des monarchistischen und militaristischen Staates". Diese Forderungen waren zentrale Punkte in den sozialdemokratischen Parteiprogrammen, und wurden in den Losungen der Arbeiterbewegung wiederholt. Als Ebert politisch aufstieg, veränderte sich die Strategie; der Schwerpunkt wurde mehr und mehr auf Reformen statt auf Revolution gelegt, obwohl die Führungsschichten Deutschlands die früheren Forderungen lange nicht vergaßen. Nach dem Entwurf einer Rede zum 1. Mai 1914 sagte Ebert zum Beispiel folgendes: „Junker, Großkapitalisten sowie alle übrigen Nutznießer der Ausbeutung und Bedrückung des Volkes sehen mit Schrecken, wie die Aufklärungsarbeit der Sozialdemokratie immer weiteren Schichten des Volkes die Augen öffnet [...] 300 Kapitalkönige beherrschen das wirtschaftliche Leben der Welt [...] Wir haben uns immer als Republikaner bekannt [...]."

Wie es dazu kam, daß Ebert mit den Leuten, die er so scharf angegriffen hatte, zusammenarbeitete – Mühlhausen beschreibt das für die Zeit von 1919 bis 1925 en detail – und daß er auch die Monarchie teilweise akzeptierte, bleiben offene Fragen. Hatten sich die Kapitalisten geändert, hatte sich Ebert geändert, oder hatte der Weltkrieg alles geändert? Das erste Rätsel, wie Ebert von so weit links bis Mitte-Rechts in der Gesellschaft gerückt ist, entzieht sich Mühlhausens Darstellung; es ist freilich auch nicht sein Thema, weil er sich auf die Präsidentschaft ab 1919 konzentriert.

Das zweite Rätsel, das Historiker bewegt hat, ist die Frage, warum Ebert, der während der Revolution von 1918/19 z. B. nach der Meinung Susanne Millers der einflußreichste Politiker Deutschlands war, als Reichspräsident der Republik so wenig seinen eigenen Stempel aufdrückte. Mühlhausen repetiert das Urteil anderer Historiker, daß Ebert während des Umbruchs vom Kaiserreich zur Weimarer Republik die entscheidende Person war, und er bestätigt auch Eberts Schlüsselstellung in den Jahren 1918/19. Mühlhausen versucht, das zweite Rätsel dergestalt aufzulösen, indem er Ebert als staatstragenden deutschen „Staatsmann", der eine vielfach gefährdete Republik stabilisiert habe, zeichnet. Ob dies Mühlhausen gelungen ist, bleibt fraglich, aber daß Ebert ein Politiker von Rang war, der an vielen wichtigen Entscheidungen teilhatte, und daß er, wenn auch nicht mit Erfolg, die Machtbefugnisse seines Amtes zu gestalten suchte, das hat Mühlhausen überzeugend bewiesen.

Ist Friedrich Ebert eintausend Seiten wert? Ja, Walter Mühlhausen hat so viele Archive, Nachlässe und Literatur ausgewertet, daß er sicherlich ein noch längeres Buch hätte schreiben können. Mehr als drei Viertel des Textes sind den Jahren als Reichspräsident gewidmet: den 120 Seiten für den Zeitraum von 1871 bis 1919, wovon allein 60 Seiten auf 1918/19 fallen, stehen 840 Seiten für den Zeitraum vom Februar 1919 bis zum Februar 1925 gegenüber. Mit Recht kann Mühlhausen behaupten, daß die Jahre vor 1905 bereits

sehr gründlich erforscht und beschrieben worden sind. Doch Eberts Zeit als Parteisekretär der SPD und einer von zwei Parteivorsitzenden von 1905 bis 1918 sowie als Volksbeauftragter 1918/19 war mehr als doppelt so lang und mindestens so prägend wie die Zeit als Reichspräsident. In dieser Teilbiographie bleiben der frühe Ebert und seine Politik demnach blaß. Alles, was vor 1919 geschah, wird letztlich unter „Prolog" subsummiert. Das Buch ist jedoch deswegen nicht weniger wertvoll, vor allem wenn man Mühlhausens Leistung würdigt, zumal Eberts Nachlaß im Zweiten Weltkrieg vernichtet wurde. Der Autor hat dieses Problem so gut wie möglich durch die Benutzung anderer Quellen ausgeglichen. Dazu hat er viele bemerkenswerte und vielfach unbekannte Bilder zusammengetragen.

Die Arbeit ist großenteils chronologisch in zwanzig Kapitel gegliedert, die solide ausgearbeitet und sinnvoll gestaltet sind. Die Einleitung mit dem treffenden Untertitel „Über die Schwierigkeiten, sich dem Reichspräsidenten Friedrich Ebert zu nähern", bietet Einsichten in die bisherige Historiographie; kaum ein relevanter Autor fehlt. „Auftakt in Weimar" erklärt, warum Ebert das höchste Amt anstrebte und wie er es durch seine Zielstrebigkeit und Führung sowie durch die Anerkennung anderer Interessengruppen erreichte. Mühlhausen weist darauf hin, daß Ebert als Präsident mit qualitativ neuen Aufgaben konfrontiert wurde und daß er völlig neue Situationen zu bewältigen hatte. Er unterstreicht die Bedeutung des Büros des Reichspräsidenten und Eberts Amtsverständnis als Repräsentant der ganzen Gesellschaft sowie als „Teil der Regierung". Mühlhausen nimmt entgegen den Behauptungen anderer Historiker, darunter auch der Rezensent, an, daß die Beamten seines Amtes, die nahezu alle aus dem alten Regime übernommen wurden, Ebert unterstützt und ihn nicht sonderlich beeinflußt haben.

Mühlhausen bietet eine komplexe Analyse von Ereignissen und Problemen, mit denen sich Ebert auseinanderzusetzen hatte: Friedensvertrag, Wehrpolitik, Konterrevolution und Kapp-Putsch 1920, unzählige (insgesamt zwölf) Regierungsbildungen, die Anwendung von Notgesetzen, Ernennung von Diplomaten, Auftreten bei Staatsbesuchen und Beziehungen zum Militär. Wie sich der Präsident in Krisensituation verhielt, wird an Beispielen wie der Unterzeichnung des Versailles Vertrags dargelegt. Ebenso illustriert das Jahr 1923 (Ruhrbesetzung, Inflation, Putsche und Diktaturmöglichkeiten, in die Ebert eingeweiht war, sowie die Absetzung von linken Länderregierungen) seine Politik. Das er gegen seine eigene Überzeugung mehrmals das Amt nicht aufgab, um Krisensituationen nicht zu vertiefen, bewertet Mühlhausen sehr positiv. Die letzten Kapitel beschäftigen sich mit Eberts „Kampf um das Ansehen von Amt und Republik", „Krankheit und Tod" und bieten einen Epilog zu seinen „politischen Erinnerungen" in Weimar. Ebert hatte sich wiederholt gegen organisierte Verleumdungen zu verteidigen, um das Ansehen des Staates aufrecht zu erhalten. All seine „akribische Arbeit" macht ihn jedoch nicht, wie Mühlhausen in der „Schlußbetrachtung" behauptet, zu einem „Staatsmann mit Weitblick". Daß er weder Lincoln noch Stalin gleichgestellt werden kann, wie Publizisten und einige Historiker es früher taten, ist offensichtlich.

Mühlhausen liefert neue Konturen von Eberts Persönlichkeit als Familienvater (viel Disziplin den Kindern gegenüber und Unterstützung der Verwandten), als Ehemann (echte Partnerschaft mit einer Frau von Würde und Selbstbeherrschung) und als Freund (meistens rechtsstehender oder gemäßigter Sozialdemokraten), aber auch als Vertrauter von Aristokraten (wie z. B. Brockdorff-Rantzaus, mit dem er eine besondere, ans verfassungswidrige grenzende Abmachung hatte) und Militärs wie dem Weltmachtdenker Groener und der „Sphinx" Seeckt, den Ebert im Herbst 1923 ausmanövrierte, und einigen „Kapitalisten" wie Wilhelm Cuno, dem von Ebert vorgeschlagenen Kanzler. Mühlhausen argumentiert, daß Cunos Kabinett der Experten eine innere „Logik" besaß. Er widerspricht damit Historikern, die dies für eine Fehlentscheidung Eberts halten. Für jeden schwierigen Moment der frühen Republik fixiert Mühlhausen genau, inwieweit Ebert beteiligt war, auch, obwohl seltener, was Ebert vernachlässigt hat, oder wie wenig Einfluß er manchmal hatte (z. B. beim Rapallovertrag, wo er umgangen wurde, und der Ernennung Stresemanns als Reichskanzler). Mühlhausen hat dabei viel neues Material zusammengetragen, so daß man zum ersten Mal der politischen Tätigkeit Eberts im Detail nachfolgen kann. Dabei kristallisiert sich ein Politiker heraus, der sein Amt sachlich und zum größten Teil ohne viel Aufheben ausfüllte und dessen Maxime es war, das Beste für sein Land zu tun.

Mühlhausen argumentiert, daß Ebert immer wieder versucht habe, die parlamentarische Mitte zusammen und die SPD in der Regierung zu halten oder hineinzubringen. Nach Mühlhausen habe Ebert stets die neue Demokratie zu befestigen versucht. Und dieses Bemühen wird häufig belegt. Ob jedoch ein Politiker durch sein Bemühen ein Staatsmann wird oder ob man solch eine Bezeichnung durch Erreichtes verdient, bleibt unbeantwortet. Fragen, die an Eberts Wirken zu richten wären, sind: Hinterließ Ebert nicht ein politisiertes Militär? Wurde von 1919 bis 1925 die Mitte in der politischen Landschaft nicht schwächer und schwächer? Verschwanden nicht Errungenschaften der Revolution von 1918/19 wie z. B. der Achtstundentag? War Deutschland 1925 wirklich eine „soziale" Demokratie? Sind Worte wie „Engelsgeduld" oder er „verkörperte die Tragik der Republik" zutreffend für einen ganz und gar irdischen Politiker? Mühlhausen agiert hier sehr defensiv und wertet alle Situationen positiv für Ebert; auf Englisch würde man mit Shakespeare sagen: "He protesteth too much." Solche Überlegungen beiseite, Mühlhausen weist nach, daß Ebert in der Tat ein wichtiger Politiker war, der auch von seinen Zeitgenossen, zumeist freilich von jenen der politischen Mitte und Rechten durchaus anerkannt und hoch geschätzt wurde. Doch die Gesellschaft, die Ebert als junger Mann und einflußreicher Sozialdemokrat wandeln wollte, blieb in seiner Zeit fundmental unverändert. Das zweite Rätsel um Ebert bleibt daher ungelöst. Vielleicht weil der Forschungsansatz zu sehr auf die hohe Politik zielte?

Leider bleiben Eberts persönliche Motivationen, wie Mühlhausen konzediert, in vielen Fällen nicht feststellbar. Doch gegenüber anderen Versuchen, Eberts Präsidentschaft zu bewerten, wie z. B. Peter-Christian Witts Umriß oder Hans Mommsens Ansätzen, ist diese Studie ein sehr großer Fortschritt. Mühlhausen hat das Material gesammelt und argumentativ geordnet vorgelegt, auf dessen Grundlage Historiker debattieren können, ob des Volkes Wohl durch Ebert gefördert worden ist.

Dieter K. Buse, Sudbury (Ontario)

JAHNKE, Karl Heinz: **Für eine Welt ohne Krieg und Faschismus. Lebensstationen: Remscheid, Düsseldorf, Moskau, Berlin, Paris, Valencia. Artur Becker 1905–1938.** Hrsg. von Ilse FAESKORN und Karl Heinz JAHNKE. – Frankfurt a. M.: Verlag für Akademische Schriften 2005. 118 S.

Artur Becker ist eine bekannte Persönlichkeit in der Geschichte des internationalen Kommunismus – im Westen unbekannt und in der DDR be- und geachtet: Erste Darstellungen zu seiner Biographie erschienen in den 1950er Jahren, und zahlreiche Straßen, Schulen und einzelne Betriebe wurden nach ihm benannt. Unter anderem wurde er von Stephan Hermlin in „Die erste Reihe" (1951) eingruppiert und (von Klaus Drobisch) im „Biographischen Lexikon zur deutschen Geschichte" (1970) porträtiert; von Emil Kortmann stammt das „Lebensbild eines Helden der deutschen Arbeiterjugendbewegung" (1956); sein Tod als Spanienkämpfer wurde von Karl Pioch im zweiten Band von „Brigada Internacional ist unser Ehrenname" (1974) beschrieben; zu seinem 40. Todestag schrieb Karlheinz Pech über das „Vorbild im Kampf für die Interessen der Arbeiterjugend"' im „Neuen Deutschland" (13./14. Mai 1978); es entstanden ein „Roman vom streitbaren Leben des Artur Becker" (Emil Rudolf Greulich, 1964) sowie ein Kinderbuch von Fred Reinke mit „Episoden aus seinem Leben" (1988). Auch Karl Heinz Jahnke hat in den 1960er und 1970er Jahren mehrmals über Artur Becker publiziert, so über „Atze – so nannten wir dich" (1964), „Aus dem Leben und Kampf Artur Beckers" (1975) in der „Schriftenreihe zur Geschichte der FDJ", und ihn 1975 als „Funktionär der internationalen Arbeiterjugendbewegung" in den „Beiträgen zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung" vorgestellt.

Nun hat Jahnke es aus Anlaß des 100. Geburtstags erneut unternommen, an Artur Becker zu erinnern. Er konnte auf neuere Forschungen und bisher ungenutzte Quellen aus dem Bundesarchiv, dem Hauptstaatsarchiv Düsseldorf, dem Stadtarchiv Remscheid sowie dem ehemaligen Archiv des Zentralkomitees der KPdSU in Moskau zurückgreifen.

Jahnke folgt den Lebensstationen Beckers seit der Geburt am 5. Mai 1905 in Remscheid. Im Zentrum des Bergischen Landes besuchte er die Volksschule. Er begann in einem Kleinbetrieb

eine Lehre als Dreher, trat in den Deutschen Metallarbeiterverband (1918) ein und schloß sich der von der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei beeinflußten Sozialistischen Proletarierjugend an. Mit dieser Jugendorganisation wechselte er 1920 in die Kommunistische Jugend Deutschlands. In dieser Zeit besuchte er die Gewerbliche Fortbildungsschule. Becker nahm im März 1920 an der bewaffneten Abwehr des Kapp-Putsches teil. Unter dem Vorwurf, als Jugendvertrauensmann des Deutschen Metallarbeiterverbandes für den Generalstreik gegen den Putsch agitiert zu haben, wurde er nach anderthalbjähriger Lehrzeit entlassen. Glücklicherweise fand er bald einen neuen Lehrbetrieb. Nach Abschluß seiner Ausbildung verließ er 1922 Remscheid und ging mehrere Monate auf Wanderschaft. Anschließend arbeitete er in unterschiedlichen Betrieben und betätigte sich weiter – gewerkschaftlich in der Jugendsektion des Metallarbeiterverbandes und politisch als Funktionär des Kommunistischen Jugendverbandes Deutschlands (KJVD): 1925/26 in der Unterbezirksleitung in Remscheid. 1925 mußte er nach Auseinandersetzungen um eine Versammlungsstätte für drei Monate ins Gefängnis. Danach fand er keine feste Anstellung mehr.

Nach dem Besuch der Verbandsschule des KJVD in Berlin im Herbst 1926 war er bis 1928 Leiter des Bezirks Niederrhein des KJVD in Düsseldorf, 1927 wurde er Mitglied der Kommunistischen Partei Deutschlands. Eine steile Karriere im internationalen Kommunismus begann: 1928 nahm Becker am V. Weltkongreß der Kommunistischen Jugendinternationale in Moskau teil und wurde Kandidat ihres Exekutivkomitees. Von November 1928 an war er als Vertreter des KJVD ein Jahr in Moskau und anschließend bis Ende 1932 in Berlin. Hier hatte er zentrale Funktionen im KJVD – von Juni bis Dezember 1931 als Vorsitzender – inne. In dieser Zeit bestanden politische Spannungen zwischen der Kommunistischen Partei und dem Jugendverband, und er wurde für das Zurückbleiben des Verbandes hinter den an ihn gestellten Anforderungen verantwortlich gemacht.

Anschließend – von Januar bis November 1932 – war er Reichsleiter der Jugendorganisation der Revolutionären Gewerkschaftsopposition. Danach vertrat er wieder den KJVD im Exekutivkomitee der KJI. Seit September 1930 gehörte er – als jüngster Abgeordneter – dem Deutschen Reichstag an, in den er im Juli und November 1932 erneut gewählt wurde.

Nachdem 1933 in Deutschland die Nationalsozialisten die Macht übernommen hatten, engagierte er sich auf internationaler Ebene: Er nahm an internationalen Kongressen gegen Krieg und Faschismus teil und arbeitete ab 1936 für die Volksfront in Spanien, insbesondere in der Jugendarbeit. 1937 ging er an die Front, im März 1938 wurde er Parteisekretär der XI. Internationalen Brigade. Einen Monat später geriet er in Gefangenschaft und fand in Burgos den Tod. Ein genaues Todesdatum konnte Jahnke nicht feststellen.

Artur Becker war seit 1928 mit Gertrud Seibert verheiratet, die er über politisch-familiäre Kontakte kennengelernt hatte. Seine Frau gehörte ebenfalls dem KJVD und der KPD an.

Das Lebensbild Beckers wird durch die im Anhang abgedruckten zehn Dokumente abgerundet, die insbesondere das Wirken Beckers in der Zeit zwischen 1933 und 1938 beleuchten. Zur besseren Lesbarkeit und zum kurzen Nachschlagen enthält der Anhang eine Liste der biographischen Daten.

Jahnke schildert Artur Becker als einen Menschen, in dem sich ein „angenehmes Äußeres" und „kommunistische Prinzipientreue" verbanden. Er besaß das „Vermögen, sich auf Hauptsächlichkeiten zu konzentrieren", sowie „Begeisterungsfähigkeit in der Arbeit". Jahnke konstatiert, daß „nach wie vor Fragen offen bleiben". So sei nicht immer nachzuvollziehen, warum Becker so häufig seine Arbeitsfelder gewechselt habe. Um diese und andere Fragen befriedigend beantworten zu können, müssen erst die Geschichte der KPD und des KJVD insbesondere zwischen 1928 und 1932 und darüber hinaus die Geschichte der Beziehungen zwischen Partei und Jugendverband intensiv erforscht werden. Die von Jahnke verfaßte politische Biographie Artur Beckers kann dazu beitragen, entsprechende Fragen zu stellen.

Kurt Schilde, Siegen-Geisweid

Ulrich, Jürg: **Kamenev: der gemäßigte Bolschewik. Das kollektive Denken im Umfeld Lenins.** – Hamburg: VSA Verlag 2006. 263 S.

Das Buch von Jürg Ulrich, emeritierter Professor für Neuropathologie am Universitätsspital Basel (Schweiz), versteht sich, folgt man dem Motto der Biographie, als eine Annäherung eines Vertrauten an eine fremdartige Welt. Heiko Haumann, Professor für Osteuropäische Geschichte am Historischen Seminar der Universität Basel würdigt und hebt die Aktivitäten seines Kollegen als Mitbegründer der Stiftung für Sozialgeschichte Osteuropas und als Verfasser einer für die Jugend geschriebenen Biographie des jungen Leo Trotzki hervor. Daß bei dieser Beschäftigung Kamenev, der mit einer Schwester Trotzkis verheiratet war, stärker als andere Parteimitglieder, die das kollektive Denken im Umfeld Lenins vertraten, ins Blickfeld geriet, leuchtet ein.

Im Titel des Buches, das der Verlag als erste deutschsprachige Biographie Kamenevs ankündigt, hätte auch ein anderer Name stehen können. Ulrich sucht und findet den Zugang über den Vergleich von Lenins „Was tun" mit den Abhandlungen des polnischen Bakteriologen Ludwik Fleck (S. 17–22).

Leider werden die interessanten Bemerkungen über die Lassalle-Rezeption des jungen Rozenfel'd, insbesondere des Arbeiterprogramms sowie die daran geknüpften Vorstellungen über den Typus des Revolutionärs, von Ulrich nicht weiter verfolgt. Auch bei Trotzki lassen sich analoge Auffassungen finden, die nicht nur auf eine spezifische Rezeption im Milieu der jüdischen Intellektuellen schließen lassen, sondern auch die Ursachen späterer Debatten über innerparteiliche Demokratie erklären. Statt diese Quellen aufzudecken, zieht es Ulrich vor, die 1926 für die Granat-Enzyklopädie verfaßte autobiographische Skizze als Schlüsseltext zu präsentieren.

Ulrich benennt die Unterschiede zwischen dem Entwurf und der veröffentlichten Fassung, ohne auch nur mit einem Wort auf die Einbettung der für die Granat-Enzyklopädie verfaßten biographischen Skizzen in die nach Lenins Tod laufende Auseinandersetzung in der Kommunistischen Partei Rußlands einzugehen. Damit wird genaugenommen mehr verschüttet als freigelegt. Gerade am Beispiel der „scheinbar unbedeutenden Episode" (S. 32), die Kamenev noch Jahre später ärgerte (der Menschewik Martov reiste 1903 mit seinem Paß), hätte er das Problem anschaulich darstellen können.

Unterbelichtet bleibt in den Ausführungen über die Parteientwicklung bis 1905 aber auch, wie und durch wen der in der russischen Sozialdemokratie laufende Theoriebildungsprozeß vorangebracht wurde und an wem sich die in der Partei vorhandenen Propagandisten orientierten. Lenin erscheint als Alleinakteur. Hinweise auf Bogdanov und Rjazanov fehlen, von Plechanov ist erst auf Seite 50 die Rede. Ohne die Parteischule auf Capri zu erwähnen, wird die in Longjumeau als die bekannteste bezeichnet. Man vermißt eine Antwort auf die Frage, warum Kamenev dem in der russischen Partei verbreiteten schematischen Denken (S. 56) weniger erlag als andere, und wundert sich über die Fragestellung als solche. Denn bislang wurde Lenin in der Rolle eines „Vordenkers" der Denkschule („Lenin und seine Bolschewiki" [S. 97]) vorgestellt und die damit verbundene „unvermeidliche Einseitigkeit" (S. 75) in Kauf genommen.

Nach dieser Vorgeschichte, in der zwei Revolutionen, die von 1905 und die vom Februar 1917, kaum eine Rolle spielen, wird der Leser im Abschnitt „Lenins ‚Aprilthesen'" (S. 93–98) mit der Feststellung konfrontiert, daß Kamenev mit Lenins Thesen nicht einverstanden war und im Zentralorgan der Partei auch noch einen diesbezüglichen Artikel publizierte. Kamenev folgte der Vorstellung „früherer Marxisten über den Verlauf von Revolutionen" (S. 96), während Lenin einen Paradigmenwechsel begründete. Zu den wenigen Genossen, die sofort dessen Wichtigkeit, Richtigkeit und Bedeutung verstanden, gehörte Leo Trotzki. Anhand seiner Artikel erläutert Ulrich den Streit zwischen dem Praktiker Kamenev und Lenin, dem Neuankömmling aus der Schweiz. Damit wird stillschweigend Trotzkis These von der Permanenz der Revolution mit Lenins Konzept des Hinausgehens über die bürgerlich-demokratische Revolution gleichgesetzt.

Im Oktober 1917 folgte Kamenevs Ablehnung des Aufstandes, die „keine grundsätzliche Absage" an den Aufstandsplan war (S. 105). Verbarg sich hinter dieser Ablehnung durch den Theoretiker, der nunmehr Lenins innenpolitische Auffassungen weitgehend teilte, nicht eher die Ablehnung des bolschewistischen Putsches? Anhand der unterschiedlichen Haltung beider zur Konstituierenden Versammlung (S. 107) hätte

das dem interessierten Leser erläutert werden können. Schließlich liegt hierin nach Meinung Ulrichs der „Keim des Verhängnisses" (S. 108).

Änderungen in der Diktion – von nun an ist vom „bolschewistischen Regime" – die Rede, werden nicht kommentiert. Die Prüfung, inwieweit diese Begrifflichkeit auf Viktor Serge zurückgeht, dessen Berichte (S. 109, Anm. 29) nunmehr von Ulrich referiert werden, bleibt dem Leser überlassen. Ulrichs Erklärung, daß Serge zum bolschewistischen Denkkollektiv gezählt werden könne, mündet nicht in die Erklärung, wann, unter welchen Bedingungen und zu welchem Zweck dieser 1930 in Paris veröffentlichte Bericht entstand. Und so geht es dann auch weiter im Text. Kamenevs Mission in England wird nach Trotzkis „Mein Leben" referiert (S. 112, Anm. 40), die Haltung zu Beginn des Bürgerkrieges nach Geoffrey Swain (S. 117, Anm. 48), der Bruch mit Stalin nach Pierre Broué (S. 192, Anm. 19), das Vorspiel zum Schauprozeß nach Wadim S. Rogowin (S. 239, Anm. 11).

Das Leitmotiv Kamenevs wird als das des Vermittlers zwischen den Kommunisten und ihren Gegnern beschrieben (S. 128). Von dessen „individuellen Eigenheiten" ist die Rede (S. 138). Statt diesen im Hinblick auf die bei Kamenev fehlenden Sowjets nachzugehen, wird Lenins Staatstheorie, die Kamenev „weitgehend teilte", referiert, während die erwähnten Besonderheiten, wie z. B. die Ablehnung der Todesstrafe, eher flüchtig in den Fußnoten abgelegt werden.

„Versucht man den Gesamteindruck zu schildern", den Kamenevs Vorworte zur Ausgabe der Werke Lenins hinterlassen, „so sind sie einerseits Versuche, aus Lenins Texten die Geschichte der Partei zu rekonstruieren. Sie nehmen immer für Lenin Partei. Ja, sie gehen davon aus, dass er immer recht hatte und dass Divergenzen mit ihm stets auf Torheit beruhen" (S. 163). Schwer nachvollziehbar sind die Ausführungen über die Zeit in der Opposition, die sich auf die Referierung des Geheimgesprächs mit Bucharin im Juli 1928 reduzieren. Die Moskauer Prozesse werden als Folgeerscheinung der Ermordung von Kirow dargestellt. Das Buch endet mit dem gegen die Vertreter der herrschenden Elite entfesselten Terror. Offensichtlich hatte Ulrich keinen Zugang zum Bestand N. I. Jeshow im Moskauer Archiv für sozialpolitische Geschichte. In diesem Bestand liegt eine ebenso umfangreiche wie aufschlußreiche, von Mitgliedern des Politbüros bearbeitete Fassung des von Jeshow erarbeiteten Szenarios der Moskauer Schauprozesse.

Alles in allem kommt der von Ulrich unternommene Versuch, „den Rahmen des Kamenevschen Denkens aufzuspüren und seine Handlungsweise möglichst aus seiner eigenen Sicht der Verhältnisse zu erklären", nicht über eine Absichtserklärung und eine den neuesten Forschungsstand zur Geschichte der bolschewistischen bzw. kommunistischen Partei Rußlands ungenügend widerspiegelnden Materialsammlung hinaus.

Wladislaw Hedeler, Berlin

PRÜFER, Sebastian: **Sozialismus statt Religion. Die deutsche Sozialdemokratie vor der religiösen Frage 1863–1890** (= Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd. 152). – Göttingen: Verlag Vandenhoeck & Ruprecht 2002. 391 S.

Die 1999 als Dissertation am Fachbereich Geschichts- und Kulturwissenschaften der FU Berlin eingereichte und verteidigte Arbeit wurde für den Druck leicht überarbeitet und gekürzt sowie um Forschungsergebnisse der Jahre 1999 und 2000 ergänzt. Sebastian Prüfers Untersuchung besticht bereits durch ihre außerordentlich reichhaltige Quellenbasis. Zu nennen sind hier beispielsweise theologische Quellen, teilweise schwer zugängliches Material aus der Zeit der Illegalität der Sozialdemokratie (1878–1890), aus der Parteipresse, aus Arbeiterbiographien und Erinnerungen.

Das Thema „Kirche und Religion" trieb die deutsche Sozialdemokratie mehr um, als die Forschungsliteratur zur Arbeiterbewegung bisher wahrhaben wollte. Kaum eine sozialdemokratische Broschüre dieser Frühzeit, kaum eine Ausgabe der sozialistischen Tagespresse, kein sozialdemokratisches Liederbuch, das nicht dieses in irgendeiner Form aufgegriffen hätte, ebenso wie dies auch auf vielen sozialdemokratischen Parteitagen thematisiert wurde. Die Fülle des verarbeiteten Materials ist beeindruckend, mithin kann zu Recht davon gesprochen werden, daß die „religiöse Frage" zwischen 1863 und 1890 erschöpfend abgehandelt wurde.

Die Verbindung des Milieukonzeptes von Rainer M. Lepsius mit einem diskursanalytischen Ansatz prägt den methodischen Zugriff

des Autors (S. 27 ff.). Prüfer arbeitet idealtypisch die je eigenen Religionsdiskurse der vier soziokulturellen Milieus heraus. Eindeutig war die kirchliche Prägung im katholischen Milieu mit seiner konstitutiven religiösen Selbstidentifikation, seiner politischen Vertretung in der Zentrumspartei, seinem kulturellen, karitativen und publizistischen Organisationsformen und dem „Sozialkatholizismus" der katholischen Handwerker- und Arbeitervereine. Aber auch das konservative Milieu hatte starke religiöse Prägungen: im Fortwirken des romantischen Konzepts vom „christlichen Staat" und seiner Weiterentwicklung in nationalreligiösen Ideen, in seinem Festhalten an der obrigkeitsstaatlich durchgesetzten Zwangskirchlichkeit und in den verschiedenen Konzepten eines „christlichen Sozialismus", etwa in der Variante des Hofpredigers Adolf Stoecker. Doch auch das liberale Milieu blieb nicht von sozialdemokratischer Religionskritik verschont.

Religion war zwischen 1863 und 1890 also noch ein zentrales Thema. Der sozialdemokratische Religionsdiskurs suchte mithin nach einer eigenen Antwort auf die religiöse Frage. Deren Relevanz und Stellenwert innerhalb der sozialistischen Bewegung werden umfassend herausgearbeitet. Wie ein roter Faden zieht sich dabei das grundsätzliche Dilemma der Sozialdemokratie zwischen marxistischer Theorie – wonach für Deutschland die „Kritik der Religion im wesentlichen beendigt, und die Kritik der Religion [...] die Voraussetzung aller Kritik" ist – und den vermeintlichen Erfordernissen einer um Wählerstimmen buhlenden Partei mit einer opportunistischen, an theoretischen Fragen desinteressierten Parteibürokratie durch die vorliegende Studie.

Daß diese Problematik nicht nur unsere Zeit charakterisiert, sondern schon am Beginn der sozialdemokratischen Bewegung stand, wird umfassend illustriert. Exemplarisch sind hierzu die Studien zu den „Grundtopoi des religionskritischen Diskurses in der frühen Sozialdemokratie" (S. 44 ff.) mit den Diskursen zu „Religion und Herrschaft" (Bündnis von Thron und Altar), sowie die Bemühungen um die Moderne (Wissenschaft, Bildung, Bibel- und Dogmenkritik, Kultur- und Sittlichkeitsdiskussionen) zu lesen. Auch die konkurrierenden politischen und soziokulturellen Alternativen werden in die Darstellung einbezogen, so der zeitgenössische Konservatismus, evangelische Sozialreformbemühungen, „christlicher Sozialismus", Liberalismus und sozialer Katholizismus.

Der Kampf August Bebels, der prägenden Persönlichkeit der frühen Sozialdemokratie, gegen den Klerus wird ausführlich behandelt. Sein persönlicher Kirchenaustritt, seine Aufklärungsschriften und historischen Abhandlungen zeigen den Parteiführer als einen kompromißlosen Freidenker. Überdies bietet sich dem Leser ein regelrechter Fundus an historischem Material und politischen Denkwürdigkeiten, wie die zahllosen Verfahren und Verfolgungen auf der Grundlage des § 166 StGB (Gotteslästerungsparagraph), die Kämpfe gegen religiöse Eidesformeln, gegen erzwungene kirchliche Rituale und gegen die kirchliche Schulaufsicht.Letztlich geht es um die bis heute noch nicht gelöste Frage nach der Trennung von Kirche und Staat. Aus zitierten Arbeiterbiographien und Parteipresseberichten entstehen quasi Kulturkampfbilder. Besonders anrührend: die Kämpfe um selbstbestimmte sozialistische Bestattungen statt erzwungener kirchlicher Rituale. Von hohem Informationswert sind auch die Darstellung der sich seit dem Vormärz in Vereinen bzw. sogenannten freien Gemeinden organisierten Bewegung der Freireligiösen und in ihren Anfängen auch der Freidenker, Bewegungen, die sich erst langsam vom Festhalten am Religionsbegriff lösten, in ihrem Verhältnis zur Sozialdemokratie sowie der Kirchenaustrittskampagnen und der Bewegungen für einen „sozialdemokratischen Darwinismus" (S. 223–337). Die janusköpfige Antwort, die sich freilich letztlich durchsetzte, lautete: „Sozialismus statt Religion".

Sebastian Prüfers grundlegende Arbeit kann somit allen am Themenkomplex „Sozialismus und Religion" Interessierten dringend empfohlen werden.

Heiner Jestrabek, Heidenheim

MÜMKEN, Jürgen: **Anarchosyndikalismus an der Fulda. Die FAUD in Kassel und im Widerstand gegen Nationalsozialismus und Faschismus.** Mit einer Einleitung von Helge Döhring. – Frankfurt a. M.: Verlag Edition AV 2004. 134 S.

DÖHRING, Helge: **Syndikalismus im „Ländle". Die Freie Arbeiter-Union Deutschlands**

(FAUD) in Württemberg (1918 bis 1933). – Lich/Hessen: Verlag Edition AV 2006. 219 S.

Trotz mancher Lücken ist die Geschichte der anarchosyndikalistischen Freien Arbeiter Union Deutschlands inzwischen über die Grundzüge hinaus bekannt. Wegweisende Pionierarbeit leisteten seinerzeit die noch marxistisch orientierten Studien von Hans Manfred Bock und Dirk H. Müller. Während Bock den Syndikalismus als Bestandteil einer breiten sozialen Strömung des Linksradikalismus in seiner wirkungsmächtigen Bewegegungsphase von 1919 bis 1923 verortete, setzte ihn Dirk H. Müller in den Kontext einer länger existierenden gewerkschaftlichen Versammlungsdemokratie und Rätepraxis. Und schon in der älteren Forschung waren die Koordinaten der Forschung über den Syndikalismus vorgegeben: die vertikale Zeitachse der historischen Vorlaufs- und Realisierungsphase und der vertikale Horizont des linksradikalen Bewegungsspektrums.[1] Nach den Studien von Bock und Müller folgten organisations- und sozialgeschichtliche Untersuchungen der syndikalistischen Präsenz in verschiedenen Berufsbranchen (Hafen- und Stahlarbeiter, diverse Handwerksberufe, See- und Bergleute) sowie eine Aufarbeitung der regionalen Strukturen (Rheinland-Westfalen, Oberschlesien, Nordwestdeutschland, Saargebiet), die z. T. auch die Widerstandsaktivitäten einbezog. Neuerdings ist eine lokale Aufarbeitung des Anarchosyndikalismus zu beobachten. Kurzdarstellungen oder auch Examens-, Magister- und Diplomarbeiten liegen mittlerweile vor für die Städte Aachen, Bremen, Delmenhorst, Dortmund-Mengede, Dresden, Hamborn, Hamburg, Mülheim a. d. Ruhr, Sömmerda und Wuppertal. Eine umfassende Untersuchung über die Industriestadt und den Verkehrsknotenpunkt Magdeburg befindet sich in Arbeit. Wichtige Leerstellen sind, neben den noch fehlenden Ruhrgebietsorten und den rheinischen Metropolen, vor allem die Städte Nürnberg, München und Bremerhaven; in den beiden letzteren bildeten sich die frühen Kerne des Anarchismus und des Syndikalismus heraus.

Mümkens Buch, das eigentlich die Geschichte der Anarchosyndikalismus in Kassel darstellen will, beginnt mit dem Aufsatz „Syndikalismus und Anarcho-Syndikalismus in Deutschland. Eine Einführung" (S. 11–29), die dessen Genosse Helge Döhring beigesteuert hat. Ein schlicht ungenießbarer propagandistischer Aufguß. Daran anschließend wendet sich Mümken auf einigen Seiten dem eigentlichen Schicksal der Kasseler Ortsgruppe in der Weimarer Republik zu (S. 32–46). Über deren Gründungsgeschichte weiß er allerdings so gut wie keine Informationen beizubringen. Seinen Vermutungen zufolge liegen die Wurzeln der 1920 in Kassel gegründeten Ortsgruppe im Spartakusbund oder der Kommunistischen Arbeiterpartei Deutschlands (KAPD). Ein wichtiger Protagonist, der Tischler und spätere Metallarbeiter Willi Paul, stieß indessen über die USPD zur FAUD. Im Gegensatz zu den bereits erforschten Städten gehörte Kassel eindeutig nicht zu den Zentren des Anarchosyndikalismus. Dementsprechend kommt Mümken zu dem Schluß, daß die FAUD in der Zeit ihres Bestehens über keine Verankerung in der örtlichen Arbeiterbewegung verfügte. Andererseits hätten sich die Mitglieder jedoch mit einigem Erfolg in der Erwerbslosenbewegung betätigt. Eine Erklärung, weshalb er die Erwerbslosenbewegung nicht als Teil der Arbeiterbewegung begreift, also einem für den Syndikalismus untypischen, weil eingeschränkten Arbeitsbegriff folgt, gibt der Verfasser nicht. Ungeachtet ihrer geringen numerischen Stärke, 1931 zählte die Ortsgruppe gerade noch sieben Mitglieder, entfalteten die wenigen Aktivisten ein rege Tätigkeit: sie gaben diverse Zeitungen heraus (S. 121), organisierten Veranstaltungen und gründeten (kurzlebige) Siedlungsgemeinschaften. Darüber hinaus initiierten sie eine Gruppe der sogenannten Schwarzen Scharen, eines paramilitärischen Pendants zu dem der Sozialdemokratie nahestehenden Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold bzw. des Rotfrontkämpferbundes der KPD. Nach dem Verbot ihrer Organisation waren die anarchosyndikalistischen Protagonisten im Widerstand gegen den Nationalsozialismus engagiert (S. 51 bis 63). Kurz geht Mümken auch auf das Engagement der Kasseler Anarchosyndikalist(inn)en im Spanischen Bürgerkrieg sowie auf deren Verfolgung und Exil ein.

Der Rest des Buches besteht mit Ausnahme einiger Hinweise auf den Neuanfang der ehemaligen Anarchosyndikalisten in der Föderation Freiheitlicher Föderalisten (S. 109–113) aus einer Kompilation von Aktendokumenten (Anklage- und Urteilsschriften, Wiedergutmachungsakten), abgedruckten Faksimiles, Fotos, Erlebnisberichten und anderweitigen Texten. Darin

ähnelt es einer in den achtziger Jahren erschienenen Dokumentation über den Widerstand der Anarchosyndikalisten an Rhein und Ruhr, die ebenfalls keinen wissenschaftlichen Anspruch erhob.[2] Im Anhang werden zudem 28 Kurzbiographien von FAUD-Mitgliedern aus Kassel aufgelistet. Weiterführende Angaben über die Mitgliederzahlen und die Namen der Kongreßdelegierten hätte der Verfasser übrigens den Protokollen der FAUD sowie den Akten des Geheimen Staatsarchivs Preußischer Kulturbesitz in Berlin-Dahlem entnehmen können. Außerdem hält der Rocker-Nachlaß, der sich im IISG in Amsterdam befindet und der auch die Korrespondenz ehemaliger Kasseler Ortsgruppenmitglieder mit Rudolf Rocker enthält, zusätzliche Informationen bereit.

Problematischer als die Vernachlässigung wichtiger Quellenbestände wiegt indessen der Umstand, daß die oder der Interessierte sowohl über die sozioökonomischen Rahmenbedingungen als auch über die örtliche Arbeiterbewegung so gut wie nichts erfährt. Denn auf jegliche Informationen über die Stadt Kassel, eine auch für eine nichtwissenschaftliche Untersuchung nötige Grundlage, hat der Autor verzichtet. Unter quantitativen und inhaltlichen Gesichtspunkten rechtfertigt der auf wenige Seiten beschränkte Kernertrag der Arbeit allenfalls einen Zeitschriftenartikel, keinesfalls aber eine Buchveröffentlichung.

Einen wissenschaftlichen Anspruch erhebt dagegen prononciert Helge Döhrings Darstellung über den Syndikalismus in Württemberg, da sie aus einer in Bremen eingereichten Magisterarbeit hervorgegangen ist. Als Ziele hat sich ihr Verfasser die Analyse der Entstehungsbedingungen des Syndikalismus und des Spannungsfelds von kulturpolitischen und gewerkschaftlichen Praxisformen der FAUD gesetzt. Darüber hinaus soll „die syndikalistische Arbeiterbewegung in den historischen weltweiten, reichsweiten und regionalen Kontext von Ökonomie, Politik und Kultur eingeordnet werden". Ein derart ambitioniertes Vorhaben weckt Interesse, zumal Döhring einen „Gesamtüberblick über die Entwicklung der syndikalistischen Arbeiterbewegung in Europa" (S. 13) ankündigt. Doch dieser beschränkt sich auf den Umfang einer halben Seite.

Die nachfolgende Darstellung trägt zur Beantwortung der ersten Fragestellung wenig bei, da sich der Autor an einem organisationshistorischen Raster abarbeitet. Dabei legt er eine distanzlose Affinität zu seinem Untersuchungsgegenstand an den Tag, so daß sein Wunschdenken gegenüber den Maßstäben der Objektivität die Oberhand behält – so z. B. wenn unter Berücksichtigung nicht repräsentationsfähiger Ortsgruppen eine branchenspezifische Suborganisation zu einer „Massenbewegung" (S. 57) deklariert wird, was in dieser Dimension gerade einmal für eine mittelgroße Industriestadt gelten könnte.

Solcherart interpretatorische Fehlleistungen sind nicht zuletzt auf eine lückenhafte Rezeption des wissenschaftlichen Kenntnisstandes zurückzuführen. Denn die vorliegende Darstellung hat nicht nur konsequent all jene methodischen Forschungsansätze ausgeblendet, die eventuell neue Perspektiven für eine Darstellung des Anarchosyndikalismus aufzeigen könnten (z. B. kultur-, milieu- oder sozialgeschichtliche Methoden), sie ignoriert darüber hinaus auch die Ergebnisse einer bald vierzigjährigen Forschungsentwicklung, von wichtigen älteren Arbeiten ganz zu schweigen.[3] Anstatt die syndikalistische Bewegung als integralen Bestandteil der Rätebewegung und als eine Unterströmung einer breit gefächerten unionistischen Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik einzuordnen, wird sie lediglich als isoliertes Phänomen betrachtet. Aus der Sozialgeschichte längst bekannt ist indessen der Umstand, daß Meinungsverschiedenheiten in Theoriefragen für die Basis der linksradikalen Bewegung eine sehr untergeordnete Rolle spielten. Zu wichtigen Fragestellungen, wie etwa der Kontinuität des Vorkriegsanarchismus bzw. des Syndikalismus der Weimarer Zeit sowie des Regionalspezifischen der Württemberger FAUD im Vergleich zu anderen Landesteilen, vermag der Autor entweder wenig (S. 41 f.) oder gar keine Angaben zu machen. Statt dessen entfaltet er eine Redundanz von dritt- und viertrangigen Detailinformationen. Dadurch entsteht der Eindruck, es handele sich bei der FAUD nicht um eine proletarische Klassenkampforganisation mit Schnittmengen zum Vor- bzw. Umfeld der damaligen Arbeiterbewegung, sondern um eine gewerkschaftssimulierende Variante deutscher Vereinsmeierei. Unangenehm auffällig sind die durchgängigen antikommunistischen und antimarxistischen Ressentiments. So z. B. in der Abhandlung über die Gemeinschaft proletarischer

Freidenker (GpF), die sich um 1931 zu einem Sammelbecken des undogmatischen Linksradikalismus entwickelte. In diesem Kapitel werden aus Diskursen über die wissenschaftlichen Grundlagen des Freidenkertums sowie aus den Ablösungsprozessen von der KPD unvereinbare Grundsatzkonflikte zwischen dem diffamatorischen Marxismus und dem einmal mehr zu Unrecht diskriminierten Anarchosyndikalismus konstruiert. Als Beleg seiner Eindrücke verweist Döhring wiederholt auf Diskussionen im GpF-Verbandsorgan „Der proletarische Atheist". Dieses hat er allerdings entgegen seiner Angaben weder eingesehen noch ausgewertet (S. 89, S. 200).

Auf eine profunde Ahnungslosigkeit jahrzehntelanger Diskussionen über die Befreiungsbewegungen des Trikont und des postfordistischen Kapitalismus deutet eine nicht operationalisierbare Formel hin, die der Verfasser zur Bestimmung der qualitativen Ausbreitung des Syndikalismus vorschlägt. Demzufolge „ist Syndikalismus gleich Industrialisierungsgrad minus zentralistische Arbeiterorganisation (S = I – Z)" (S. 185). Selbstverständlich müssen Magisterarbeiten nicht den Kriterien einer innovativen Wissenschaftlichkeit entsprechen, andererseits unterliegen sie auch keiner Publikationspflicht. Seiner „Sache" hat Döhring sicher ebenfalls keinen Dienst erwiesen. In dieser Hinsicht ist die gut lesbare Regionalstudie über Rheinland-Westfalen von Ulrich Klan und Dieter Nelles beispielhaft, in der die Geschichte der dortigen Bewegung mit durchaus kritischer Sympathie ausgebreitet wird. Beide Veröffentlichungen enthalten Detailinformationen, die einen besonderen Stellenwert für Heimat- und Ahnenforscher haben dürften.

1 *Vgl. z. B. Edmund Massing, Die Organisationsidee in der deutschen marxistischen Arbeiterbewegung seit dem Weltkriege, Rechts- und staatswissenschaftliche Diss., Münster 1921, S. 25 ff.*

2 *Vgl. R[olf] Theissen, P[eter] Walter und J[ohanna] Wilhelms, Der anarcho-syndikalistische Widerstand an Rhein und Ruhr (= Antiautoritäre Arbeiterbewegung im Faschismus, Bd. I und II), Meppen/Ems 1980.*

3 *Nach wie vor unverzichtbar: Hans Bötcher, Zur revolutionären Gewerkschaftsbewegung in Amerika, Deutschland und England, Jena 1922.*

Hartmut Rübner, Berlin

Linse, Ulrich: **Ulmer Arbeiterleben vom Kaiserreich zur frühen Bundesrepublik. Mit zahlreichen zeitgenössischen Originalbildern von Friedrich Linse** (= Kleine Reihe des Stadtarchivs Ulm, Bd. 3). – Ulm: Verlag Klemm und Oelschläger 2006. 136 S.

Jugendbewegung, Lebensreform und Subkulturen des 20. Jahrhunderts sind Forschungsfelder, zu denen Ulrich Linse in den letzten Jahren anregende und substantielle Beiträge geschrieben hat. Nun liegt ein Buch von ihm vor, das sich in diese kulturhistorische Bedeutungsanalyse der Sozialgeschichte einpaßt und doch etwas ganz anderes ist: eine Familienrekonstruktion über vier Generationen vom wilhelminischen Kaiserreich bis zur frühen Bundesrepublik. Schauplatz der Familienbiographie ist das Ulm des ausgehenden 19. und vor allem des frühen 20. Jahrhunderts: eine Garnisons- und Beamtenstadt, aber auch Industriestadt.

In Text und Bild wird die Geschichte der Arbeiterfamilie Linse erzählt. Kern der Analyse ist ein Fotoalbum, das der im Jahr 1906 in Ulm geborene Frieder Linse, der Vater des Autors, hinterlassen hat. Das Album umfaßt Aufnahmen zwischen den 1920er Jahren und dem Beginn der 1950er Jahre. Vor dem Hintergrund der Auswirkungen der großen Politik auf den kleinen Alltag wird die Geschichte der Ulmer Arbeiterjugend nacherzählt: das Freizeitverhalten einer „wilden Clique", Freundschaften, Arbeiten und Wohnen. Die meisten Bilder zeigen Ausflüge in die nähere oder fernere Umgebung sowie kleinere Reisen – zumindest bis zur Heirat im Jahr 1936. Nun dominieren familiäre Bezüge und Landschaftssujets die Aufnahmen. Unter Nutzung weiteren Quellenmaterials lotet der Autor sowohl die Anpassung als auch den Rückzug und die Isolation im Nationalsozialismus aus. Ulrich Linse geht aber auch immer wieder über die Vorgaben der Fotografien hinaus: er fragt nach der lokalen jüdischen Geschichte, und er thematisiert die Leerstellen im Bildnachlaß.

Der Band schließt mit einer Skizze zur Arbeiterfotografie und mit einer Beschreibung der Fotoausrüstung von Friedrich Linse. Er sei kein Arbeiterfotograf, so der Autor, mache keine Sozialreportagen und dokumentiere nicht den Arbeitsalltag (S. 116), vielmehr diene hier das Fotografieren als Selbstbildung und Selbstvergewisserung. Frieder Linse war Facharbeiter in

der metallverarbeitenden Industrie und gehörte somit tendenziell zur sogenannten Arbeiteraristokratie.

Diese Familienbiographie besticht durch die Konzentration auf die Akteure, ohne Strukturen und längerfristige Entwicklungsprozesse außer acht zu lassen. Faszinierend ist, daß die Familienrekonstruktion prägnant und versiert in die Arbeitergeschichte zum einen und die Ulmer Lokalgeschichte zum anderen rückgebunden wird. Das Lebensgefühl der „kleinen Leute" in den politischen Umwälzungen der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts erschließt sich durch die kompetente Interpretation, wobei Details und Ganzes systematisch aufeinander bezogen werden. Diese Einbettung des individuellen Lebens in die Arbeitergeschichte in einer württembergischen ehemaligen Reichsstadt in der Phase der Hochindustrialisierung ist beeindruckend. Dies liegt an zweierlei: an dem wissenschaftlichen und an dem biographischen Wissensbestand des Autors.

Einzig die Abbildungsqualität der Fotos und ihre interpretative Deutung sind nicht ausgereizt. Auffällig sind die zahlreichen Gruppenfotos und somit die Bedeutung gemeinsamer Unternehmungen in der Jugendzeit des Fotografen. Durchaus ambitioniert wirken Friedrich Linses Landschaftsaufnahmen in der Spannung mit technischen Bauwerken. Bedauerlich ist, daß nicht mehr Albumseiten (70) abgebildet wurden, denn auch das Arrangement der Fotos zueinander und die Abfolge von Sujets könnten gedeutet werden. Das ist zwar in einem kurzen Abschnitt über die „leeren Seiten" in dem Album beschrieben (S. 113 ff.), aber nicht offensichtlich. Die Bildsprache des beschriebenen Arbeiterfotografen bleibt zudem im flauen Druckbild undeutlich, das ist schade. Dies schmälert jedoch nicht die inhaltliche Qualität, auch weil die wissenschaftliche Argumentation begleitet wird von der Kunst, mit Leichtigkeit zu schreiben. Die empathische Anschaulichkeit bei professioneller Distanz kann vielleicht nur durch familiäre Nähe realisiert werden.

Das vorgestellte Buch für die (Ulmer) Lokal- und Regionalgeschichte zu empfehlen, versteht sich fast von selbst. Durch das methodische Know-how ist die Studie für ähnliche Rekonstruktionen anregend. Sie ist jedoch über den Lokalbezug hinaus für die Fotogeschichte wie für die Arbeitergeschichte erhellend: in beiden Fällen ist die Interpretation des Einzelfalls als kollektiver Befund beispielhaft.

Gudrun M. König, Tübingen

AMENDA, Lars: **Fremde – Hafen – Stadt. Chinesische Migration und ihre Wahrnehmung in Hamburg 1897–1972** (= Forum Zeitgeschichte, Bd. 17). – München und Hamburg: Verlag Dölling und Galitz 2006. 418 S.

Die Geschichte der chinesischen Migration und ihre gesellschaftliche Wahrnehmung in Hamburg waren wechselvoll, da von den Veränderungen der Herrschaftsformen in Deutschland, der deutschen Kolonialpolitik und dem deutschen Rassismus sowie den beiden Weltkriegen abhängig. Der Verfasser hat sich zum Ziel gesetzt, „am Beispiel chinesischer Migranten in Hamburg globale Verflechtungen und ihre lokalen Auswirkungen [zu] untersuchen". Außerdem will er der Migrationsgeschichte die gesellschaftliche Wahrnehmung und die Behandlung durch Behörden gegenüberstellen (S. 8).

Die historische Längsschnittuntersuchung ist in vier umfangreiche Kapitel untergliedert, wobei Amenda der üblichen Periodisierung der deutschen Geschichte folgt. Im ersten Kapitel geht es um chinesische „Kulis zwischen Hongkong und Hamburg" im Zeitraum von 1897 bis 1918. Das „Chinesenviertel" in St. Pauli (1919–1932) ist Gegenstand des zweiten Kapitels. Im dritten, das „Dritte Reich" behandelnden Kapitel geht es um die Entwicklung vom „Chinesenviertel" zur „Chinesenaktion". Im abschließenden vierten Kapitel beschäftigt sich Amenda mit „China-Restaurants", Migranten und der Hamburger Bevölkerung von 1945 bis 1972.

Die erkenntnisleitenden Fragen seiner Untersuchung lauten: „Wie sah die Beziehung dieser ‚Fremden' zur Hamburger Bevölkerung aus und wie unterschied sie sich in den verschiedenen politischen Herrschaftsformen des zweiten deutschen Kaiserreiches, der Weimarer Republik, des ‚Dritten Reiches' und schließlich der Bundesrepublik?" Weiter fragt Amenda nach den Reaktionen der staatlichen Behörden auf den zeitweisen Aufenthalt chinesischer Seeleute bzw. auf die Einwanderung von Chinesen in der Hansestadt. Zudem interessiert ihn, „wie eine ‚fremde' Kultur

von den Hamburgern interpretiert wurde" und „weshalb gerade die chinesische Gastronomie in den sechziger und siebziger Jahren einen solchen Boom erlebte" (S. 9). Er begreift Hamburg als Teil eines globalen Netzwerkes chinesischer Migranten, wobei die Lokalgeschichte für ihn keinen Selbstzweck darstellt. Doch beanspruchen die Ergebnisse seiner lokal ausgerichtete Studie „durchaus exemplarischen Charakter" (S. 14) und betreffen verschiedene Aspekte der „Globalisierung". Ein wichtiges Thema seiner Arbeit ist der Zusammenhang von Migration und Rassismus, das Spannungsfeld zwischen dem „Fremden" und dem Eigenen.

Die Studie basiert auf umfangreichen Archivrecherchen und der Auswertung veröffentlichter Quellen. Allerdings ist die Quellendichte für die verschiedenen Zeiträume unterschiedlich. Zudem profitiert die Arbeit von einer Fülle von Sekundärliteratur, wobei der Interessenhorizont des Autors ausgesprochen weit gespannt ist.

Amenda geht aus von den historisch sich wandelnden Bildern und Vorstellungen von China und seinen Einwohnern, wobei die chinesische Kultur als eine Umkehrung der europäischen wahrgenommen wurde. Der Westen betonte im Zeitalter des Kolonialismus und Imperialismus die Rückständigkeit Chinas besonders; hinzu kam im 19. Jahrhundert der aufkommende Rassismus. Die Einstellung „farbiger Seeleute" als Heizer und Trimmer auf den Dampfschiffen der deutschen Großreedereien brachte die erste bedeutungsvolle Konfrontation mit Chinesen in Hamburg. Begegnungsort war vor allem St. Pauli, das von Seeleuten frequentierte hafennahe Hamburger Vergnügungsviertel. In Hamburg „hängen gebliebene" chinesische Migranten betrieben zunächst entweder ein Ausrüstungsgeschäft oder arbeiteten in einer Wäscherei. Die Existenz chinesischer Wäscher in der deutschen Handelsschiffahrt hatte seine Ursache darin, daß deutsche Männer diese Tätigkeit als eine typisch weibliche ansahen und deswegen ablehnten. Amenda stellt dazu fest: „Die Tatsache, daß Chinesen als Wäscher arbeiteten, Zöpfe trugen und keinen Alkohol tranken, ließen sie in den Augen deutscher Arbeiter als fremde Wesen erscheinen" (S. 69). Die auf der untersten Stufe der Bordhierarchie beschäftigten chinesischen Seeleute hingegen erlebten auf den deutschen Schiffen einen alltäglichen sekundären Kolonialismus. Der Erste Weltkrieg brachte schließlich die Repatrierung der chinesischen Staatsangehörigen und erwies sich als ein „erheblicher Einschnitt für die chinesische Migration" in Deutschland.

Nach dem Ersten Weltkrieg verkürzten sich die Liegezeiten der Schiffe durch technische Neuerungen. Weniger Seeleute hielten sich kürzere Zeiten im Hamburger Hafen auf. In den frühen zwanziger Jahren setzte eine neue Phase der chinesischen Migration ein, die ausgesprochen temporär und fluktuierend war, u. a. bedingt durch die politischen Rahmenbedingungen. Deutschland und China schlossen 1921 einen Vertrag, in dem das Deutsche Reich als erstes westliches Land China als gleichberechtigt behandelte. Die chinesische Präsenz konzentrierte sich in St. Pauli und hier in der kurzen Schmuckstraße – vor allem in Kellerwohnungen und -lokalen – an der Grenze zu Altona. Neben Wäschereien und Schiffsausrüstern gab es mehrere chinesische Schiffskrämer und Heuerbüros sowie verschiedene chinesische Gaststätten mit authentischer südchinesischer Küche. Zwar wurden die Chinesen deutscherseits als einheitliche Gruppe wahrgenommen, doch unterschieden sich diese durch ihre Berufe und vor allem durch ihre unterschiedliche Herkunft und Dialekte. Ihre Wahrnehmung in Hamburg war stark geprägt durch populäre Klischees. Hinzu kam eine systematische Kriminalisierung der chinesischen Migration, indem der Fremde und der Verbrecher gleichgesetzt wurden.

Die Hamburger Behörden lehnten grundsätzlich die Einwanderung chinesischer Seeleute und Arbeiter ab und verschärften deren Kontrolle. Die behördliche Perspektive war die einer rassistischen Wahrnehmung. Das 1925 überarbeitete Hamburger Hafengesetz erwies sich als ein klarer Fall von staatlichem Rassismus. Die deutsche Ausländerpolitik bediente sich des Instruments der Ausweisung von „lästigen Ausländern". Dabei war dieser Begriff dehnbar und eine polizeiliche Ermessenssache, da gesetzlich nicht definiert. Doch die Chinesische Gesandtschaft in Berlin vertrat die Interessen ihrer Landsleute gegenüber dem Auswärtigen Amt, und die Diplomaten der Wilhelmstraße „waren penibel darauf bedacht, daß sich keine offensichtlichen Fälle von rassistischer Diskriminierung chinesischer Staatsangehöriger in Deutschland ereigneten" (S. 183). Hier zeigt Amenda eine Diskrepanz zwischen lokalen und zentralen Entscheidungsträgern auf. Dabei hatte die Wilhelmstraße

ständig die deutschen Interessen in China und der 3000 Chinadeutschen im Auge und wollte Nachteile für den deutschen Handel verhindern. So wirkte das Auswärtige Amt „wider Willen als Korrektiv des staatlichen Rassismus in Hamburg" (S. 185), indem es Druck auf den Hamburger Senat ausübte.

Im „Dritten Reich" machten die Nationalsozialisten den Rassismus zur staatstragenden Idee. Der Begriff der „Rasse" sollte den der Klassenzugehörigkeit ersetzen und zur Einigung der deutschen „Volksgemeinschaft" beitragen. In der NS-Hierarchie der Rassen war den Chinesen „als angeblichen Mitgliedern der ‚gelben' oder ‚mongolischen Rasse' ein Platz zwischen Schwarz und Weiß zugewiesen worden" (S. 197). Die offizielle Version der „Nürnberger Gesetze" von 1935 richtete sich ausnahmslos gegen die Juden; die übrigen „Rassefremden" wurden lediglich verklausuliert in Ausführungsbestimmungen versteckt. Es gab jedoch kein einziges Verfahren wegen „Rassenschande" gegen einen chinesischen Mann. Im Rahmen der NS-Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen erhielten die deutschen Reedereien 20 Prozent der Heuer für neu eingestellte deutsche Seeleute als Subvention erstattet. Das führte zu der Entlassung der in der deutschen Seeschiffahrt beschäftigten Chinesen.

Amenda stellt fest, daß es zwar „keine zentral verfügte Verfolgung gegenüber chinesischen Staatsangehörigen" im „Dritten Reich" gegeben habe, doch sei im Zweiten Weltkrieg „eine verstärkte Anwendung der NS-Rassenpolitik" zu beobachten. So erfolgten Ausweisungen chinesischer Staatsbürger, wobei die Sprachregelungen auf den internen behördlichen Schriftverkehr beschränkt blieben. Die Beamten exekutierten die NS-Rassepolitik, ohne zentral dazu angewiesen zu sein. Die Hamburger Kriminalpolizei überzog ihr Vorgehen gegen chinesische Migranten, Richter verstanden die von ihnen verhängten harten Strafen als einen Beitrag zur NS-Rassenpolitik. Dennoch gab es bis zur Auslösung des Zweiten Weltkriegs eine kontinuierliche chinesische Migration in Hamburg, das neben Berlin das Zentrum der chinesischen Einwanderung in Deutschland darstellte.

Mit der seltener werdenden Präsenz von Seeleuten in St. Pauli wurde deren Leben zunehmend romantisiert und das Image des Stadtteils im Rahmen hamburgischer Standortpolitik gepflegt. Filme unterstrichen den maritimen Charakter der Hansestadt. Der Filmschauspieler Hans Albers, der „blonde Hans", entwickelte sich mit dem Schlager „Auf der Reeperbahn nachts um halb eins" (1936) zum Symbol für St. Pauli. Hatte sich der Verfolgungsdruck auf die Chinesen durch Gestapo, Kriminalpolizei und Zollfahndung seit 1936 gesteigert, so war das Mißtrauen ihnen gegenüber nach Kriegsausbruch noch größer als vorher, obwohl China noch nicht zu den Gegnern gehörte. Die Beamten der involvierten Behörden sahen die Kontakte deutscher Frauen zu chinesischen Männern als einen Verstoß gegen die Geschlechterrolle der deutschen Frau an. Das Auswärtige Amt stellte sich jetzt gegenüber der Chinesischen Gesandtschaft in Berlin „deutlich hinter die Ziele der nationalsozialistischen Rassenpolitik" und teilte dem chinesischen Gesandten mit, „daß Mischehen besonders aus rassepolitischen Gründen unerwünscht seien" (S. 263).

Chiang Kai-shek brach 1941 die diplomatischen Beziehungen zum Deutschen Reich ab und erklärte am 9. Dezember dieses Jahres Deutschland offiziell den Krieg. Im Frühjahr 1944 verschärfte die Gestapo die Verfolgung chinesischer Migranten deutlich. Die Verhaftung aller in der Hansestadt lebenden chinesischen Staatsangehörigen wurde für den 13. Mai 1944 festgesetzt. Im Zuge dieser „Chinesenaktion" verhaftete die Gestapo – vorgeblich wegen „Feindbegünstigung" – 130 chinesische Männer. Die folgenden Monate waren für diese ein Martyrium. Amenda führt beispielhaft an der Sprache und den Taten von Erich Hanisch den Habitus des NS-„Rassenkrieger" vor. Im „Arbeitserziehungslager" Wilhelmsburg wurde der grassierende Rassismus von den Wachmannschaften gegenüber den Inhalftierten ungehemmt praktiziert. In welcher Form dies geschah, sei mit dem folgenden Zitat verdeutlicht: Ein Chinese hatte sich im Arbeitserziehungslager seine Goldzähne herausbrechen lassen. „Der Lagerälteste von Wilhelmsburg, ein Krimineller, habe seine Goldzähne als Gegengabe für ein bißchen Essen gefordert. Wenn er verhungere, könne er sie doch nicht mehr gebrauchen, habe er ihm erklärt. Schließlich habe er eingewilligt, und der Lagerälteste habe ihm die Goldkronen mitsamt den Zähnen ausgebrochen" (S. 278). Amenda verdeutlicht in diesem Kapitel, inwieweit die NS-Rassenpolitik und Verfolgung eine einschneidende Zäsur für die Chinesen in Hamburg bedeutete.

Im September 1946 konnten die überlebenden Chinesen ihren mehrjährigen unfreiwilligen Aufenthalt in Deutschland beenden und nach China ausreisen. Damit war auch das Kapitel des „Chinesenviertels" in der Hansestadt beendet. Die in Hamburg bleibenden Chinesen sanktionierten ihre Beziehung zu einer deutschen Frau oft durch eine Eheschließung. Die Überlebenden der „Chinesenaktion" bemühten sich um ihre offizielle Anerkennung als NS-Verfolgte und um eine Haftentschädigung. Doch das Wiedergutmachungsamt lehnte diese mit der Begründung ab, daß die Chinesen „nicht wegen ihrer Rasse, sondern wegen ihrer politischen Einstellung zu den Alliierten verhaftet worden sind" (S. 288). Die involvierten Beamten schrieben der Aktion einen normalen kriminalpolizeilichen Charakter zu und übernahmen damit „die Sprachregelung der Gestapo und bestätigten im Nachherein die Kriminalisierung der Chinesen" (S. 289). In beschämender Weise bedienten sich dabei das Hamburger Amt für Wiedergutmachung und die angerufenen Gerichte kritiklos der Aussagen ehemaliger NS-Täter. Schon kurz nach Ende des Krieges eröffneten einzelne chinesische Gastwirte in Hamburg neue Restaurants, die zu diesem Zeitpunkt „noch ausgesprochene gastronomische Raritäten" darstellten (S. 297). Nur 30 Chinesen waren nach ihrer Befreiung in Hamburg geblieben, ihre Zahl stieg bis Ende 1951 auf 115 Personen an. Mitte der sechziger Jahre waren 459 chinesische Staatsangehörige in der Hansestadt registriert, darunter 210 Seeleute, 36 Selbständige, 41 Unselbständige, 39 Köche, 84 Familienangehörige, 46 Studenten und Schüler sowie drei Offiziere an der Führungsakademie der Bundeswehr.

Die politische Entwicklung im Fernen Osten mit der Proklamierung der Volksrepublik China im Jahre 1949 wirkte sich auch auf die chinesischen Migranten aus. Anfang des Jahres 1950 schloß das nationalchinesische Konsulat in Hamburg seine Pforten. Flüchtlinge aus der Volksrepublik konnten Spione sein, damit überlagerte die „rote" die „gelbe" Gefahr.

Die bundesdeutsche Ausländerpolitik ließ keine außereuropäischen Arbeitskräfte ins Land, einzelne Ausnahmen betrafen „Fachkräfte", die keine Konkurrenz für Deutsche auf dem Arbeitsmarkt bildeten. Hierunter fielen auch chinesische Köche, deren Kochkünste als nicht von Deutschen erlernbar galten.

Der Wandel der westdeutschen Nachkriegsgesellschaft veränderte auch die Existenzbedingungen der chinesischen Migration, indem sie dieser eine wirtschaftliche Nische mit den „China-Restaurants" eröffneten. Der Boom in den sechziger Jahren brachte aber auch eine andere Wahrnehmung der chinesischen Migration in den Großstädten. Von offizieller Seite wurde die Präsenz der Chinesen jetzt positiv gesehen. Die politisch Verantwortlichen sahen inzwischen die chinesische Gastronomie als einen Standortvorteil und einen nicht mehr wegzudenkenden Bestandteil der städtischen Freizeitgestaltung an. Die westdeutsche Ausländerpolitik tolerierte die Beschäftigung chinesischer Arbeitskräfte lediglich in der deutschen Seeschiffahrt und der Gastronomie, zwei abgeschlossenen und spezialisierten Branchen. Doch wurde das Nachholen von Familienmitgliedern generell nicht erlaubt. Hier weist Amenda auf eine Kontinuität in der Behandlung chinesischer Staatsangehöriger mit der Zeit der Weimarer Republik und des „Dritten Reiches" hin. Er konstatiert, daß „der allgemeine Wunsch, die positiven Seiten der Konsumgesellschaft auszukosten, die Grundlage für eine begrenzte Einwanderung chinesischer Migranten nach Hamburg und in andere westdeutsche Großstädte" dargestellt habe (S. 322).

Die Bundesdeutschen veränderten in den späten fünfziger Jahren ihr Freizeitverhalten u. a. dadurch, daß sie deutlich mehr Geld für auswärts eingenommene Mahlzeiten ausgaben. So war es möglich, daß 1968 insgesamt 23 Chinarestaurants die größte Gruppe ausländischer Restaurants in der Hansestadt bildeten. Chinesisches Essen galt als „exotisch", und seine Beliebtheit verweist auf eine Internationalisierung der Eßgewohnheiten. Allerdings paßten die Chinesen ihre Gerichte an den deutschen Geschmack an, während sie mit der Inneneinrichtung und Außendarstellung die kulturelle Differenz betonten, indem sie an die verbreiteten Vorstellungen über China und seine Kultur erinnerten. Chinarestaurants gehörten in zunehmendem Maße zum gewöhnlichen Bild westdeutscher Großstädte und breiteten sich in den siebziger und achtziger Jahren bis in die Provinz aus. Amenda konstatiert, daß der Erfolg der chinesischen Küche in Westeuropa „eine transnationale Erscheinung" darstellt.

Während Berufsfelder wie die des Wäschers im Laufe der Entwicklung wegfielen, entwikkelte sich die chinesische Gastronomie zu dem

zentralen Faktor der chinesischen Migration. Der Boom der chinesischen Gestromomie löste durch nachziehende Familienangehörige eine begrenzte Kettenmigration aus. Anfang 1971 waren in Hamburg 443 (Taiwan-)Chinesen statistisch erfaßt; innerhalb von zehn Jahren hatte sich ihre Zahl mehr als verdoppelt. Von Bernd Eberstein wird die Zahl der Chinesen in Hamburg Ende der achtziger Jahre auf 6000 geschätzt.

Bedauerlich ist es, daß von seiten der untersuchten Gruppe von Chinesen selbst so gut wie keine schriftlichen Überlieferungen vorliegen, die eine Innenansicht der chinesischen Lebenswelt in Hamburg widergespiegelt hätten. Dieses Manko räumt der Verfasser freimütig ein. Zu danken ist dem Autor für die vielen sinnvollen weiterführende Hinweise in den Anmerkungen. Insgeamt 21 Abbildungen, vor allem Fotos aber auch Karten, Annoncen und dergleichen lockern den Text auf und veranschaulichen einzelne Aspekte des Themas. Ein umfangreiches Quellen- und Literaturverzeichnis schließen den empfehlenswerten Band ab.

Die von Amenda anfangs formulierten leitenden Fragen nach den globalen Verflechtungen und lokalen Auswirkungen chinesischer Migration sowie nach deren gesellschaftlicher Wahrnehmung und behördlicher Behandlung werden von ihm umfassend und kompetent beantwortet. Spiegelt die wechselvolle Geschichte der chinesischen Migration in der Hansestadt Hamburg in den ersten beiden Dritteln des 20. Jahrhunderts auch nur einen kleinen Ausschnitt weltweiter Wanderungen wider, so veranschaulicht sie doch eindrucksvoll, „wie sehr die Globalisierung auch in einer deutschen Hafenstadt bemerkbar war", stellt Amenda abschließend fest. Insgesamt liegt mit dieser Publikation von Lars Amenda eine lesenswerte und im Hinblick auf Methode, Inhalt, Strukturierung und Sprache eine hochqualifizierte Studie vor, die einen wichtigen Beitrag zu verschiedenen Aspekten der Migrationsforschung darstellt und als ein bedeutsamer Beitrag zur Hamburger Stadtgeschichte eingeschätzt werden muß.

Peter Kuckuk, Bremen

LUTES, Jason: **Berlin. Steinerne Stadt.** Aus dem Amerikanischen von Heinrich Anders (= Carlsen Comics). – Hamburg: Carlsen Verlag 2003. 213 S.

Jason Lutes, 1967 in New Jersey geboren, heute in Seattle lebend, hat den Ort seines von der Kritik zu Recht hoch gelobten historischen Comicromans erst im Jahr 2000 besucht, nachdem die Arbeiten an den Anfängen seiner Geschichte bereits abgeschlossen waren. Nach eigenem Bekunden wirkte die vorgefundene Realität im Vergleich zu den Entwürfen nicht befremdlich. Da es also an unmittelbaren Erfahrungen fehlte, mußte Lutes auf andere Quellen zurückgreifen. Inspirationen bezieht er aus dem ersten wirklichen Großstadtroman von Alfred Döblin aus dem Jahr 1929 („Berlin Alexanderplatz"), den Erzählungen Thomas Manns, den Zeichnungen des Graphikers und Sozialkritikers Heinrich Zille, aus diversen Fotobänden sowie aus dem zeitgenössischen Dokumentarfilm „Berlin – Symphonie einer Großstadt". Zu seinen zeichnerischen Vorbildern zählt Lutes vor allem Hergé („Tim und Struppi"), was in seinen Zeichnungen auch gelegentlich zum Ausdruck kommt. Die Motive der schwarzweißen Zeichnungen erinnern jedoch vor allem auch an den expressionistischen Realismus der zwanziger Jahre. Mit einem Verweis auf Frans Masereels Holzschnittserie „Mein Stundenbuch" erweist Lutes dem belgischen Maler und Graphiker an einer Stelle eine ironische Reverenz. Ähnlich wie die Holzschnitte des pazifistischen Illustrators setzt er nicht auf differenzierte Grauabstufungen, sondern auf harte Kontraste.

Der narrative Faden durch die Geschichte entwickelt sich durch die kunstvolle Verknüpfung einzelner Schicksale, anhand deren Lutes ein historisches Panaroma Berlins in der Endphase der Weimarer Republik entwirft. Die Hauptfigur Kurt Severing ist einer realen Figur, dem ersten Herausgeber der kulturkritischen linksliberalen Zeitschrift „Die Weltbühne", Siegfried Jacobsohn, entlehnt. Die anderen Porträtierten entstammen unterschiedlichen Milieus: gehobenes Wirtschaftsbürgertum, jüdisches Leben, Studenten-, Literaten- und Künstlerszene, kommunistische und nationalsozialistische Bewegung. Die Zerrissenheit der Gesellschaft während der beginnenden Endphase der Weimarer Republik zeigt Lutes, indem er die Spaltungen

und Gebrochenheiten seiner Protagonisten hervorhebt. So ist etwa ein republikanisch gesinnter Polizeiwachtmeister, dem der bevorstehende Einsatz gegen die KPD anläßlich des 1. Mais 1929 („Berliner Blutmai") widerstrebt, mit einem antisemitischen Kollegen konfrontiert. Politische Differenzen sind der Grund für das Auseinanderbrechen einer proletarischen Familie, in der die Mutter zur KPD tendiert, während der Vater einem SA-Sturm angehört.

Da Lutes insgesamt vordergründige Klischees vermeidet, kann sein Vorhaben als gelungen bezeichnet werden. Die Darstellung verschiedener Milieus und deren sozialgeschichtliche Hintergründe macht auf plastische Weise das Leben in der Metropole Berlin in der Zeit zwischen 1928 und 1933 erfahrbar. Angelegt ist die Handlung als Trilogie, die 24 Einzelkapitel mit jeweils 24 Seiten umfassen soll, die jeweils vorab in Serie erscheinen, bevor sie in drei Sammelbänden zusammengefaßt werden Mit der Serie hat Lutes bereits 1996 begonnen, doch bis zum ersten Band „City of Stones" dauerte es bis 2001. Den zweiten Zyklus „City of Smoke" unterbrach der Autor nach der Folge 10 für einige Jahre. Im Dezember 2007 erschien dann die Nummer 14 der Serie. Informationen über den Fortgang des beachtenswerten Projekts sind auf der Website http://www.drawnandquarterly.com zu erhalten.

Hartmut Rübner, Berlin

WIGGER, Iris: **Die „Schwarze Schmach am Rhein". Rassistische Diskriminierung zwischen Geschlecht, Klasse, Nation und Rasse.** – Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot 2007. 347 S.

Fast parallel zu den in den vergangenen Monaten in Frankreich diskutierten Problemen der Behandlung „farbiger" Soldaten der französischen Armee im Ersten und Zweiten Weltkrieg und ihrer rechtlichen und standesgemäßen Behandlung bis zur Gegenwart legt Iris Wigger eine Dissertation über die im Rheinland in den zwanziger Jahren des 20. Jahrhunderts stationierten Kolonialtruppen vor. Von Deutschland ging seinerzeit eine rassistische Kampagne gegen die „Schwarze Schmach" aus, die auch bald internationalen Charakter annahm. Die von den Soldaten aus den französischen Kolonien damals mit deutschen Frauen gezeugten Kinder erhielten in der Propaganda die rassistisch abwertende Bezeichnung „Rheinlandbastarde". Über diese Bevölkerungsgruppe, vor allem über deren Diskriminierung durch die Nazis, ist schon relativ ausführlich geforscht, Bücher, Filme und wissenschaftliche Studien sind angefertigt worden. Mit den Vätern dieser Kinder, mit deren Stellung in der Armee Frankreichs hat sich zumindest die deutschsprachige Forschung weit weniger beschäftigt. In diese Lücke stößt die Autorin und untersucht die rassistische Logik der Kampagne um die „Schwarze Schmach". Sie analysiert wie Rasse, Nation, Geschlecht und Klasse als Kategorien sozialer Integration und Ausgrenzung in der gesellschaftlichen Konstruktion „Schwarze Schmach" ineinandergriffen und wie sich ergänzende Diskriminierungszusammenhänge in ein rassistisches Konglomerat verwandelten. Dabei vermag es die Autorin, ihre spezielle Fragestellung in den historischen Kontext zu stellen und in die aktuellen Debatten einzufügen.

Die Ergebnisse der beeindruckenden Recherche werden in vier Kapiteln dargeboten, denen noch ein Abbildungsteil eingefügt ist. Insgesamt kann die Studie als ein hervorragendes Produkt historischer Forschung gelten.

Ulrich van der Heyden, Berlin

DANKER, Uwe, und Astrid SCHWABE: **Schleswig-Holstein und der Nationalsozialismus.** – Neumünster: Wachholtz Verlag 2005. 224 S.

Die Geschichte Schleswig-Holsteins im Nationalsozialismus wird – von einzelnen „Vorläufern" abgesehen – erst seit Mitte der achtziger Jahre in ernstzunehmender Weise erforscht. Vorangetrieben wurde die Forschung hierbei vor allem von jüngeren Historikern, die zunächst auch interessenpolitisch und organisatorisch tätig werden mußten, um ihre Forschungs- und Publikationsvorhaben durchsetzen zu können. Zu nennen sind in diesem Kontext der 1983 gegründete Arbeitskreis zur Erforschung des Nationalsozialismus in Schleswig-Holstein e. V. (AKENS) sowie der ein Jahr später gegründete Beirat für Geschichte in der Gesellschaft für Politik und Bildung Schleswig-Holsteins e. V. Ohne die in den

nachfolgenden Jahren geführten Debatten wäre auch die Gründung des in Schleswig ansässigen Instituts für schleswig-holsteinische Zeit- und Regionalgeschichte (IZRG) im Jahre 1992, die auf einen Landtagsbeschluß zurückgeht, nicht vorstellbar gewesen.

Zwischenzeitlich ist eine kaum noch überschaubare Vielzahl von Publikationen zur NS-Geschichte des Landes erschienen. Die IZRG-Mitarbeiter Uwe Danker und Astrid Schwabe haben für ihr Buch 3500 Titel herangezogen und meinen, es sei „an der Zeit, eine Zwischenbilanz zu ziehen". Ihr „für ein breites Publikum" geschriebenes Buch könne hierbei „zugleich als Handbuch, Lehrbuch und Lesebuch begriffen werden". 12 000 Exemplare wurden mit Hilfe der Sparkassen an den Schulen des Landes verteilt. Der Band kann über den Buchhandel bezogen werden; eine verbilligte Ausgabe gibt es bei der schleswig-holsteinischen Landeszentrale für politische Bildung.

Die einzelnen Kapitelüberschriften lauten: 1. Der gescheiterte Versuch. Die Weimarer Demokratie in Schleswig-Holstein (1918 bis 1932); 2. Der Weg zum neuen Staat. Aufstieg und Machtübernahme der Nationalsozialisten (1918–1934); 3. Die neue „Volksgemeinschaft". Leben zwischen Mitmachen, Anpassung, Dissens und Widerstand (1933–1939/1945); 4. „Der schöne Schein". Wirtschaft, Wissenschaft, Kultur und Propaganda (1933–1945); 5. „Ausmerze der Andersartigen und Gemeinschaftsfremden". Überwachung, Gewalt, Verfolgung (1933–1945); 6. Kampf an der „Heimatfront" und Dienst im „Ostland". Der zweite Weltkrieg (1939–1945); 7. Die Nachgeschichte. Neubeginn, Kontinuitäten und Nachwirkungen (1945–1965); 8. Fazit.

Die gewählte Struktur ist plausibel und übersichtlich. Vor- und Nachgeschichte werden angemessen berücksichtigt. Der überregionale Kontext wird auf unkomplizierte Weise eingeschoben. Bemerkenswert ist, daß auch auf die Situation im „Reichskommissariat Ostland" eingegangen wird: Angesichts der hohen Zahl der dort eingesetzten Beamten und Parteifunktionäre aus Schleswig-Holstein könne man, so die Autoren, die dortige Besatzungsherrschaft „auch als Aspekt der schleswig-holsteinischen NS-Geschichte" verstehen. In allen Kapiteln weisen die Autoren zwar immer wieder auf die beachtlichen personellen Kontinuitäten für die Zeit nach 1945 hin, ihr Fazit lautet allerdings relativierend: „Ob Schleswig-Holstein [...] wirklich die oft behauptete ‚Sonderentwicklung' durchmachte [...], die aus dem bundesdeutschen Rahmen fiel, lässt sich empirisch abgesichert nicht beantworten, allenfalls vermuten. Es wäre nämlich auch denkbar, dass das Land in den 1950er und 1960er Jahren nur besonders plump und damit erfolglos kaschierte, was die westdeutsche Gesellschaft insgesamt auszeichnete: personelle Kontinuität und entsprechende Verdrängung der Vergangenheit."

Sehr gut gelungen ist die spezielle Konstruktion des Buches. Es gibt einen fortlaufenden „Basistext", der von ergänzenden Komponenten begleitet wird. Dies sind u. a. Biographien, Fallbeispiele, lexikalische Beiträge, prägnante Zitate, Auszüge aus Originalquellen, Abbildungen sowie Anmerkungen, in denen die Autoren (allerdings äußerst knapp) darauf hinweisen, daß ihre Darstellung nur ein Teilausschnitt sein kann und daß es auch andere Interpretationsmöglichkeiten gibt. Trotz der unterschiedlichen Elemente wirkt das Buch alles andere als „zusammengestückelt", sondern ist erstaunlich gut lesbar. Die Texte sind verständlich und anschaulich formuliert, die ergänzenden Elemente tauchen nicht unvermittelt irgendwo auf, sondern werden im Basistext angekündigt und stehen dank der sorgfältigen graphischen Gestaltung auch an der richtigen Stelle.

Das großformatige Buch enthält zahlreiche „nach didaktischen Kriterien ausgewählte" Schwarzweißabbildungen. Die Auswahl ist hervorragend, jedoch ist das Format manchmal etwas zu klein gehalten. Die Abbildungen sollen nach der Absicht der Autoren „keine bloßen Illustrationen" darstellen, „sondern werden als Quellen verstanden und erschlossen". Während die Bildunterschriften diesem Ziel meistens gerecht werden, ist es bedauerlich, daß der im Anhang angedruckte Quellennachweis nur sehr umständlich zu handhaben ist.

Fußnoten gibt es nicht. Jedoch finden sich im Anhang neben einer ca. 500 Titel umfassenden Literaturauswahl auch nach Kapiteln, Unterkapiteln und ergänzenden Themen sortierte spezielle Literaturnachweise. Da dieser Nachweis präzise gearbeitet ist und zudem genaue Seitenangaben enthält, hat diese Verfahrensweise im Grunde denselben Nutzwert wie eine wissenschaftliche Verweisstruktur. Darüber enthält der Anhang eine vierseitige Chronologie sowie Sach-, Orts- und Personenregister.

Manch einer mag die sehr komprimierte Aufbereitung der Forschungsdiskussion in diesem Band bemängeln. Eine solche Kritik ließe sich auch begründen. Nach der Auffassung des Rezensenten ist jedoch der „Mut zur Lücke", den die Autoren an vielen Stellen bewiesen haben, dem Buch sehr gut bekommen. Es ist spannend zu lesen und von seinem Umfang her auch für Leser ohne größere Vorkenntnisse (z. B. Schülerinnen und Schüler) zumutbar.

Gebhard Schultz, Berlin

ADLER, Hans G.: **Theresienstadt 1941–1945. Das Antlitz einer Zwangsgemeinschaft.** Mit einem Nachwort von Jeremy Adler. – Göttingen: Wallstein Verlag 2005. LIX, 926 S.

Der Göttinger Wallstein-Verlag hat nach mehr als 40 Jahren die Monographie Hans G. Adlers über das Ghetto Theresienstadt neu aufgelegt. All diejenigen, die zur Geschichte des Nationalsozialismus forschen, werden das begrüßen, denn das Buch war antiquarisch nur noch schwer aufzutreiben. Nun steht es einer breiteren Öffentlichkeit wieder zur Verfügung, und es ist zu hoffen, daß dieses bahnbrechende Werk der Holocaustforschung auch weiterhin gebührende Beachtung findet.

Sein Autor hat als Häftling mehr als zweieinhalb Jahre in Theresienstadt zugebracht, bevor er im Oktober 1944 über Auschwitz nach Niederorschel, in ein Nebenlager des Konzentrationslagers Buchenwald, verschleppt wurde. Die Befreiung erlebte er im Lager Langenstein-Zwieberge, einem weiteren Außenlager Buchenwalds. Nach einem zweimonatigen Genesungsaufenthalt im nahegelegenen Halberstadt kehrte er in die Tschechoslowakei zurück. In Theresienstadt erhielt er die Dokumente und Aufzeichnungen, die bereits aus der Zeit seines Aufenthaltes im Ghetto stammten und die er bei seinem Abtransport nach Auschwitz zurücklassen mußte, aus den Händen des Rabbiners Leo Baeck zurück. Als Angestellter des Jüdischen Museums in Prag war er von Oktober 1945 bis zu seiner Flucht nach Großbritannien im Februar 1947 mit dem Aufbau eines Archivs der Verfolgungszeit und des Ghettos Theresienstadt beschäftigt. In London setzte er seine Arbeit über Theresienstadt in der Wiener Library fort. Schon im Frühjahr 1948 lag eine erste Manuskriptfassung seines späteren Buches vor. Doch es sollten noch weitere sieben Jahre verstreichen, bis Adler in Hans-Georg Siebeck einen engagierten Verleger für sein umfängliches Werk fand. Erst 1955 erschien die erste Auflage seines Buches, fünf Jahre darauf eine verbesserte und ergänzte zweite Auflage, die nunmehr vorliegende Neuausgabe ist ein Reprint der letzteren.

Neu ist lediglich das von Adlers Sohn Jeremy verfaßte Nachwort, in dem über die Entstehungsgeschichte des Buches berichtet wird. Jeremy Adler bezieht sich hier vornehmlich auf Hans G. Adlers Essay „Warum habe ich mein Buch Theresienstadt 1941–1945 geschrieben?". Dieser erstmals 1998 publizierte Text[1] liefert ein erhellendes Selbstzeugnis des Theresienstädter Historiographen, insbesondere zeigt er, daß der entscheidende Antrieb zur Abfassung des Buches das persönlich Erlebte war: „Ich fühlte, daß ich nicht mehr fortdauern könnte, daß der Schmerz über das Geschehene eine abgründige Verzweiflung in gähnender Leere in mir zurücklassen müßte, wenn ich nicht auf diese Weise mich bestrebte, das Ungeheuerliche seelisch und geistig zu bewältigen [...]."[2]

Aber Adler begnügte sich nicht mit der bloßen Niederschrift des Erlebten, wie es andere seiner Leidensgefährten, die die Lagerzeit überlebten, taten, sondern versuchte, „die Dinge in einer kühlen Betrachtung zu sehen",[3] also analytisch zu durchdringen. „So wurde der Häftling zum Beobachter, der Beobachter zum Theoretiker, der Theoretiker zum Zeugen und der Zeuge zum Warner" (S. 897).

Hinter dem historisch Einzigartigen der Zwangsgemeinschaft des nationalsozialistischen „Musterghettos" Theresienstadt offenbarte sich Adler eine außer Kontrolle geratene Verwaltungsbürokratie, die menschliche Gemeinschaften als zu dirigierende Manövriermasse ihrer absoluten Verfügungsgewalt unterwirft, um sie in letzter Konsequenz auszulöschen. Adler hat diesen Gedankengang in seiner Monographie „Der verwaltete Mensch" theoretisch weiterentwickelt und anhand der Deportation der Juden aus Deutschland exemplarisch entfaltet. Er konstatiert dort: „Mit der Hypertrophie jeder, auch der nicht bewußt oder gar absichtlich inhumanen Verwaltung erwächst die Gefahr der Zerstörung des Menschen; er wird, etwa auf dem

Kartothekblatt, nicht mehr als Mensch wahrgenommen, sondern als Sache, als Nummer, als statistisch auswertbarer Faktor."[4]

In seinem Buch über Theresienstadt wählte Adler eine interdisziplinäre Herangehensweise, eine zu seiner Zeit unvergleichliche Pionierleistung der Holocaustforschung. Aber auch heute noch besticht Adlers Darstellung durch seine ungeheure Detailfülle, den Perspektivreichtum und die literarische Ausformung. Etwas Ebenbürtiges läßt sich, wenn überhaupt, nur schwer finden. In drei Abschnitten, einem historischen, soziologischen und psychologisch-philosophischen Teil, zeichnet Adler ein facettenreiches Bild von der Entstehung des Lagers, seinem Funktionszusammenhang und den moralischen und psychischen Konsequenzen des Lageralltags für die Verfolgten.

Die Forschung zu Theresienstadt steht heute, Jahrzehnte nach Erscheinen von Adlers Buch, auf einem zugegebenermaßen breiteren Fundament. Das heißt aber auch, daß nicht alle Wertungen, die Adler nach den ihm vorliegenden Erkenntnissen traf, dem heutigen Forschungsstand entsprechen, aber unzweifelhaft gilt sein Buch immer noch als wissenschaftliches Standardwerk.

„Wenn dieses Werk nicht zu sehr hinter meinen Wünschen zurückgeblieben ist", so Adler in seinem obengenannten Essay, „muß es drei Ansprüchen genügen: 1. ein wahres geschichtliches Denkmal, 2. ein getreues Spiegelbild unserer Zeit zu sein, aufgezeigt am besonderen Beispiel, und 3. eine Warnung für die Zukunft, doch nicht aller Tröstung und Erhebung bar."[5]

Die Wiederbegegnung mit Adlers Theresienstadt-Buch verleiht gerade der mahnenden Stimme seines Autors eine Eindringlichkeit, die, gemessen an den Erfahrungen der jüngeren Vergangenheit mit Vertreibung, Genozid und staatlich sanktionierter Freiheitsberaubung, wie die Wortmeldung eines Zeitgenossen wirkt. Adler findet in seiner Schlußbetrachtung zum Buch sehr ausdrucksstarke Worte der Warnung vor den menschheitsbedrohenden „ideologischen Fratzen" des „mechanischen Materialismus" (S. 684). Für ihn ist Theresienstadt „paradigmatisch" (S. 683), „ein Ort in dieser Welt [...], die unser aller Welt ist" (S. 684), an dem sich „eine Geschichte vollzogen hat, die unser aller Geschichte sein kann und zum Teil auch ist" (ebd.), ein „Menetekel". „Hier sehen wir die dämonische Karikatur einer allgemein möglichen, vielleicht sogar wirklichen Verwaltung vor uns, und selbst ohne Deportationen und drohende Vernichtung – dann umso wahrscheinlicher – ergäbe sie ein menschenunwürdiges Dasein in pseudokollektiver Vermassung, in Hörigkeit oder Sklaverei. Was aber bewahrt uns verlässlich davor, dass das Unheil nicht ärger ausbricht aus Wahngebilden gespenstischer Ideologien und künftig Myriaden von Menschen erst missbraucht und dann als lebensunwerte ‚Masse' vertilgt? Hat man die Kassandra-Rufe nicht vernommen? Ist einer von uns frei von Schuld? Wurde das Wort der Menschlichkeit dem Winde zugeredet?" (ebd.).

1 *Vgl. Hans G. Adler, Der Wahrheit verpflichtet. Interviews, Gedichte, Essays, Gerlingen 1998, S. 111 ff.*
2 *Ebd., S. 111*
3 *Ebd., S. 112.*
4 *Hans G. Adler, Der verwaltete Mensch. Studien zur Deportation der Juden aus Deutschland, Tübingen 1974, S. 989.*
5 *Hans G. Adler, Der Wahrheit verpflichtet (Anm. 1), S. 114.*

Manfred Warnecke, Berlin

Beevor, Antony: **Der Spanische Bürgerkrieg.** Aus dem Englischen von Michael Bayer [u. a.]. – München: C. Bertelsmann Verlag 2006. 651 S.

Der ehemalige britische Berufsoffizier und Historiker Antony Beevor hat sich bereits mit Sachbüchern zu zeitgeschichtlichen Themen, darunter „Stalingrad" (1999) und „Berlin 1945. Das Ende" (2002), einen Namen gemacht. Den Schwerpunkt des vorliegenden Buches bildet die militärisch exakte Schilderung der großen Entscheidungsschlachten des Spanischen Bürgerkrieges und des generellen Kriegsverlaufs. Das nun auf deutsch vorliegende Werk ist eine erweiterte Neufassung eines bereits 1982 im englischen Original erschienen Buches „The Spanish Civil War". Beevor hat für diese Neuausgabe mit seinem Mitarbeiterstab die jüngste, vor allem spanisch- und englischsprachige Forschungsliteratur gesichtet, wie ein Blick in die umfangreiche Bibliographie im Anhang des Buches zeigt. Darüber hinaus erkundeten seine Mitarbeiter neben

deutschen und schwedischen auch bis vor kurzem unzugängliche Archive in Rußland, darunter das Staatliche Militärarchiv, das Zentrale Archiv des Verteidigungsministeriums und das Staatsarchiv für Wirtschaft (S. 531). So konnten u. a. „viele Einzelheiten des Kriegsgeschehens, darunter das Gezänk unter den Kommandeuren im republikanischen Lager" (S. 13) geklärt werden. Beevor räumt jedoch relativierend ein, daß „die Interpretation vieler Fakten auch weiterhin von persönlichen Sichtweisen beeinflusst" sei. Hier kann man schon erkennen, daß Beevor ein breites Publikum ansprechen will und nicht nur Historiker. Er spart dabei nicht mit Anekdoten, die sich zuweilen in belanglosen Klatsch ohne Nachweis der Quelle verwandeln, was sich beispielsweise in der Beschreibung des Präsidenten der Spanischen Republik Negrín niederschlägt: Sein „Machthunger fand einen höchst unfeinen Ausdruck in seiner Gier nach Essen und Sex" (S. 347). Bei der Bewertung der Aufgabe des Historikers im Zusammenhang mit dem Credo des Buches postuliert Beevor jedoch das Gegenteil: „Moralische Urteile sollten dabei möglichst dem Leser überlassen bleiben" (S. 14). Hier stellt sich für den aufmerksamen Leser die Frage nach dem Charakter des Buches: Möchte es nun populärwissenschaftliche Belletristik oder doch wissenschaftliche Darstellung sein? Beevor bleibt hier sehr allgemein: „Der Historiker, der selbst nicht völlig neutral sein kann, sollte sich nicht mehr vornehmen, als zu versuchen, die Gefühle beider Seiten zu verstehen, frühere Annahmen infrage zu stellen und so die Grenzen des Wissens zu erweitern" (S. 14).

Konkreter wird Beevor bei der Beschreibung seiner politischen Intention, den Krieg in all seinen grausamen Facetten beschreiben zu wollen. Er wählt folgenden Ansatz: Es sei „falsch, den Spanischen Bürgerkrieg als ‚Bruderkrieg' zu beschreiben. Die neuen Ideologien machten aus Brüdern gesichtslose Fremde, und aus Gewerkschaften oder Landbesitzern wurden Klassengegner" (S. 11). Mit den „neuen Ideologien" meint Beevor die treibenden grundlegenden politischen Überzeugungen der Kriegsparteien. Auf der einen Seite steht die durch General Franco zusammengeführte und im weiteren Kriegsverlauf eisern zusammengehaltene Gefolgschaft der „Nationalen". Ihr gegenüber steht das Bündnis der „Republikaner", bestehend aus den in unterschiedlichen Konstellationen regierenden Volksfrontparteien und ihren Verbündeten. Eine äußerst hilfreiche genaue Auflistung nebst kurzer Charakterisierung aller Untergruppierungen der beiden kriegführenden Seiten befindet sich im recht umfangreichen Anhang des Buches (S. 545). Der Autor kommentiert seine Kategorisierung kritisch, indem er die Stigmatisierung des Spanischen Bürgerkrieges als Links-Rechts-Konflikt eine „irreführende Vereinfachung" nennt. Im direkten Vergleich stimme es zwar, daß die nationalistischen Kräfte viel geschlossener auftraten, „weil sie [...] drei Extreme in sich vereinigten: Sie waren rechts, zentralistisch und autoritär" und die „Republikaner hingegen [...] ein Gemisch unvereinbarer Strömungen dar[stellten], deren Vertreter sich gegenseitig mit Misstrauen beäugten" (alle Zitate S. 11).

Faßt man nun beide Absichten zusammen, so wird deutlich, daß Beevor die politisch-ideologischen Grundströmungen und deren Durchsetzung mittels militärischer und politischer Aktionen darstellen möchte. Auf der anderen Seite kann man den stilistischen Kniff erkennen, vor dem imaginären Auge des Lesers durch die narrative Darstellung von Geschehnissen, die Beevor den zahlreichen veröffentlichten Memoiren, Tagebuchaufzeichnungen und Zeitungsartikeln entnommen hat, die Zeit zu „verlebendigen". Dies verhilft dem umfangreichen Buch sicher zu einer höheren Unterhaltsamkeit.

Beevor gliedert seine Untersuchung in sieben Teile, dem der schon erwähnte umfangreiche Anhang beigefügt ist. Im ersten Teil geht er zunächst auf die Vorgeschichte des Bürgerkrieges ein. Hier hat der Autor die vielleicht etwas zu mechanistische Zusammenfassung der Geschichte Spaniens aus seiner Erstveröffentlichung verwendet. Sie ist in dem für den englischsprachigen Raum typischen Textbuchstil geschrieben. Das bedeutet, daß keine Anmerkungen zu Quellen erfolgen, was in diesem Teil des Buches noch nicht allzu problematisch ist. Allerdings hätte man sich ein Glossar für die von ihm oft verwendeten umgangssprachlichen spanischen Begriffe gewünscht. Im Anhang existiert nur ein Glossar für die wichtigsten politischen Gruppierungen.

Im zweiten Teil geht es um den Beginn des Bürgerkrieges. Beevor analysiert hier sehr genau die sich gegenüberstehenden militärischen Gruppierungen. Die aufständischen Generale konnten mit einem in kolonialen Kriegen erfahrenen, jedoch zunächst zahlenmäßig unterlegenen

Afrikacorps operieren, während die Truppenverbände, die loyal zur Regierung standen, seit Jahren keine Manöver mehr durchgeführt hatten (S. 167). Darüber hinaus beschreibt der Autor sehr anschaulich und verständlich die Rolle und den Charakter der Volksmilizen (S. 152 f.). Das Thema des „roten" und des „weißen" Terrors wird nicht ausgespart. Im Teil über den „roten" Terror gibt es für die wiederum im Textbuchstil gehaltene Darstellung keine Anmerkungen zu den verwendeten Quellen (S. 109–111). Zu den Morden am Klerus liefert Beevor konkrete Zahlen (S. 111). Leider nennt auch er keine Quelle zur in der Weltpresse verbreiteten Nachricht über Vergewaltigungen von Nonnen durch republikanische Gefolgsleute. In der von den Nationalisten 1946 veröffentlichten Aufstellung über angebliche republikanische Verbrechen werden diese nicht aufgelistet. Auf einen Vergleich der Art und Weise oder gar dem Wesensunterschied zwischen „weißem" und „rotem" Terror läßt sich Beevor nur analytisch, nicht emotional, ein. Er weist anhand von Opferzahlen und konkreten Beschreibungen der Aktionen von bewaffneten Verbänden nach, daß Erschießungen oftmals mehr waren als nur Vergeltung. Es ging häufig darum, die noch vorhandene Bevölkerung besonders dort in Angst und Schrecken zu versetzen, wo die jeweilige politische Strömung vorher eher schwach gewesen war. Beevor liefert neue Opferzahlen: 38 000 Menschen kamen durch „roten" Terror (S. 117) und 200 000 Menschen durch „weißen" Terror (S. 126) während des gesamten Bürgerkrieges ums Leben. Verluste bei den kämpfenden Einheiten beider Seiten werden in den Kapiteln der jeweiligen Schlacht- und Kampfhandlungsbeschreibungen genau beziffert.

Um die Internationalisierung des Bürgerkrieges geht es im dritten und vierten Teil. Hier wird die Unterstützung Francos durch Deutschland und Italien dargestellt, wie auch der gescheiterte Versuch der republikanischen Regierung, Waffen aus Frankreich oder Großbritannien in größerem Umfang zu bekommen (S. 175). Akribisch und mit sehr viel Detailverliebtheit werden die Schlachten von Madrid, Jarama und Guadalajara wiedergegeben. Der Angriff auf Guernica wird in all seiner Grausamkeit militärtechnisch exakt als Experiment zur Wirkung von massierten Luftangriffen beschrieben. Beevor stützt sich dabei vor allem auf die Aufzeichnungen von Richthofens, dem Oberbefehlshaber der Legion Condor (S. 299).

Beevor ist bei der Beschreibung von Kampfhandlungen in seinem Element. Das kann man an der Sorgfalt erkennen, mit der er in den entsprechenden Abschnitten Quellen nachweist (siehe Kap. 19 und 20). In den Kapiteln, die sich mit den politischen Entwicklungen hinter den Frontlinien befassen, ist Beevor jedoch dabei oft nachlässig. Formulierungen wie „nach Meinung russischer Historiker" (S. 342), „Stalins Botschafter soll dazu schulterzuckend geäußert haben" (S. 117) oder „es heißt, König Alfonso [...]" (S. 33) werden nicht mit Belegen versehen. Noch gravierender sind wörtliche Zitate, die ohne Nennung des verwendeten Dokuments Eingang in Beevors Argumentation gefunden haben. Dazu zählt u. a. die bekannte Antwort Francos auf seinem Sterbebett auf die Frage, ob er Feinde habe: „Ich habe keine. Ich habe sie alle erschießen lassen" (S. 125). Diese Nachlässigkeit durchzieht das ganze Buch und hinterläßt einen zwiespältigen Eindruck. Auf der anderen Seite haben Beevor und sein Mitarbeiterstab auch politisch Brisantes in den Archiven gefunden. Dazu zählt, daß Hermann Göring, der auch preußischer Ministerpräsident und Oberkommandierender der Luftwaffe war, Waffen über die von ihm kontrollierte Firma Rheinmetall-Borsig an die Spanische Republik verkaufte, während seine Männer für Franco in der Legion Condor kämpften. Diese Waffenverkäufe gingen bis kurz vor Kriegsende weiter, was die Franquisten erboste und sie in Berlin erfolglos protestieren ließ (S. 415 f.).

Im fünften Teil befaßt sich Beevor mit den internen Konflikten auf beiden Seiten: etwa dem Bürgerkrieg im Bürgerkrieg auf republikanischer Seite, wo er die schleichende Machtübernahme durch kommunistische Politiker und Militärs und die Methoden zur Beseitigung ihrer politischen Gegner (z. B. POUM und Anarchisten) unter der regen Mithilfe sowjetischer Berater des NKWD analysiert. Oder die Eifersüchteleien im Franco-Lager, wo der Diktator all jene ausschließen wollte, die sich ihm nicht unterordneten.

Die beiden letzten Teile behandeln den militärischen und politischen Zusammenbruch der Republik und das Spanien nach 1939 sowie den franquistischen Gulag. Dabei entdeckt Beevor eine „paradoxe Parallele" zwischen Franquismus und Stalinismus: „[...] die geradezu zwanghafte Angst vor fremder, ideologischer Infizierung.

Während die meisten hohen sowjetischen Berater aus Spanien vom NKWD gezwungen wurden, verräterische Kontakte im Ausland zu gestehen, und danach erschossen wurden, erscholl im nationalistischen Spanien der Ruf nach einem drastischen chirurgischen Eingriff, um den Staatskörper zu retten" (S. 505). Schließlich wagt Beevor im letzten, zusammenfassenden Kapitel dann noch einen bedenkenswerten theoretischen Ausblick. Er versucht, den möglichen Verlauf der gesellschaftlichen Entwicklung Spaniens im Falle eines Sieges der Spanischen Republik über Franco zu rekonstruieren (S. 539).

Insgesamt hinterläßt die Lektüre einen zwiespältigen Eindruck. Im Boom der Erinnerungsliteratur, die um den 70. Jahrestag des Ausbruchs des Spanischen Bürgerkrieges veröffentlicht wurde, ist es der Versuch, eine gut lesbare Gesamtdarstellung für eine breite Leserschaft zu schreiben. Nicht weniger, aber auch nicht mehr.

Frank Ettinger, Berlin

Zwischen Aufbruch und Abbruch. Die DDR im Jahre 1956. Hrsg. von Siegfried Prokop (= Edition Zeitgeschichte, Bd. 41). – Berlin: Kai Homilius Verlag 2006. 385 S.

Das Jahr 1956 befand sich schon immer im Visier der historischen Forschung seit 1989, so daß es nicht verwundert, wenn ein Jubiläum den Anlaß zur erneuten konzentrierten Befassung damit bildet. Es geht um Weltpolitik, es geht um Reformsignale in einer alternativen Gesellschaftsform – dem Sozialismus, und es geht nicht zuletzt um deren Reflexion in der DDR. Gerade die Kenntnis um den Zusammenbruch des sozialistischen Lagers 1989/90 läßt die Entwicklung nach dem XX. Parteitag der KPdSU als vergebene Chance erscheinen. Die Unkenntnis dessen hingegen, was noch vor uns steht, sucht nach Lehren, um Konzepte für die Zukunft zu entwickeln.

Über den vorliegenden Tagungsband des von der Rosa-Luxemburg-Stiftung Brandenburg und der Berliner „Hellen Panke e. V." am 11. Mai 2006 im Potsdamer Alten Ratshaus veranstalteten Kolloquiums „Aufbruch und Abbruch? Die DDR im Jahre 1956" kann insgesamt ein überaus positives Urteil gefällt werden. Nach dem prononcierten Auftakt von Siegfried Prokop zur Situation der DDR im Jahre 1956 wird der Leser mit einer Fülle vielseitiger Beiträge förmlich überhäuft. So werden Bereiche der DDR-Gesellschaft wie die Geschichtswissenschaft, die Entwicklung der Planwirtschaft und der Landwirtschaft ausgeleuchtet, wird die Kirchen- und die Kultursituation, verbunden mit Problemen des Mittelstandes, analysiert. Eingang finden auch Beschreibungen zur Rechtsordnung, zur Hochschulpolitik und zur Reflexion unter Ostberliner Studenten. Weitere Beiträge befassen sich mit dem XX. Parteitag und seinen Auswirkungen in der Sowjetunion selbst – ausgezeichnet Horst Schützler, sehr informativ mit den Herbstereignissen in Polen und besonders gelungen mit der Analyse der Denkweise Konrad Adenauers und seiner Umgebung durch Ludwig Elm – oder werten Akten des MfS aus, so zur Observation von Ernst Bloch und zum Berliner Donnerstagskreis. Günter Krause beschäftigte sich damit, inwieweit die Reformen der sechziger Jahre in der DDR auf Inspirationen des Jahres 1956 zurückgingen und wie Walter Ulbricht dabei auch auf Gedankengut seiner Opponenten zurückgegriffen hatte. Freilich, das wichtigste Essential tastete auch er nicht an – die totale Herrschaft des Apparates der Staatspartei. Beiden Reformern, Ulbricht wie Chruschtschow, hat dann dieser Apparat letztlich das Genick gebrochen.

Das Protokoll einer von Ingrid Zwerenz moderierten Podiumsdiskussion „Chruschtschows Rede und die Folgen", an der sich Holger Becker, Gustav Just und Gerhard Zwerenz beteiligten, beschließt den Band. In dieser Podiumsdiskussion ging es lebhaft und pointiert zu, sehr unterhaltsam, wenngleich dem Rezensenten mitunter eine vergessen geglaubte Großspurigkeit anwehte.

Vernachlässigt freilich wird die Vorgeschichte, d. h., der Kontext zu den weltpolitischen Ereignissen kommt etwas knapp, zu knapp, weg. Sicher war die Rede Chruschtschows, wie auch der XX. Parteitag der KPdSU, ein Paukenschlag ohne Vorankündigung, dennoch stehen die Ereignisse des Jahres 1956 in einem größeren Zusammenhang. Zuvor, 1955, etablierten sich zwei gewaltige Militärblöcke, die NATO und der Warschauer Vertrag mit ihren Führungsmächten. 1956 ist zwar ein Krisenjahr, aber doch auch ein Jahr, in dem Ordnung und Klarheit geschaffen wurden. Am Ende des Jahres konnten sowohl die Sowjetunion als auch die USA eine zufriedenstellende

Bilanz ziehen. Die Suezkrise hatte die Führung der USA im westlichen Bündnis bestätigt und Großbritannien und Frankreich eingeordnet. Mit Israel bot sich den USA ein starker Verbündeter im Nahen Osten an. Zur Bilanz zählen auch die starken Risse, die sich im Ostblock zeigten.

Die Sowjetunion hingegen hatte im arabischen Raum dank ihres Eintretens für Ägypten erheblichen Autoritätszuwachs erfahren. Der Ausgang der Bandung-Konferenz in Indonesien ließ auf weiteren Kräftezuwachs für das sozialistische Lager durch die „dritte Welt" hoffen. Die Situation im eigenen Bündnis in Europa blieb beherrschbar. Das gegnerische Potential in Ungarn war unterworfen, Polen zunächst erst einmal befriedet worden. Die DDR? Hatte Ulbricht wirklich ernstlich gewackelt?

Was bewirkten denn 1956 die Geschehnisse in der DDR realiter? Hatten sie wirklich Einfluß auf die dann stagnierende Entwicklung hin zum Zusammenbruch des osteuropäischen Staatssozialismus 1989/91? Aber da führte doch keine kontinuierliche Linie hin, dazwischen lagen die, zumindest für die DDR, sehr erfolgreichen sechziger Jahre mit ihren Möglichkeiten. Hatten die Reformkräfte überhaupt den Hauch einer Chance? Doch kein Ort. Nirgends. Den größeren Teil der Bevölkerung der DDR interessierten diese Vorgänge wenig – sie wollten überhaupt keinen Sozialismus, auch keinen reformierten. Die Debatten blieben so ein isoliertes Überbauphänomen. Schon die Vorstellungen der Reformkräfte waren zwar klar in der Kritik, doch nebulös in der Alternative. Gustav Just appellierte, nach seinen Äußerungen in der Podiumsdiskussion, an die Einsicht der Herrschenden – viele Vertreter der Aufklärung appellierten auch an die Einsicht ihrer adligen Souveräne. Mit wenig Erfolg.

Immerhin, Walter Ulbricht hatte nach dem 13. August 1961 einiges an Reformen auf den Weg gebracht. Das bewegte sich zwar zumeist im Rahmen der Ökonomie, aber eine gute Wirtschaft verbessert den Lebensstandard und damit die Stimmung zwischen oben und unten.

Es gab sibyllinisch anmutende Gespräche mit Vertretern der sowjetischen Führungsmacht. Anspielungen, Andeutungen, Ermutigungen – oder Fallen? Die Ereignisse in Ungarn nahmen wohl endgültig die Varianten aus dem Spiel, zu Walter Ulbricht gab es keine Alternative mehr. Die Suche nach einem Kontrahenten war vorbei. Tatsächlich war diese möglicherweise schon vor dem XX. Parteitag abgebrochen worden. Karl Schirdewan erinnerte sich in seinem „Aufstand gegen Ulbricht" an ein Gespräch mit Chruschtschow im Jahr zuvor. Seine zögerlichen Reaktionen dürften Chruschtschow kaum ermutigt haben. Und Gerhard Zwerenz erinnerte daran, daß auf einer Versammlung der Kulturarbeiter des Bezirks Leipzig sein Gedicht „Die Mutter der Freiheit heißt Revolution" verrissen wurde. „Diese vierhundert Kulturmitarbeiter in der Kongresshalle hörten sich alles mucksmäuschenstill an" (S. 351). Das war der Moment der Entscheidung. Die 400 Funktionäre hatten entschieden. Keine einschneidende Krise in der DDR.

Matthias Wagner, Potsdam

GOTTSCHALK, Jürgen: **Druckstellen. Die Zerstörung einer Künstler-Biographie durch die Stasi** (= Schriftenreihe des Sächsischen Landesbeauftragten für die Stasi-Unterlagen, Bd. 5). – Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt 2006. 120 S.

KRECH, Hans: **Das letzte Jahr der DDR. Das Tagebuch eines Bürgerrechtlers aus Halle/S. (1988–1989)** (= Beiträge zur Friedensforschung und Sicherheitspolitik, Bd. 20). – Berlin: Verlag Köster 2005. 205 S.

„Ich bin gelebt worden", lautet das bittere Fazit Jürgen Gottschalks. „Und ich muss heute erkennen, dass ich nichts durchschaut habe, sondern ohne Vorsicht in die mir gestellten Fallen gestolpert bin" (S. 67). Der Künstler Gottschalk wird im Operativen Vorgang (OV) „Feind" nach den MfS-Regularien der „systematischen Organisierung beruflicher und gesellschaftlicher Mißerfolge" sowie der „systematischen Diskreditierung des öffentlichen Rufes" unterzogen. Konkret hieß das: Überwachung, Inhaftierung, monatelange Verhöre, ein fingierter Prozeß, die kaum beschreibbare Tortur des Strafvollzuges und schließlich Entlassung in den Westen. Und es existiert sogar eine Diplomarbeit, die der vorgangsführende Offizier zu genau diesem OV eingereicht hat.

Jürgen Gottschalk, 1991 in seine Heimatstadt Dresden zurückgekehrt, hat – alles andere als selbstverständlich – sich mit „seinen" Akten auseinandergesetzt und selbst aufgeschrieben, auf

welche Weise er zu einem politisch verfolgten Künstler geworden ist, was seine politischen und künstlerischen Intentionen waren, wie die staatlichen Repressionen auf ihn gewirkt haben, wie gegenwärtig die Vergangenheit ist und mit welchen Nachwirkungen er noch heute leben muß. Herausgekommen ist ein schmerzliches und auch sehr persönliches Buch, dessen letzter Satz den Leser geradezu zwingend auffordert: „Und nutzt die Freiheit!" (S. 118).

Hauptmann d. R. Dr. Hans Krech beschreibt sein letztes Jahr in der DDR vom Sommer 1988 bis zum Spätherbst 1989 im Tagebuch. Heimlich entwirft er einen Aufstandsaufruf. „Hans Krech will zum FC Bayern. Danach ins US-Außenministerium nach Washington, um einen Umsturz in der DDR unterstützen zu können. [...] Die Politbürogreise schicken Eiskunstlaufstar Katharina Witt nach Halle. Der Hallesche Fußballclub HFC, die DDR-Fußballnationalmannschaft, [...] die MfS-Bezirksbehörde, die HVA, der Militärgeheimdienst der NVA und die sowjetische Garnison in Halle versuchen, dem Bürgerrechtler den Weg in die Freiheit zu verlegen" (S. 2), lobt der Vorspann für ein Stück der Arbeitsgemeinschaft Potjomkinsche Schlachten aus.

Peter Feldman, Montreal

Joepen, Karl-Heinz: **Rote Zelle, Ashram, Wall Street. Demonstrieren, Meditieren, Spekulieren. Von den 68ern zu den 86ern.** – Albeck bei Ulm: Verlag Ulmer Manuskripte 2003. 270 S.

Die Generation der „1968er" gilt als Träger einer gegenkulturellen Jugendrevolte, deren politisierter Kern die damaligen Studenten darstellten. Inzwischen existiert eine umfangreiche Sekundärliteratur zum Themenkomplex „1968", die sich ihrem Untersuchungsgegenstand auf wissenschaftlichem Wege nähert. Dabei werden oft, zu oft, liebgewonnene Klischees tradiert – was wohl dem Umstand geschuldet ist, daß die damals Beteiligten zur Idealisierung der damaligen Ereignisse und ihres tatsächlichen oder vermeintlichen Anteils daran neigen. Aus der elterlichen bzw. großelterlichen Perspektive gerät der Blick auf die Nachfolgegenerationen zuweilen zu einer kulturpessimistischen Anklage. Dabei dürften gerade die inzwischen – je nach Sichtweise – obsoleten oder diskreditierten Politik- und Lebensentwürfe der derweil als Lehrer, Sozialarbeiter, Universitätsprofessoren, Politiker oder ähnlichem zu Amt und Würden gekommenen Protagonisten einen gewichtigen Grund dafür abgeben, daß sie von der derzeitigen Jugend hierzulande als Ablehnung ihrer Spaßgesellschaft verachtet werden und diese infolgedessen das eingeforderte zivilgesellschaftliche Engagement vermissen läßt.

Der offensichtlich an der kritischen Theorie geschulte Autor des vorliegenden Bandes seziert in seiner geschliffen formulierten Polemik die alternativen Lebenslügen der „1968er" – „die Ganzheit der makrobiotischen Mohrrübe" – und den Konformismus der sogenannten Generation Golf – Design als Lebensform. Dabei kann er manch tiefgründige Einsicht vermitteln, und über kleinere Unschärferelationen mag man angesichts des gelungenen Gesamtergebnisses hinwegsehen. Wer allerdings die Band „Fehlfarben" mit grenzdebilen „Neonbabies", alkprolligen „Kotzbrocken" oder gar der semifaschistoiden „Obersten Heeresleitung" vergleicht, sollte einmal die einschlägigen Publikationen, z. B. diejenigen von Diedrichsen, konsultieren. Die bitterböse Bestandsaufnahme von Joepen ist als eine veritable Kulturgeschichte der Bundesrepublik und ihrer charakteristischen Protagonisten zu lesen.

Hartmut Rübner, Berlin

IWK

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

Begründet von Henryk Skrzypczak

Am Otto-Suhr-Institut der Freien Universität Berlin herausgegeben von Peter Steinbach
Wissenschaftlicher Beirat: Andreas Graf, Helga Grebing, Peter Lösche,
Hans Mommsen, Henryk Skrzypczak und Hermann Weber

Inhaltsverzeichnis und Register

Berlin

42. Jahrgang 2006

ISSN 0046-8428

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung
(Zitierweise: IWK)

Verleger im Sinne des Pressegesetzes:
Freie Universität Berlin, Kaiserswerther Straße 16–18, 14195 Berlin

Redaktion: Andreas Graf (verantw.)

Für den Anzeigenteil verantwortlich: Andreas Graf

Anschrift der Redaktion:
IWK-Redaktion, c/o Basisdruck Verlag, Schliemannstraße 23, 10437 Berlin
Telefon: 0177 / 4 01 88 00 (A. Graf); Telefax: 030 / 4 45 95 99
Internet: http://www.iwk-online.de; E-Mail: info@iwk-online.de

Umsatzsteuer-Identifikationsnummer (USt-ID-Nr.): DE811304768

Die IWK wird regelmäßig im „Sozialwissenschaftlichen Literaturinformationssystem SOLIS" des Informationszentrums Sozialwissenschaften, Lennéstraße 30, 53113 Bonn, erfaßt.

Die mit dem Verfassernamen gekennzeichneten Beiträge geben nicht in jedem Falle die Meinung der Redaktion oder des Herausgebers wieder. Die Verfasser sind verantwortlich für die Richtigkeit der in ihren Beiträgen mitgeteilten Tatbestände. Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Rezensionsexemplare übernimmt die Redaktion keinerlei Haftung. Für alle Beiträge behält sich die Freie Universität Berlin alle Rechte vor, auch die Rechte des Nachdrucks, der Übersetzung in fremde Sprachen, der fotomechanischen Wiedergabe sowie der Speicherung auf Datenträger.

Gerichtsstand: Berlin

Die IWK erscheint viermal jährlich (März, Juni, September, Dezember).

Preise: Einzelheft 10,23 €, Doppelheft 20,45 €, für Studenten, andere Auszubildende und Arbeitslose 7,67 € bzw. 15,34 €, jeweils zuzüglich Versandkosten. Jahresabonnement 34,26 €, für Studenten, andere Auszubildende und Arbeitslose 20,45 €, jeweils zuzüglich Versandkosten. Zahlung nach Erhalt unserer Rechnung an die Hauptkasse der FU Berlin, 14195 Berlin, Konto-Nr. 22808-109, Kassenzeichen (bitte unbedingt angegeben!): 01/11901/15520000 bei der Postbank, Niederlassung Berlin, 10916 Berlin (BLZ 100 100 10). Das Abonnement kann mit einer Frist von 6 Wochen zum Ende des Jahres gekündigt werden. Andernfalls verlängert sich das Abonnement automatisch um ein weiteres Jahr.
Von den älteren Heften sind noch lieferbar die Nummern 5, 7, 8, 14–19/20 und Jg. 10 (1974), Jg. 11 (1975), Jg. 12 (1976), H. 2, 3 und 4, Jg. 13 (1977), Jg. 14 (1978), H. 1 und 4, Jg. 15 (1979), H. 2, 3 und 4, Jg. 16 (1980) bis Jg. 23 (1987), Jg. 24 (1988), H. 1, 2 und 3, Jg. 25 (1989), Jg. 26 (1990), Jg. 27 (1991), H. 2, 3 und 4, Jg. 28 (1992), H. 1, 2 und 4, Jg. 29 (1993), Jg. 30 (1994), Jg. 31 (1995), Jg. 32 (1996), H. 2, 3 und 4, Jg. 33 (1997) ff.
Der Preis der noch lieferbaren älteren Hefte bis einschließlich H. 4/1992 beträgt 2,56 € pro Heft bzw. 10,23 € pro Jahrgang zuzüglich Versandkosten. Bitte richten Sie Ihre Bestellungen an die Adresse der Redaktion!

Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 6 vom 1. 9. 1997.

Gedruckt mit Unterstützung der Senatsverwaltung für Wissenschaft, Forschung und Kultur, Berlin

Druck: Mercedes-Druck GmbH, Sportfliegerstraße 6, 12487 Berlin

Editorials

Editorial 1/1

Graf, Andreas: Wir sind Elite. Warum wir immer noch erscheinen 2–3/141

Graf, Andreas: Wunder gibt es immer wieder. Ankündigung eines Wechsels 4/425

Aufsätze und Mißzellen

Albrecht, Richard: Alte Armut – neue Armut. Zur Theorie und Empirie des Pauperismus 2–3/145

Amenda, Lars: „... ein deutsch-malaiischer Mischling". Eine Denunziation im nationalsozialistischen Hamburg 4/489

Andresen, Knud: Kommunistische Politik an höheren Schulen. Der Sozialistische Schülerbund 1926–1932 ..... 2–3/237

Ferberg, Nils: Sozialdemokratische Aktivitäten unter den Deutschbalten in Lettland 2–3/256

Groß, Klaus-Dieter: „Berg frei" jenseits des Atlantiks? Die Nature Friends of America 1/60

Grundmann, Siegfried: Adolf Sauter – Kommunist, Verräter, V-Mann der Gestapo und anderer Dienste. Stationen einer Karriere 2–3/169

Hedeler, Wladislaw, und Andrej Savin: Die Deutschen in der UdSSR – eine „fünfte Kolonne"? Die sowjetisch-deutschen Beziehungen Mitte der 1920er Jahre aus der Sicht der OGPU 2–3/305

Luban, Ottokar: Zwei unveröffentlichte Reden Rosa Luxemburgs vom Sommer 1913 zum Thema Massenstreik. Aus den Akten der politischen Polizei Berlin 4/499

Meese, Thomas: Im Kontinuum des Arbeitszwangs. Kapitalismus – Prekarität – Zwangsarbeit 2–3/162

Nelles, Dieter: Nationalsozialismus im Unterricht. Befunde und Überlegungen zum Geschichtsunterricht in der Einwanderungsgesellschaft 2–3/275

Raasch, Markus: Handlungspielräume des deutschen Exils während des Zweiten Weltkrieges. Das Beispiel der Landesgruppe deutscher Gewerkschafter in Großbritannien (LdG) 4/427

Siebeneichner, Tilmann: Die Wirkungsmächtigkeit der Gewalt. Zu Georges Sorels „Mythos der Gewalt" in der politischen Kultur der frühen Weimarer Republik 4/468

Steinacker, Sven: „Marterhöllen der kapitalistischen Republik". Revolutionäre Politik und subproletarischer Protest in der Fürsorgeerziehung der Weimarer Republik 1/3

Forschungsstandanalysen und Literaturberichte

Knobloch, Andreas: Hugo Chávez 4/512

Kowalczuk, Ilko-Sascha: Der verrutschte Schlips des bärtigen Zollbeamten in Frankfurt. Anmerkungen zur Zeitgeschichtsforschung – „Die Umkehr" Konrad H. Jarauschs 4/505

Kowalczuk, Ilko-Sascha: In Geiselhaft. Auf der Suche nach der Opposition 2–3/357

Peters, Helmut: KPdSU(B), Komintern und die Sowjetbewegung in China 1931–1937 ..... 1/97

Rübner, Hartmut: Nischengesellschaft oder „Gefälligkeitsdiktatur"? Neuere Untersuchungen zum Verhältnis von Anpassung, Zustimmung und Dissens im „Dritten Reich" 2-3/333

Tosstorff, Reiner: „Deutsche Volksfront 1932–1939". Ursula Langkau-Alex' Opus magnum 2-3/350

Weißbecker, Manfred: Juwelen oder gewöhnliche Glassteinchen im Streit um den Faschismusbegriff? 1/88

Tagungsberichte

Schmidt, Christopher: Die deutschen Gewerkschaften zwischen 1933 und 1945: Kapitulation und Anpassung – Wartestand und Widerstand. Ein Tagungsbericht 2-3/325

Neue Literatur

Adler, Hans G.: Theresienstadt 1941 - 1945. Das Antlitz einer Zwangsgemeinschaft, Göttingen 2005 *(Manfred Warnecke)* 4/548

Agit 883. Bewegung, Revolte, Underground in Westberlin 1969–1972, Hrsg. von Rotaprint 25, Hamburg und Berlin 2006 *(Detlef Siegfried)* 2-3/409

Albanien. Geographie – Historische Anthropologie – Geschichte – Kultur – Postkommunistische Transformation. Hrsg. von Peter Jordan u. a., Wien u. a. 2003 *(Ilko-Sascha Kowalczuk)* 4/525

Amenda, Lars: Fremde – Hafen – Stadt. Chinesische Migration und ihre Wahrnehmung in Hamburg 1897–1972, München und Hamburg 2006 *(Peter Kuckuk)* 4/541

Auf dem Weg zu einer sozialistischen Erziehung. Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte der sozialdemokratischen „Kinderfreunde" in der Weimarer Republik. Eine Festschrift für Heinrich Eppe. Hrsg. von Roland Gröschel, Essen 2006 *(Sven Steinacker)* 2-3/382

Beevor, Antony: Der Spanische Bürgerkrieg, München 2006 *(Frank Ettinger)* 4/549

Brost, Erich: Wider den braunen Terror. Briefe und Aufsätze aus dem Exil, Bonn 2004 *(Ursula Langkau-Alex)* 2-3/375

Ciesla, Burghard: Als der Osten durch den Westen fuhr. Die Geschichte der Deutschen Reichsbahn in Westberlin, Köln, Weimar und Wien 2006 *(Felix Escher)* 1/127

Danker, Uwe, und Astrid Schwabe: Schleswig-Holstein und der Nationalsozialismus, Neumünster 2005 *(Gebhard Schultz)* 4/546

DDR-Außenpolitik im Rückspiegel. [Bd. 1:] Diplomaten im Gespräch. Hrsg. von Siegfried Bock, Ingrid Muth und Herman Schwiesau, Münster u. a. 2004 *(Ulrich van der Heyden)* 1/125

DDR-Außenpolitik im Rückspiegel. Bd. 2: Alternative deutsche Außenpolitik? Hrsg. von Siegfried Bock, Ingrid Muth und Herman Schwiesau, Münster u. a. 2006 *(Ulrich van der Heyden)* 1/125

Dederichs, Mario R.: Heydrich. Das Gesicht des Bösen, München und Zürich 2005 *(Manfred Weißbecker)* 2-3/377

Döhring, Helge: Syndikalismus im „Ländle". Die Freie Arbeiter-Union Deutschlands (FAUD) in Württemberg (1918 bis 1933), Lich/Hessen 2006 *(Hartmut Rübner)* 4/537

Döscher, Hans-Jürgen: Seilschaften. Die verdrängte Vergangenheit des Auswärtigen Amtes, Berlin 2005 *(Klaus Drobisch)* 1/122

Die Dritte Front. Literatur in Brandenburg 1930–1950. Hrsg. von Peter Walter, Berlin 2004 *(Beate Ihme-Tuchel)* 1/126

Ealham, Chris: Class, Culture and Conflict in Barcelona, 1898–1937, London und New York 2005 *(Reiner Tosstorff)* 2–3/396

Engler, Wolfgang: Unerhörte Freiheit. Arbeit und Bildung in Zukunft, Berlin 2007 *(Hugo Velarde)* 4/517

Ertz, Simon: Zwangsarbeit im stalinistischen Lagersystem. Eine Untersuchung der Methoden, Strategien und Ziele ihrer Ausnutzung am Beispiel Norilsk, 1935–1953, Berlin 2006 *(Wladislaw Hedeler)* 2–3/403

Der Fall Otto Gross. Eine Pressekampagne deutscher Intellektueller im Winter 1913/14. Hrsg. von Christina Jung und Thomas Anz, Marburg an der Lahn 2002 *(Albrecht Götz von Olenhusen)* 2–3/380

50 Klassiker der Zeitgeschichte. Hrsg. von Jürgen Danyel, Jan-Holger Kirsch und Martin Sabrow, Göttingen 2007 *(Ilko-Sascha Kowolczuk)* 4/518

Godicheau, François: La guerre d'Espagne. République et révolution en Catalogne (1936–1939), Paris 2004 *(Reiner Tosstorff)* 2–3/394

Gottschalk, Jürgen: Druckstellen. Die Zerstörung einer Künstler-Biographie durch die Stasi, Leipzig 2006 *(Peter Feldman)* 4/553

Die Grenzgänger und Frank Baier, 1920. Lieder der Märzrevolution, 1 CD-ROM, Bremen 2005 *(Maurice Schuhmann)* 2–3/384

Große Kracht, Klaus: Die zankende Zunft. Historische Kontroversen in Deutschland nach 1945, Göttingen 2005 *(Ilko-Sascha Kowalczuk)* 4/522

GULAG. Ekonomika prinuditel'nogo truda. Hrsg. von L. I. Borodkin, P. Gregory und O. V. Chlevnjuk, Moskva 2005 *(Wladislaw Hedeler)* 1/135

Gupta, Sobhanlal Datta: Comintern and the Destiny of Communism in India 1919 to 1943. Dialectics of Real and a Possible History, Kolkata 2006 *(Helmut Peters)* 2–3/393

Handbuch der europäischen Verfassungsgeschichte im 19. Jahrhundert. Institutionen und Rechtspraxis im gesellschaftlichen Wandel. Bd. 1: Um 1800. Hrsg. von Peter Brandt, Martin Kirsch und Arthur Schlegelmilch, Bonn 2006 *(Heinz Warnecke)* 2–3/364

Haubrich, Walter: Spaniens schwieriger Weg in die Freiheit. Von der Diktatur zur Demokratie. Bd. 4: 1979–1981, Berlin 2005 *(Maurice Schuhmann)* 2–3/398

100 Jahre Sozialhygiene, Sozialmedizin und Public Health in Deutschland. Hrsg. von Udo Schagen und Sabine Schleiermascher, 1 CD-ROM, Berlin 2005 *(Ralf Forsbach)* 1/115

Inventar zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung in den staatlichen Archiven der Bundesrepublik Deutschland. Reihe B: Überlieferungen der Flächenstaaten. Bd. 2: Überlieferungen aus der ehemaligen preußischen Rheinprovinz. Landeshauptarchiv Koblenz. Bearb. von Marli Beck u. a. Nordrhein-Westfälisches Hauptstaatsarchiv Düsseldorf. Bearb. von Dieter Lück, München 1998 *(Matthias Wagner)* 4/527

Inventar zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung in den staatlichen Archiven der Bundesrepublik Deutschland. Reihe B: Überlieferungen der Flächenstaaten. Bd. 3: Hessisches Staatsarchiv Darmstadt. Überlieferung aus dem ehemaligen Großherzogtum und dem Volksstaat Hessen. Bearb. von Manfred Kukowski, München 1998 *(Matthias Wagner)* 4/527

Inventar zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung in den staatlichen Archiven der Bundesrepublik Deutschland. Reihe B: Überlieferungen der Flächenstaaten. Bd. 4: Brandenburgisches Landeshauptarchiv. Überlieferung aus der preußischen Provinz Brandenburg. Bearb. von Lorenz Friedrich Beck, München 1999 *(Matthias Wagner)* 4/527

Inventar zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung in den staatlichen Archiven der Bundesrepublik Deutschland. Reihe C: Überlieferungen der Stadtstaaten. Bd. 2: Staatsarchiv Hamburg. Teil 2. Bearb. von Klaus Weinhauer. Archiv der Hansestadt Lübeck. Überlieferung aus der Staatsverwaltung bis 1937. Bearb. von Otto Wiehmann. Indices. Staatsarchiv Hamburg Teil 1 und 2, Archiv der Hansestadt Lübeck sowie Staatsarchiv Bremen. Bearb. Von Christian Schädlich, München 1999 *(Matthias Wagner)* 4/527

Jahnke, Karl Heinz: Für eine Welt ohne Krieg und Faschismus. Lebensstationen: Remscheid, Düsseldorf, Moskau, Berlin, Paris, Valencia. Artur Becker 1905 bis 1938, Frankfurt a. M. 2005 *(Kurt Schilde)* 4/533

Jebrak, Svetlana: Mit dem Blick nach Russland. Lydia Cederbaum (1878–1963). Eine jüdische Sozialdemokratin im lebenslangen Exil, Bonn 2006 *(Wladislaw Hedeler)* 2–3/374

Joepen, Karl-Heinz: Rote Zelle, Ashram, Wall Street. Demonstrieren, Meditieren, Spekulieren. Von den 68ern zu den 86ern, Albeck bei Ulm 2003 *(Hartmut Rübner)* ... 4/254

Jureit, Ulrike: Generationenforschung, Göttingen 2006 *(Gerd Dietrich)* 2–3/365

Kang-Bohr, Youngok: Stalinismus in der ländlichen Provinz. Das Gebiet Voronež 1934–1941, Essen 2006 *(Wladislaw Hedeler)* 2–3/401

Kersten, Oliver: Die Naturfreundebewegung in der Region Berlin-Brandenburg 1908–1989/90. Kontinuitäten und Brüche, Berlin 2007 *(Klaus-Dieter Groß)* 2–3/384

Klassiker der Geschichtswissenschaft. Hrsg. von Lutz Raphael. 2 Bde., München 2006 *(Ilko-Sascha Kowalczuk)* 4/518

Klio ohne Fesseln? Historiographie im östlichen Europa nach dem Zusammenbruch des Kommunismus. Hrsg. von Alojz Ivanisevic u. a., Wien u. a. 2002 *(Ilko-Sascha Kowalczuk)* 4/525

Krech, Hans: Das letzte Jahr der DDR. Das Tagebuch eines Bürgerrechtlers aus Halle/S. (1988–1989), Berlin 2005 *(Peter Feldman)* 4/553

Kuckuk, Peter: Die Ostasienschnelldampfer Scharnhorst, Potsdam und Gneisenau des Norddeutschen Lloyd. Ein Beitrag zur Schiffbau- und Schiffahrtsgeschichte des Dritten Reiches, Bremen 2005 *(Adolf E. Hofmeister)* 2–3/391

Leide, Henry: NS-Verbrecher und Staatssicherheit. Die geheime Vergangenheitspolitik der DDR, Göttingen 2005 *(Kurt Schilde)* 2–3/405

Linse, Ulrich: Ulmer Arbeiterleben vom Kaiserreich zur frühen Bundesrepublik, Ulm 2006 *(Gudrun M. König)* 4/540

Ludwig, Andreas: Der Fall Charlottenburg. Soziale Stiftungen im städtischen Kontext (1800–1950), Köln, Weimar und Wien 2005 *(Felix Escher)* 1/117

Lutes, Jason: Berlin. Steinerne Stadt, Hamburg 2003 *(Hartmut Rübner)* 4/545

Mensch sein, das heißt ... – Rosa Luxemburg und ihre Freunde in Geschichte und Gegenwart. Internationales Kolloquium anlässlich des 70. Geburtstages von Prof. Dr. Annelies Laschitza. Hrsg. von Rainer Holze und Eckhard Müller, Berlin 2004 *(Heinz Deutschland)* 1/108

Le Milieu Intellectuel Catholique en Allemagne, sa Presse et ses Réseaux (1871–1963). Das katholische Intellektuellenmilieu in Deutschland, seine Presse und seine Netzwerke (1871–1963). Hrsg. von Michel Grunewald und Uwe Puschner, Bern u. a. 2006 *(Gerd Dietrich)* 2–3/381

Mühlberger, Detlef: Hitler's Voice. The Völkischer Beobachter, 1920–1933. 2 vols. Vol. 1: Organisation and Development of the Nazi Party. Vol. 2: Nazi Ideology and Propaganda, Oxford u. a. 2004 *(Manfred Weißbecker)* 2–3/387

Mühlhausen, Walter: Friedrich Ebert 1871 bis 1925. Reichspräsident der Weimarer Republik, Bonn 2006 *(Dieter K. Buse)* 4/531

Müller, Reinhard: Herbert Wehner – Moskau 1937, Hamburg 2004 *(Ursula Langkau-Alex)* 1/110

Mümken, Jürgen: Anarchosyndikalismus an der Fulda. Die FAUD in Kassel und im Widerstand gegen Nationalsozialismus und Faschismus, Frankfurt a. M. 2004 *(Hartmut Rübner)* 4/537

Ohlerich, Gregor: Sozialistische Denkwelten. Modell eines literarischen Feldes der SBZ/DDR 1945 bis 1953, Heidelberg 2005 *(Ulrich Prehn)* 2–3/407

Pas, Niek G.: Imaazje! De verbeelding van Provo (1965–1967), Amsterdam 2003 *(Gerd-Rainer Horn)* 2–3/413

Pätzold, Kurt: Der Führer ging, die Kopflanger blieben. Ein historisches Finale und aktuelle Kontroversen, Köln 2005 *(Richard Albrecht)* 2–3/389

Pätzold, Kurt: Im Rückspiegel: Nürnberg. Der Prozeß gegen die deutschen Hauptkriegsverbrecher 1945/46, Köln 2006 *(Richard Albrecht)* 2–3/389

Penzo, Giorgio: Die existentielle Empörung. Max Stirner zwischen Philosophie und Anarchie, Frankfurt a. M. u. a. 2006 *(Maurice Schuhmann)* 2–3/367

Precht, Richard David: Lenin kam nur bis Lüdenscheid. Meine kleine deutsche Revolution, Berlin 2005 *(Sven Steinacker)* 2–3/411

Prüfer, Sebastian: Sozialismus statt Religion. Die deutsche Sozialdemokratie vor der religiösen Frage 1863–1890, Göttingen 2002 *(Heiner Jestrabek)* 4/536

Puschnerat, Tânia: Clara Zetkin: Bürgerlichkeit und Marxismus. Eine Biographie, Essen 2003 *(Gilbert Badia)* 2–3/370

Quellen zur europäischen Verfassungsgeschichte im 19. Jahrhundert. Institutionen und Rechtspraxis im gesellschaftlichen Wandel, Teil 1: Um 1800. Hrsg. von Peter Brandt, Martin Kirsch und Arthur Schlegelmilch, 1 CD-ROM, Bonn 2004 *(Heinz Warnecke)* 2-3/364

Recht und Justiz im gesellschaftlichen Aufbruch (1960–1975). Bundesrepublik Deutschland, Italien und Frankreich im Vergleich. Hrsg. von Jörg Requate, Baden-Baden 2003 *(Gerd-Rainer Horn)* 1/132

Rechts und links der Seine. Pariser Tageblatt und Pariser Tageszeitung 1933–1940. Hrsg. von Hélène Roussel und Lutz Winckler, Tübingen 2002 *(Simone Barck)* 1/119

Saage, Richard: Demokratietheorien. Historischer Prozess – Theoretische Entwicklung – Soziotechnische Bedingungen. Eine Einführung. Lehrbuch, Wiesbaden 2005 *(Volker Gransow)* 2-3/366

Schälike, Waltraud: „Ich wollte keine Deutsche sein". Berlin-Wedding – Hotel „Lux" – Dietz Verlag, Berlin 2006 *(Klaus Drobisch)* 1/112

Schirrmacher, Gerd: Hertha Kraus – Zwischen den Welten. Biographie einer Sozialwissenschaftlerin und Quäkerin (1897–1968), Frankfurt a. M. u. a. 2002 *(Ursula Langkau-Alex)* 2-3/371

Schöne, Jens: Frühling auf dem Lande? Die Kollektivierung der DDR-Landwirtschaft, Berlin 2005 *(Gerd Dietrich)* 1/123

Schütte, Heinz: Zwischen den Fronten. Deutsche und österreichische Überläufer zum Viet Minh, Berlin 2006 *(Ulrich van der Heyden)* 2-3/392

„Schwabinger Krawalle". Protest, Polizei und Öffentlichkeit zu Beginn der 60er Jahre. Hrsg. von Gerhard Fürmetz, Essen 2006 *(Gerd-Rainer Horn)* 1/129

„Sei Tapfer und wachse dich aus". Gustav Landauer im Dialog mit Erich Mühsam. Briefe und Aufsätze. Hrsg. und bearb. von Christoph Knüppel, Lübeck 2004 *(Hubert van den Berg)* 1/107

Les Solidarités internationales. Histoire et perspectives. Sous la direction de José Gotovitch et Anne Morelli, Bruxelles 2003 *(Ursula Langkau-Alex)* 1/133

Sowjetjugend 1917–1941. Generation zwischen Revolution und Resignation. Hrsg. von Corinna Kuhr-Korolev, Stefan Plaggenborg und Monica Wellmann. Essen 2001 *(Ralf Zwengel)* 2-3/399

Stitziel, Judd: Fashioning Socialism. Clothing, Politics and Consumer Culture in East Germany, Oxford und New York 2005 *(Annette Kaminsky)* 1/122

Stremmel, Ralf: 100 Jahre Historisches Archiv Krupp. Entwicklungen, Aufgaben, Bestände, München und Berlin 2005 *(Kurt Schilde)* 1/106

Ulrich, Axel: Politischer Widerstand gegen das „Dritte Reich" im Rhein-Main-Gebiet, Wiesbaden 2005 *(Klaus Drobisch)* 2-3/386

Ulrich, Jürg: Kamenev: der gemäßigte Bolschewik. Das kollektive Denken im Umfeld Lenins, Hamburg 2006 *(Wladislaw Hedeler)* 4/535

Unsere Feinde. Konstruktionen des Anderen im Sozialismus. Hrsg. von Silke Satjukow und Rainer Gries, Leipzig 2004 *(Gerd Dietrich)* 2-3/408

Vogt, Stefan: Nationaler Sozialismus und soziale Demokratie. Die sozialdemokratische Junge Rechte 1918–1945, Bonn 2006 *(Kolja Lindner)* 1/118

Vor die Tür gesetzt. Im Nationalsozialismus verfolgte Berliner Stadtverordnete und Magistratsmitglieder 1933–1945. Hrsg. vom Verein Aktives Museum e. V., Berlin 2006 *(Ingo Materna)* 1/113

Wigger, Iris: Die „Schwarze Schmach am Rhein". Rassistische Diskriminierung zwischen Geschlecht, Klasse, Nation und Rasse, Münster 2007 *(Ulrich van der Heyden)* 4/546

Winterhager, Friedrich: Günther Gereke. Ein Minister im Spannungsfeld des Kalten Krieges. Biographischer Essay, Ludwigsfelde 2002 *(Gerd Dietrich)* 2–3/379

Zeitgeschichte als Streitgeschichte. Große Kontroversen nach 1945. Hrsg. von Martin Sabrow, Ralph Jessen und Klaus Große Kracht, München 2003 *(Ilko-Sascha Kowalczuk)* 4/522

Zwangsarbeit im Europa des 20. Jahrhunderts. Bewältigung und vergleichende Aspekte. Hrsg. von Hans-Christoph Seidel und Klaus Tenfelde, Essen 2007 *(Wladislaw Hedeler)* 2–3/405

Zwischen Aufbruch und Abbruch. Die DDR im Jahre 1956. Hrsg. von Siegfried Prokop, Berlin 2006 *(Matthias Wagner)* 4/552

Wissenschaftliche Mitteilungen und Briefe an die Redaktion

Errata – Corrigenda *(Ottokar Luban)* 2–3/423

Gedankenlosigkeit oder Mißbrauch? 2–3/416

Helmut Bleiber (19. November 1928 bis 3. Mai 2007) *(Walter Schmidt)* 2–3/422

Replik auf Manfred Weißbeckers „Juwelen oder gewöhnliche Glassteinchen im Streit um den Faschismusbegriff?" *(Andreas Umland)* 2–3/421

Studierende – verweigern Sie den Bachelor-Abschluß! *(Peter Grottian und Wolf-Dieter Narr)* 1/138

Register der Autorinnen und Autoren

Albrecht, Richard
2–3/145, 2–3/389

Amenda, Lars
4/489

Andresen, Knud
2–3/237

Badia, Gilbert
2–3/370

Barck, Simone
1/119

van den Berg, Hubert
1/107

Buse, Dieter K.
4/531

Deutschland, Heinz
1/108

Dietrich, Gerd
1/123, 2–3/365, 2–3/379, 2–3/381, 2–3/408

Drobisch, Klaus
1/112, 1/122, 2–3/386

Escher, Felix
1/117, 1/127

Ettinger, Frank
4/549

Feldman, Peter
4/553

Ferberg, Nils
2–3/256

Forsbach, Ralf
1/115

Götz von Olenhusen, Albrecht
2–3/380

Graf, Andreas
2–3/141, 4/425

Gransow, Volker
2–3/366

Groß, Klaus-Dieter
1/60, 2–3/384

Grottian, Peter
1/138

Grundmann, Siegfried
2–3/169

Hedeler, Wladislaw
1/135, 2–3/305, 2–3/374, 2–3/401, 2–3/403, 2–3/405, 4/535

van der Heyden, Ulrich
1/125, 2–3/392, 4/546

Hofmeister, Adolf E.
2–3/391

Horn, Gerd-Rainer
1/129, 1/132, 2–3/413

Ihme-Tuchel, Beate
1/126

Jestrabek, Heiner
4/536

Kaminsky, Annette
1/122

Knobloch, Andreas
4/512

König, Gudrun M.
4/540

Kowalczuk, Ilko-Sascha
2–3/357, 4/505, 4/518, 4/522, 4/525

Kuckuk, Peter
4/541

Langkau-Alex, Ursula
1/110, 1/133, 2–3/371, 2–3/375

Lindner, Kolja
1/118

Luban, Ottokar
2–3/423, 4/499

Materna, Ingo
1/113

Meese, Thomas
2–3/162

Narr, Wolf-Dieter
1/138

Nelles, Dieter
2–3/275

Peters, Helmut
1/97, 2–3/393

Prehn, Ulrich
2–3/407

Raasch, Markus
4/427

Rübner, Hartmut
2–3/333, 4/537, 4/545, 4/554

Savin, Andrej
2–3/305

Schilde, Kurt
1/106, 2–3/405, 4/533

Schmidt, Christopher
2–3/325

Schmidt, Walter
2–3/422

Schuhmann, Maurice
2–3/367, 2–3/384, 2–3/398

Schultz, Gebhard
4/546

Siebeneichner, Tilmann
4/468

Siegfried, Detlef
2–3/409

Steinacker, Sven
1/3, 2–3/382, 2–3/411

Tosstorff, Reiner
2–3/350, 2–3/394, 2–3/396

Umland, Andreas
2–3/421

Velarde, Hugo
4/517

Wagner, Matthias
4/527, 4/552

Warnecke, Heinz
2–3/364, 4/548

Weißbecker, Manfred
1/88, 2–3/377, 2–3/387

Zwengel, Ralf
2–3/399

Freie Universität Berlin, FB Politik- und Sozialwissenschaften, IWK-Redaktion, Ihnestraße 22, 14195 Berlin